

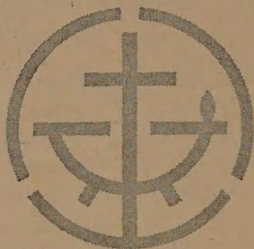
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT



10017055118

BV  
4022  
F7  
1918

GERMAN



LIBRARY

Southern California  
SCHOOL OF THEOLOGY  
Claremont, California

Aus der Bibliothek  
von  
Walter Bauer

geboren 1877  
gestorben 1960

# VADEMECUM

FÜR

## ANGEHENDE THEOLOGEN

VON

**DR. FR. H. R. v. FRANK,**  
GEHEIMRAT, O. PROFESSOR DER THEOLOGIE.

---

**2. AUFLAGE**

BEARBEITET UND GEKÜRZT

VON

**PROFESSOR D. R. H. GRÜTZMACHER,**  
ERLANGEN.



LEIPZIG

1918

A. DEICHERT'SCHE VERLAGSBUCHH. WERNER SCHOLL

Preis: M. 5.—, geb. M. 6.50.







BV  
4022  
F7  
1918

# VADEMECUM

FÜR

ANGEHENDE THEOLOGEN

VON

DR. FR. H. R. v. FRANK,

GEHEIMRAT, O. PROFESSOR DER THEOLOGIE.

---

2. AUFLAGE

BEARBEITET UND GEKÜRZT

VON

PROFESSOR D. R. H. GRÜTZMACHER,  
ERLANGEN.



LEIPZIG

1918

A. DEICHERTSCHKE VERLAGSBUCHH. WERNER SCHOLL

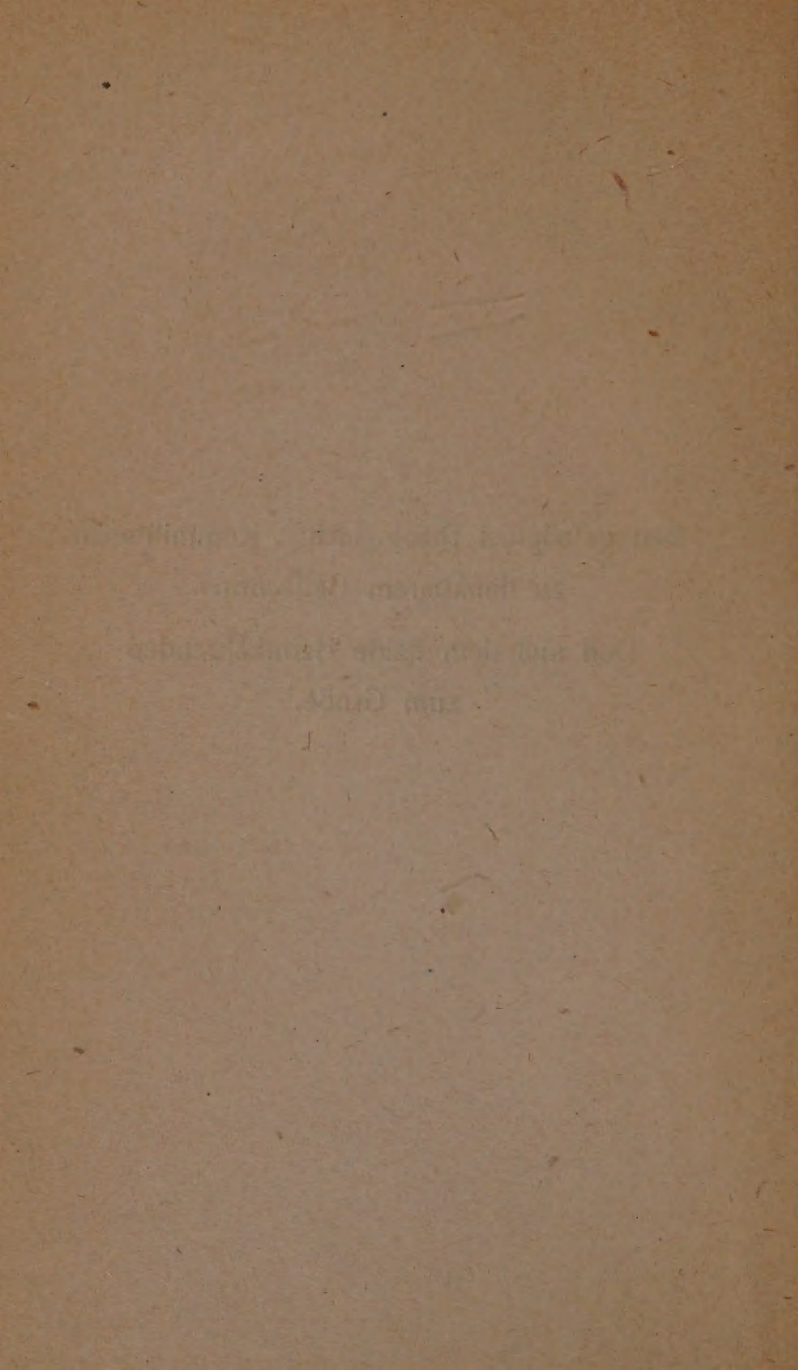


Alle Rechte vorbehalten.

Den gefallen theologischen Kommilitonen  
zu dankbarem Gedächtnis.

Den aus dem Felde Heimkehrenden  
zum Gruße.





## Vorwort zur ersten Auflage.



er zumeist auf dem Feld der Systematik Dienst getan, den gelüftet's wohl, den festgeschlossenen Waffenrock einmal aufzuknöpfen und in freierer Weise sich zu ergehen. Zumal wenn inzwischen einige Erfahrungen gleichwie im kirchlichen Leben überhaupt so vornehmlich im akademischen Lehramt ihm erwachsen sind, deren Aussprache der jüngeren Generation zu gute kommen könnte.

Meinem speziellen Beruf gemäß habe ich mein Augenmerk besonders auf die Einführung in die systematische Theologie gerichtet; und schon infolgedessen kam es mir nicht bloß darauf an, den ersten Anfängern Handreichung zu tun, sondern die „angehenden“ Theologen auch bis ans Ende des Universitätsstudiums und darüber hinaus zu geleiten. Denn „angehende“ Theologen sind doch in gewissem Sinne auch die andern, welche die Bänke der Auditorien schon verlassen haben: sie und wir mögen täglich daran gehen, rechte Theologen zu werden, weil auch in dieser Hinsicht wirs noch nicht ergriffen haben oder schon vollkommen sind.

Erlangen, den 29. Mai 1892.

Dr. v. Frank.

## Vorwort zur 2. Auflage.



Gerade 25 Jahre nach dem erstmaligen Erscheinen ergab sich, daß Franks Vademecum vollständig vergriffen sei.

Die Frage nach einer erneuten Auflage wurde zunächst von dem Herrn Verleger D. theol. Werner Scholl bejaht und der Unterzeichnete von ihm um ihre Vorbereitung freundlichst ersucht. Die genaue Durchsicht des Frankschen Werkes ergab einen doppelten Eindruck. Einmal erschienen in ihm Schätze seelsorgerlicher Weisheit in akademischer Höhenlage geborgen, die auch heute noch jungen Theologen wertvollen Dienst tun können, weil sie zeitloser Art sind. Nicht minder haben die theologischen Grundprinzipien und Urteile Franks vollen Anspruch auch von den Studierenden des 20. Jahrhunderts gekannt und ernstlich erwogen zu werden. Auf der anderen Seite aber wies das Vademecum in der vorliegenden Form starke Mängel auf; im Unterschied zu den übrigen Werken Franks war es weder der Form noch dem Inhalte nach geschlossen und ausgereift. Mehr denn ein halbes Tausend zweckloser und z. T. kaum verständlicher Fremdwörter fand sich vor, die eine Streichung oder Übersetzung verlangten und gestatteten. Eine außerordentliche Breite beeinträchtigte zum Teil Klarheit und Verständnis der Ausführungen



wie z. B. die des ganzen Abschnittes: „Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen“. Ebenso wenig gehörte schon damals, geschweige denn heute die ausführliche und zum Teil gereizte Polemik wider die Ritschlsche Theologie in ein Vademecum. Um das Buch lebensfähig zu erhalten, war darum eine Kürzung das erste Erfordernis. Diese ist durch Streichung von mehr als einem Drittel des Frankschen Textes ausgiebig vollzogen.

Besonderen Anstoß und Mißverständnisse hatten die Ausführungen Franks über die christlichen Studentenverbindungen hervorgerufen. In dem ersten und zweiten Jahrgang der Zeitschrift des Schwarzburgbundes (1891/92 und 1892/93) sind eine ganze Reihe von Artikeln darüber erschienen. Sie haben dann auch zu einem Briefwechsel mit Frank geführt, der im Druck erschien: „Die christlichen Studentenverbindungen und das Franksche Vademecum“, herausgegeben von Fr. Nägelsbach, Erlangen 1892, Verlag von Junge. In ihm stellte Frank für eine etwaige zweite Auflage eine Zurechtstellung von Mißverständnissen und Ergänzungen in Aussicht. Diese sind im Sinne Franks von dem Unterzeichneten vorgenommen, aber auch darüber hinausgehend die christlichen Verbindungen gewürdigt worden. (S. 122 ff.) Durch eine teilweise Umstellung des Stoffes in diesem Abschnitt ist eine größere Klarheit in den Gedankenzusammenhang zu bringen gesucht.

Der Überblick über die Geschichte der systematischen Theologie, der die Eigenart dieser Einführung ausmacht und nach des Herausgebers Meinung gerade auch für Anfänger zur Orientierung wertvoll ist, hat eine entsprechende knappe Weiterführung bis zur Gegenwart erfahren (S. 192 ff.). —

An eigenen Abschnitten<sup>1)</sup> hat der Herausgeber sodann noch eine ganz kurze Skizze der Geschichte der Universität und des Studententums eingefügt, die wesentlich nur zur weiteren Vertiefung in diese beiden Gebiete, die dem Akademiker wie die Heimat bekannt sein müssen, anregen soll. Sodann hat er den Umkreis der allgemeinen Bildung durch den Verweis auf die Naturwissenschaft erweitert und unter den Sozialformen, die gerade das Leben des Studenten bereichern sollen, auch die Freundschaft eingehender gewürdigt.

Der Versuchung, Lehren aus dem Weltkriege für die Universitäten und speziell das theologische Studium einzufügen, habe ich widerstanden und nur an einer Stelle darauf aufmerksam gemacht, wie die tiefsten Fragen und Schwierigkeiten für eine wirklich christliche Theologie auch durch den Weltkrieg unverändert bleiben. Die Wirkungen dagegen auf die allgemeinen akademischen Verhältnisse und das studentische Leben vorauszusagen, ist noch immer verfrüht. Programme akademischer Lehrer werden hier

<sup>1)</sup> Sie sind in Sterne (\* \*) eingeschlossen und umfassen die Seiten 13—18, 83—96, 102—104, 122—126, 192—205.

auch herzlich wenig ausrichten; von der Tat der heimkehrenden Kommilitonen erwarten wir dagegen eine Reinigung und Belebung unserer akademischen Arbeit und unseres Universitätslebens. Möge der sittliche und religiöse Ernst, den gerade die theologischen Kommilitonen in ergreifender Stärke im Kampfe erwiesen haben, unseren Universitäten und unserer Kirche zu Gute kommen.

Erlangen, den 31. Oktober 1917

am 400. Reformationsfest.

Der Herausgeber

D. R. H. Grützmacher.



# Inhaltsverzeichnis.

- I. Kapitel: **Lebensaussichten.** S. 1—18.
- II. Kapitel: **Den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen.**  
S. 19—34.
- III. Kapitel: **Anfang des Universitätsstudiums** S. 35—82.  
Religionsunterricht S. 35—38; Die theologischen Schwierigkeiten auf der Universität S. 39—44; Schriftlesung und Gebet S. 45—47; Die Bildung der theologischen Überzeugung S. 48—52; Das Studium der Philosophie S. 53—60; Das Studium der allgemeinen Religionsgeschichte S. 61—62; Das Studium der alten Sprachen und des Deutschen S. 63—68; Das Studium der hebräischen Sprache S. 69—73; Gewinn einer allgemeinen Bildung S. 74—82.
- IV. Kapitel: **Universitätsleben** S. 83—137.  
Die Universitäten im Mittelalter und in der Reformationszeit S. 83—86; Die Universitäten im 17. und 18. Jahrhundert S. 87—88; Die Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert S. 89—90; Die Entwicklung des Studententumes im 19. Jahrhundert S. 91—96; Die akademische Freiheit S. 97—100; Gemeinschaft und Freundschaft S. 101—104; Studentische Gemeinschaftsformen S. 105—108; Das Verbindungswesen S. 109—112; Verlobungen S. 113; Die Wahl der Pfarrfrau S. 114—116; Die christlichen Verbindungen S. 117—128; Das Duell S. 129—131; Kollegbesuch S. 132—134; Wechsel der Universitäten S. 135—137.
- V. Kapitel: **Mitte und Ende des Universitätsstudiums**  
S. 138—217.  
Das Studium der systematischen Theologie S. 138—144; Naturwissenschaftliche Probleme S. 145—150; Erkenntnistheorie S. 151; Natürliche und geistliche Erkenntnis S. 152—156; Die kirchliche Lehrentwicklung S. 157; Ökumenisches Lutherthum S. 158—159; Die Theologie der alten Kirche und des Mittelalters S. 160—161; Luther

und Melanchthon 162–163; Die lutherischen Bekenntnisschriften S. 164–165; Die Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts 166–172; Pietismus, Philosophie, Rationalismus S. 173–174; Die monistische Philosophie S. 175; Schleiermacher S. 176–180; Die ältere liberale Theologie S. 181; Die neuere kirchliche Theologie S. 182–184; Die Ritschlsche Theologie S. 185–191; J. Kaftan und W. Herrmann S. 192–194; Harnack; Die „historischen“ Jesusbilder S. 195–196; Die religionsgeschichtliche Theologie S. 197; Der Neuprotestantismus 198–199; Die Erlanger Theologen: Hofmann, Frank, Ihmels S. 200–203; Die biblische Theologie: Cremer und Kähler S. 204; Predigt und Katechese S. 205–210; Ethische Predigten S. 211–212; Die ersten Predigten S. 213–215; Liturgie, Kirchenlied, Erbauungsliteratur S. 216–217.

**VI. Kapitel: Die persönliche Lebenshaltung. S. 218–254.**

Jugendlichkeit S. 218–219; Deposition S. 220–223; Mannheit S. 224–227; Amtswürde S. 228–230; Verfestigung S. 231–235; Geistige Selbstzucht S. 236–238; Selbstbeherrschung S. 239–242; Haltung S. 243–247; Ihr seid Christi S. 248–250; Alles ist Euer S. 251–254.

---

**Corrigendum.**

S. 203 Z. 2 v. u. l. 1912 statt 1913.





# I. Lebensaussichten.



Wer einmal jung gewesen ist, weiß davon zu reden, mit welchen Gefühlen und Erwartungen er bei der Wahl seines Berufes in die Zukunft hinausblickte. Es geht nicht immer sehr ideal dabei zu. Denn wir leben in einem realistischen Zeitalter, und der weithin fühlbare Druck beengter äußerer Verhältnisse, der auch auf unserer Jugend lastet, wirkt wesentlich mit bei der Ausgestaltung ihrer Zukunftsbilder. O es sind zum Teil recht dürre, philiströse Gesellen, welche dem Studium der Theologie sich widmen! Bei anderen Fachwissenschaften kann man's schon verstehen, wenn vorherrschend nur der Gedanke an das Fortkommen, an die Lebensstellung es ist, welcher die Leute bewegt und einem bestimmten Studium zuführt. Nicht das ist das Nächste, daß man sich vornimmt, eine segensreiche Tätigkeit, auf welchem Gebiete des Lebens immer es sei, zu entfalten, auch nicht einmal diejenige innere Befriedigung, welche aus dem Einklang von Neigung und Begabung mit der entsprechenden Wirksamkeit erwächst. Sondern die Befriedigung erwartet man in erster Linie von dem behaglichen sorgenfreien Lebensgenuß, für welchen der Beruf und die Berufsarbeit das Mittel bildet man hat Freude an der Arbeit, wenn sie diesen Zweck

erfüllt, man klagt darüber und wird ihrer überdrüssig, wenn der Erfolg ihrer Mühe nicht entspricht. In dieser Hinsicht ist vielfach zwischen den höheren Berufsarten und dem Handwerk kein wesentlicher Unterschied; wir sehen den Handwerker mit Vergnügen seine bisherige Beschäftigung aufgeben, wenn sich ihm sonstwo ein einträglicher Posten darbietet; und wenn ein studierter Büreaubeamter seltener dazu kommt, so liegt es hauptsächlich nur daran, daß die gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten ihn innerhalb seiner Stellung festhalten. Ausnahmen sind es, wenn solch ein Mann mit Begeisterung von seinem Berufe redet, von der segensreichen Bedeutung solcher Berufsarbeit für das gemeine Wohl. Denn in aller Art des Berufs sind die regelmäßig wiederkehrenden, handwerksmäßig zu erledigenden Geschäfte die häufigsten, die, welche den größten Teil des Tages ausfüllen; und Neues zu schaffen, eingreifend zu wirken, ist nur wenigen, diesen aber auch nur hie und da gegeben.

Es wäre ein großer Irrtum, zu wähnen, daß die Theologen — auf ihre Mehrzahl gesehen — von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus bei der Wahl ihres Berufes zu Werke gingen. Ja wir können uns einer Tatsache nicht verschließen, welche sowohl dem Gymnasiallehrer wie dem akademischen Lehrer sich aufdrängt, wenn er die künftigen Theologen an sich vorbeiziehen oder an sich herankommen sieht. Es sind vielfach — denn selbstverständlich gibt es

auch hier Ausnahmen — nicht die begabtesten, nicht die gewecktesten, ideal gerichteten Jünglinge, welche dem theologischem Studium sich zuwenden. Der Stand eines protestantischen Geistlichen nimmt zum mindesten in der Gegenwart, weder nach seiten seiner äußeren Lage noch hinsichtlich seiner Wertung in den Augen der großen Menge, „der Gebildeten“ zumal, eine Stellung ein, welche geeignet wäre, hochfliegende Gedanken der begabteren und ehrbegierigen Jugend auf sich zu lenken. So geschieht es, daß vielfach nur genügsamere Seelen, Leute von geringerer Begabung, aus niederem Stande, dem theologischen Studium sich zuwenden.

Es sind, das dürfen wir offen bekennen, in der Tat auch keine glänzenden Aussichten, welche dem jungen Theologen sich eröffnen, weder nach seiten der Gemeinschaft, in welche er eintritt, noch nach seiten der Stellung, die ihn erwartet. Und doch darf man schon vom niederen, allgemein menschlichen Standpunkte aus behaupten, daß das evangelische Pfarramt niemals seinen Reiz und seine Anziehungskraft für die Jugend verlieren wird. Jeder einigermaßen ideal angelegte Mensch — und ein gewisses Maß solcher Idealität dürfen wir bei unsrer deutschen Jugend doch immer voraussetzen — wird sich leicht ein wohlthuendes Bild ausmalen können von dem Leben und Wirken eines Mannes, dem die Pflege der höchsten Interessen seiner Mitmenschen, wie immer man dieselben im übrigen auffasse, anvertraut ist.

Vor allem die Stellung und der Beruf eines Landgeistlichen kann diese idealen Gedanken wecken und unterhalten. In der Stille des Landlebens, fern von dem Gehetz des städtischen Treibens, in einfachen, schlichten Verhältnissen, der geborene Führer einer an Bildung unter ihm stehenden Gemeinde, mit der Pflege derjenigen Seite des menschlichen Lebens betraut, von welcher die wirkliche Befriedigung des Herzens, das schließlich allein nachhaltige Glück der Menschenseele abhängt — was könnte es, auch beim Mangel äußeren Glanzes, für einen schlichten, nicht nach hohen Dingen trachtenden Jüngling Edleres, Begehrenswerteres geben, zumal wenn das Ziel nicht allzu hohe Anforderungen an die Begabung und Kraftanstrengung des Studierenden stellt? Auch die Unabhängigkeit, die Freiheit der Bewegung, die Unge-  
nuertheit des Lebens mag das ihrige dazu beitragen. Dazu ist der Kreis seiner Tätigkeit ein ausgedehnterer, der allgemeinen Bildung entsprechenderer, als wo von früh bis Abend ein und dieselbe Arbeit, oft ein überaus beschränktes Gebiet, den Beamten beschäftigt. Was dem Geistlichen, der fernab von den Kulturzentren unter seinen Bauern sitzt, etwa an Weltbildung und Gewandtheit abgeht, kommt ihm in hohem Maße wieder ein durch die Möglichkeit eines weiteren und freier gewählten Kreises seiner Beschäftigung, vorausgesetzt, daß er nicht verbauert.

Absichtlich habe ich bis jetzt an die niedere Betrachtungsweise mich gehalten, wie sie die nächst-



liegende, allgemein zugängliche ist. Ich sage nicht, daß Einer Theolog im wahren Sinne des Wortes, daß er ein Pastor nach dem Herzen Gottes werde, der keine andere als diese Betrachtungsweise kennt oder es zu keiner anderen bringt. Aber dies sage ich, daß man ja nicht in schlechter Idealisierung von erträumter Höhe auf diese Niederungen herabschauen möge. Es ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man soll den jungen Leuten nicht einbilden, daß der geistliche Beruf seinem Wesen nach etwas anderes sei als auch ein Beruf, in einer Reihe stehend mit sonstigen Berufsarten, ihnen darin gleich, daß er dazu dient, sein Leben zu fristen durch geordnete Arbeit im Dienste des Ganzen. Es ist ein Brotstudium, dem der junge Theolog sich zuwendet, ebenso wie der angehende Jurist und Mediziner. Es soll und es kann dabei bleiben, ohne daß damit an sich schon eine Schädigung des geistlichen Berufes verbunden wäre. Wer es weiß, mit welcher Not um die Bedürfnisse des irdischen Lebens die Geistlichen zu kämpfen haben, solche denen es wahrlich nicht an Verständnis der Hoheit des evangelischen Predigtamtes und Hingebung an dasselbe fehlt, der wird nicht von vornherein es für einen Abweg erachten, wenn bei der Wahl des geistlichen Berufes der Blick darauf gerichtet ist. Dieser niedere Gesichtspunkt ist nicht unverträglich mit dem höheren, vielmehr wird nachmals der letztere in seiner Wahrheit sich dadurch zu bewähren haben,

daß er unbeschadet des ersteren, in Einordnung aller natürlichen Lebensinteressen unter das höchste Ziel, fortbesteht.

Dieses höchste Ziel und die eigentliche Aufgabe des evangelischen Pfarramtes ist es, die Lebensquellen des Evangeliums in diese Welt des Todes ausströmen zu lassen. Wer von dieser Seite her hinausblickt auf das Amt, für welches er als Theolog sich zu bereiten im Begriffe ist, der kann nicht hoch genug den Enthusiasmus spannen, mit welchem er seinem Lebensberuf entgegengeht. Alles was sonst menschlich interessant, ideal, befriedigend an diesem Amte sein mag, was auch einen christlich unerfahrenen, aber doch höher organisierten Menschen dahin ziehen kann, tritt alsbald zurück hinter jene eine Erwägung, etwa so wie die mancherlei edlen Perlen, denen der Kaufmann nachstrebte, in seinen Augen zurücktraten hinter die eine kostbare Perle, auf welche er unversehens gestoßen. Wiederum all das Niedrige und Widrige, welches mit solchem Amte sich verbindet, die Dürftigkeit des äußeren Lebens, der untergeordnete Rang, der Spott und die Verachtung der Weltkinder — alles dieses wird überströmt und hinweggeschwemmt von der Flut seliger Erwartung, von welcher das Herz des Jünglings getragen wird in Gedanken an die unvergleichliche Bestimmung des priesterlichen Amtes. Und das ist keine Erwartung, welche etwa nur auf Jugendträumen beruhte und mit den steigenden Jahren als Einbildung sich herausstellte. Im

Gegenteile, je länger ein Mensch lebt, je älter ein Christ wird, desto mehr fühlt er die Nichtigkeit all der Güter und Freuden, welche bis dahin sein Herz an sich zogen und erfüllten. Es ist das eine gemeinsame Erfahrung des natürlichen wie des geistlichen Menschen, nur mit verschiedenem Erfolg. Dort knüpft sich daran Entsagung, Abgestumpftheit, Blasiertheit, Pessimismus; hier verbindet sich das Bewußtsein von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles irdischen Genusses, auch wenn es ein an sich erlaubter ist, mit der stillen, seligen Freude, welche das Herz im Frieden seines Gottes genießt. Freilich nur wer dessen am eignen Herzen inne geworden ist, wird auch im Stande sein, dasselbe in den Seelen der seiner Obhut und Führung anvertrauten wahrzunehmen und demgemäß seine Tätigkeit bestimmen.

Es gibt infolgedessen keinen Beruf sonst, bei welchem die innere Sammlung, die sittliche Hebung und Konzentration überall in solchem Maße erforderlich wäre wie bei dem geistlichen. Geschäftsmäßige Behandlung der Dinge verträgt sich anderwärts recht wohl mit gewissenhaftem Vollzug, hier dagegen, bei den pfarramtlichen Geschäften, ist es anders. Der geistliche Mensch, und vom Pfarrer verlangen wir mit Recht in erster Linie, daß er ein solcher sei, soll immer er selbst sein, immer die Zügel des Regiments überall seine Lebensäußerungen in der Hand haben, mögen dieselben nun hoch oben in dem Bereiche der geistlichen Welt oder tief unten in dem Gebiet der er-

dischen und niedrigen Dinge sich bewegen. Denn er ist des Herrn, und diese irdische Welt ist auch des Herrn. Die Gefahr aber, welche den Träger des Amtes gemäß der Natur seiner Stellung bedroht, ist diese, daß die Steigerung inneren Lebens, welche die spezifisch-geistlichen Aufgaben erfordern, durch künstliche Mittel hervorgebracht wird und nicht mehr der wahrheitsgemäße Ausdruck innerlicher Bewegung ist. Nichts ist natürlicher als daß Stimme und Miene des geistlich Handelnden der inneren Bewegung, der geistlichen Hebung entsprechend sich gestalten; aber wenn nun diese Hebung im gegebenen Momente nicht vorhanden ist, so wird doch die übliche Miene angenommen und der entsprechende Tonfall der Stimme erneuert. Man ist bei innerer Bewegung und Rührung wohl zu einem gewissen Tremolo der Stimme gekommen, welches als durchaus sachgemäß, der Stimmung entsprechend empfunden wurde; nun erneuert man dies Tremolo auch da, wo diese Stimmung nicht vorhanden ist. Oder man hat bei tiefeinschneidenden, über Leben und Heil entscheidenden Wahrheiten die Stimme ganz naturgemäß zu hohem Pathos erhoben; nun hält man dieses Pathos fest, auch wo sich's um einfachere Dinge handelt, und redet auf der Kanzel in einem Tone, den man sonst nicht leicht aus dem Munde eines Mannes hört. Soweit das, was wir hiermit meinen sich bloß auf sogenannte „Kanzelunarten“ beschränkt, mag die Sache hingehen, so lästig und unerbaulich auch für den Hörer

solche Gewohnheiten sein mögen. Aber die Gefahr liegt tiefer und darf nicht gering geschätzt werden: es ist die Gefahr der Unwahrheit, des Widerspruchs zwischen Schein und Wesen. Man bildet sich ein geistliche Bewegungen in sich zu tragen, während man in Stimme und Bewegung sie auszudrücken sucht und auszudrücken gewohnt ist. Es braucht das noch keineswegs Heuchelei zu sein, aber es grenzt daran.

Doch haben wir bisher das Schwerste noch nicht zur Sprache gebracht, was bei den Lebensaussichten eines jungen Theologen in Betracht kommt. Die Gegensätze von Welt und Reich Gottes, die Tatsache daß immer nur eine Minorität sich den Kräften der zukünftigen Welt erschließt, diese vor Augen liegende und doch so schwer zu ertragende Tatsache, dies alles mag in seiner Weise die Aussichten trüben, enthält aber doch nur was so oder anders den bisherigen Weltlauf seit Anfang der christlichen Kirche charakterisiert und womit der christliche Theolog von vornherein zu rechnen hat. Zu keiner Zeit aber hat in der Kirche der Widerspruch gegen die evangelische Wahrheit solch einen Grad, solch eine Kraft und Verbreitung gefunden wie in der Gegenwart. Nicht von ferne gleicht die Schärfe des innern Widerspruches, mit welchem die alte Welt das Christentum aufnahm und zurückstieß, der Tiefe des Gegensatzes, womit inmitten der Christenheit heutzutage das Weltbewußtsein dem christlichen 'Glauben sich widersetzt.



Ganz unvergleichlich höhere geistige Mächte werden jetzt im Kampfe wider das Christentum aufgeboten. Dort bei den Verfolgungen kämpfte zumeist nicht der nackte Unglaube, der vollendete Atheismus gegen die mit dem Christentum eintretende Erneuerung des Glaubens; sondern der alte, wenn auch zerfressene, aber noch im Besitz stehende Glaube, mit andersartigen, namentlich politischen Interessen, auch mit dem strikten Unglauben verbündet, erhob sich wider den unbequemen Neuling und suchte sich seiner zu erwehren. Jetzt ist es der entschiedenste, der bis in die letzten Konsequenzen hinein ausgebildete, zu einem förmlichen System vertiefte Unglaube, der darum auch alle sittlichen Prinzipien, wie sie das Ergebnis einer irgendwie noch vorhandenen Religiosität zu sein pflegen, umstößt und radikal beseitigt.

Das ist, worauf unsre jungen Theologen sich beizeiten einrichten sollen, statt in Ideale sich zu verlaufen, die zu späteren Enttäuschungen führen. Es gibt sonst Ideale genug, mit denen sie ihr jugendliches Gemüt erfüllen mögen, ohne damit Schiffbruch zu leiden. Und wir wollen ja nicht so verstanden sein, als wollten wir den angehenden Jüngern der Theologie die Hoffnungen rauben, mit denen sie in ihr zukünftiges Amtsleben hineinblicken. Das Evangelium bleibt allerwege eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben; und überdem wissen wir, daß der in uns ist, größer ist, als der in der Welt ist (1. Joh. 4, 4). Mögen wir noch so klar die

allmählich hindurchdringende Scheidung von Licht und Finsternis wahrnehmen, so haben wir doch gar keinen Grund, an irgend einem Menschen, der uns auf unserm Lebenswege oder bei unsrer amtlichen Wirksamkeit begegnet, von vornherein zu verzweifeln oder etwa zu wähnen, daß die seligmachende Kraft welche von einem kleinen, der Welt gegenüberstehendem Häuflein ausgeht, ihn nicht zu überwinden vermöchte. Kann es etwas Erhabeneres, alle Kräfte Leibes und der Seele Anspannenderes, Fortreibenderes und Entflammenderes geben, als bei diesem Kampfe, bei solcher Aussicht in den ersten Reihen zu stehen, insbesondere betraut mit dem Dienste der Versöhnung? Ihr Landpfarrer, die ihr in den Augen der Welt keinen hohen Rang einnehmt, denen das tägliche Brot spärlich zugemessen wird, spärlicher als vielleicht einem Unterbeamten, erhebt immerhin in Demut eure Häupter, als die Gott gewürdigt hat, seines Reiches Kämpfe zu führen und in erster Linie Gottes Friedensgedanken in dieser armen, unter dem Fluche der Sünde schmach tenden Welt verwirklichen zu helfen. Ohne Zweifel, jeder Beruf, und wäre es der entlegenste und niedrigste, hat in seiner Weise Anteil an der Kraftanstrengung, womit der einzelne Mensch und die gesamte Menschheit ihrem Ziele entgegenringen; und daß der Christ ihn als solchen ansehen und seinen Christenstand darin bewähren soll, hat uns die Reformation auf Grund des wieder erschlossenen Evangeliums gelehrt. Aber mag immerhin Gleichheit unter diesen

mannigfachen Berufsarten insofern bestehen, als in jedem die Gesinnung und die Treue des Christen sich zu erproben hat, so überragt doch der Beruf des Amtsträgers alle anderen bei weitem um der Herrlichkeit des Amtes willen, mit welchem der gnädige Gott hier Menschenmund und Menschenhände gewürdigt hat, Vermittler und Spender seiner alles irdische Gut überragenden Heilsgaben zu sein. Wenn über euch gar niemand in der Welt redet, wenn ihr nirgend an der Spitze eines Vereines steht, wenn euer Leben unter täglichen Mühen, unter Mangel und Sorge dahin fließt: ein einziger Gang zur geistlichen Erquickung eines leidenden und betrübten Gemeindegliedes kann euch über all diesen Verzicht trösten, über diese Beschwerden hinwegheben. Denn was gibt es auf Erden Schmerzlicheres und Unseligeres als ein seines Gottes verlustig gegangenes Menschenherz, und was gibt es Höheres und Seligeres, als wenn der Friede in solch ein Herz wiederkehrt und wenn ein Mensch gewürdigt wird, seinem Bruder solchen Trost zu spenden? Wenn einmal große Helden- und Kriegstaten in den Büchern, von denen Offb. 20, 12 geschrieben steht, einen geringeren Platz einnehmen werden als in den Büchern der Geschichte, so werden dagegen die stillen Siege, welche durch eure Hilfe im Kämmerlein und an den Siechbetten davon getragen worden sind, wie leuchtende Punkte aus dem Dunkel der zeitlichen Geschichte hervorglänzen. Es ist etwas Großes, sein Leben in solchem Dienste hinzubringen. Und nicht

am wenigsten ist zu rühmen, was euch selbst bei solcher Arbeit zufällt. Es ist ja wahr, was man oft den Theologen, den praktischen Theologen zumal, warnend zugerufen hat, daß gerade die berufsmäßige Beschäftigung mit dem Heiligen eine schwere Gefahr für ihr geistliches Leben mit sich bringe. Aber auf der anderen Seite ist es doch nicht weniger begründet, daß die berufsmäßige Nötigung, anderen das Brot des Lebens zu reichen, ganz von selbst die Frage an das eigne Herz stellen und erneuern heißt, ob die geistliche Welt unsere Heimat und das Brot des Lebens unsere Speise ist. Darin liegt eine Bewahrung, eine rückhaltende Macht wider die Lockungen der Sünde, gegen die Hingebung an die weltlichen, dem geistlichen Leben entfremdenden Gedanken, die ich auch zu den Vorzügen des theologischen Berufes und des Pfarramtes rechnen möchte. Um so schlimmer freilich, wenn trotz solcher Bewahrungsmittel, die der geistliche Beruf vor andern voraus hat, eine Hebung nicht statt findet und dadurch der Zwiespalt nur größer wird zwischen dem Inhalt der pastoralen Wirksamkeit und dem Sinn, in welchem sie geschieht. Das dünken mich die elendesten unter allen Menschen.

\*                      \*

Eine entscheidende Änderung der Lebensaussichten für die Theologen wird auch der Weltkrieg nicht herbeiführen. Dem Kriege kommt auf religiös-christlichem Gebiet keine neuschöpferische Macht zu.



Das liegt einmal im Wesen der christlichen Religion begründet und wird sodann auch durch die Wirklichkeit, soweit Menschengenossen sie zu durchschauen vermögen, bestätigt. Die christliche Religion ist eine Wirkung göttlicher Heilsgeschichte, der Krieg ein elementares Naturereignis und ein Produkt innerweltlicher, geschichtlicher Verwicklungen. Beide Größen liegen mithin auf völlig verschiedenen Flächen und werden von ganz anderen Kräften geleitet. Die natürliche Religiosität, wie sie sich im Schicksalsglauben und in Zauberei ausspricht, nicht minder Nationalreligionen, die an eine unbedingte Verbindung der Gottheit mit dem eigenen Volkstum glauben und sie zum Vollstrecker von dessen Machtpolitik machen, mögen durch einen Krieg unmittelbar gefördert werden. Eine sogenannte „deutsche Naturreligion“ kann und wird eine Belebung durch den Krieg erfahren. Die christliche Religion dagegen vermag keinen Zuwachs ihres eigentümlichen Gehaltes durch einen Krieg zu gewinnen; im Gegenteil wird sie durch jene Natur- und Nationalreligion in ihrer Eigenart und Höhenlage gefährdet. Die Gabe Gottes in der Erlösung Jesu Christi für alle Menschengenossen tritt zurück hinter der Förderung volkstümlicher Naturgüter; die überweltlichen und seelischen Werte verblassen vor den innerweltlichen und materiellen Interessen. Auf die persönliche christliche Religiosität kann ein Krieg indirekt nur insoweit eine belebende Wirkung üben, als er in das Licht des

göttlichen Worts gestellt und von diesem aus als eine Züchtigung, Prüfung und Erziehung gedeutet und angesehen wird. Er kann uns nur in jenem uneigentlichen Sinne zu einem Gnadenmittel werden, wie alles Geschehen in Natur und Geschichte vom Christen als eine Auswirkung göttlichen Gerichtes und göttlicher Gnade verstanden werden kann und soll. Infolgedessen ist auch der äußere Ausgang des Krieges für seine religiös christliche Wirkung im Prinzip gleichgültig. Siege, genossen ohne Dank gegen Gottes Güte, können schädlicher auf die christliche Religiosität wirken, wie Niederlagen, die als Gericht Gottes erlebt und getragen werden. Nicht der Krieg schafft oder fördert mithin die christliche Religion, sondern das Christentum muß seinerseits aus eigener Kraft dem Krieg christliche Wirkungen geben. Das aber ist stets nur in begrenztem Maße gelungen. So wenig wie im Frieden ist im Kriege jemals eine Massen- und Volksbekehrung möglich geworden. Der größeren religiösen Empfänglichkeit, die sich besonders am Anfange eines Krieges im Zusammenhang mit der allgemeinen psychischen Erregbarkeit einstellt, treten auf der anderen Seite stärkere Hemmungserscheinungen wie das Übermaß körperlichen und seelischen Leidens, die Unerfülltheit irdischer Wünsche und Hoffnungen auch durch die Anwendung religiöser Mittel wie Gottesdienstbesuch und Gebet entgegen.

Diese grundsätzlichen Erwägungen über das Ver-

hältnis von Krieg und christlicher Religion werden durch die geschichtlichen Beobachtungen in Vergangenheit und Gegenwart bestätigt. Der dreißigjährige Krieg hat auf der einen Seite unserm Volke einen außerordentlichen Herabgang sittlicher und religiös-christlicher Kraft gebracht; auf der anderen Seite aber haben christliche Persönlichkeiten wie etwa Paul Gerhardt ihn zu einer mächtigen Stärkung der christlichen Religion in ihrer tröstenden und erhebenden Seite in allem Leide ausgewertet. Im Zusammenhang mit den Freiheitskriegen, aber nicht schon durch sie, sondern durch das Wiederaufleben der spezifisch-christlichen Offenbarungsmittel wie des göttlichen Wortes und des christlichen Erlebnisses an Sünde und Gnade ist in begrenzten Kreisen unseres Volkes eine Erweckungsbewegung zustande gekommen, die auch belebend auf Kirche und Theologie gewirkt hat. Der Krieg von 1870/71 hat wesentlich geringere Wellenbewegungen auf religiösem Gebiete erregt, ja das Jahrzehnt nach ihm ist eine Zeit besonderen Tiefstandes wie in den meisten Provinzen des geistigen, so auch des sittlich-religiösen Lebens gewesen, der seine niederbeugende Wirkung auch auf Kirche und Theologie ausgeübt hat. Die endgültigen Folgen des Weltkrieges in dieser Richtung zu überschauen, ist in absehbarer Zeit niemand im stande. Nur soviel ist sicher, daß auch durch ihn die religiöse Lage nicht in dem Sinne verändert wird, daß die Kirche und Theologie, wenn und soweit sie das

spezifisch-christliche Evangelium weiter vertreten und nicht wieder auf die Stufe der Natur- und Nationalreligion herabsinken wollen, keinen besseren und leichteren Zeiten entgegengehen. Auch jetzt ist es nötig, daß gerade die Theologiestudierenden von Anfang an sich vor jeder Illusion hüten, um nicht bei deren Zusammenbruch mutlos und unwillig zu werden. Gewiß wird es in unserem Volke eine ganze Anzahl Christen geben, deren Religion stärker und kraftvoller durch den Krieg geworden ist, weil sie ihn im Lichte Gottes anschauen und erleben lernten, und die darum ein Salz für ihre Umwelt und auch für die Kirche zu werden vermögen. Gerade von so manchem jungen Theologen wird das gelten, so daß die Kirche eine Reihe christlicher Persönlichkeiten von ganz besonderer Festigkeit und Wirkungskraft empfangen wird, deren Dienst nicht ungesegnet bleiben kann. Aber auf der anderen Seite wird eine Unsumme von Verbitterung, von körperlicher und seelischer Gebrochenheit, von Zweifeln an Gott und seiner Weltregierung zurückbleiben, die der Aufnahme des Evangeliums [einen starken Damm entgegensetzen und die Arbeit der christlichen Kirche bedeutend erschweren werden. Christi Verheißung wird auch für die Theologengenerationen nach dem Kriege in ihren beiden Teilen Wahrheit bleiben: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“.

Franks vor dreißig Jahren prophetisch gestellte

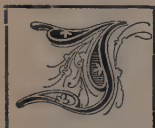


Frage kann auch heute noch keine sichere Antwort empfangen: „Wolle man doch den Unterschied nicht übersehen, welcher zwischen der Erregung christlicher Gesinnung durch die Freiheitskriege und nach den letzten deutsch-französischen Kämpfen stattfand. Und welches wird das Resultat des uns bevorstehenden neuen Völkerkampfes sein?“ (System der Sittlichkeit II, 1887, S. 465).

\* \* \*

---

## II. Den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen.



Sch kann mir wohl denken, daß der Blick auf die Lebensaussichten, wie ich sie den angehenden Theologen vorgeführt habe, auf manche mehr eine abschreckende als eine anziehende Wirkung ausübt. Es gibt redliche Seelen, nicht solche, die mit dem Glauben zerfallen sind, aber solche, welche die Anforderungen des geistlichen Amtes mit dem Stande ihres innern Menschen vergleichen und die eben dadurch sich veranlaßt sehen, auf die Wahl des theologischen Berufes zu verzichten. Wenn ihnen beim Ausblick auf den von ihnen erwählten Beruf bange werden will, so rufe ich ihnen in der Form unserer Deutschen Bibel das Wort zu: „den Aufrichtigen läßt ers gelingen“ (Sprüche Salomos 2, 7). Die „Aufrichtigen“ sind im Grundtext die „Geraden“ und wenn es Luther ihnen „gelingen“ läßt, so ist dort die „Förderung“ gemeint, welche Gott solchen, und zwar insbesondere auf dem Gebiete der Erkenntnis, in der Weisheit, zu teil werden läßt.

Wir wollen uns des Wortes und seines Sinnes zu bemächtigen suchen. Indem ich aus der Erfahrung des gemein-christlichen, insbesondere des evangelischen Glaubens schöpfe, will ich dem Gewissen des Lesers nahezutreten suchen. Die Sache ist nicht so einfach und leicht, wie sie dem ober-

flächlichen Urteil erscheint. Nichts ist in den Kämpfen der Gegenwart, sei es den kirchlichen sei es den politischen und sozialen häufiger, als daß man sich auf seine ehrliche Ueberzeugung beruft. „Ich meine es ehrlich und aufrichtig“. Und es ist ein Gemeinplatz, an dem zu rütteln schon bedenklich ist, daß man jede solche ehrliche und redliche Ueberzeugung anerkennen müsse. Man macht sie geltend zunächst und insgemein, um die eigne Ueberzeugung vor Angriffen zu decken. Wer mit dem überlieferten christlichen Glauben zerfallen ist, wer das Dogma für religiös bedeutungslos ansieht, für wen das Eingreifen einer höhern, nicht an die schöpfungsmäßigen Ordnungen gebundenen Gewalt in den Verlauf des irdischen Geschehens kein Moment der Geschichte ist, der beruft sich auf seine ehrliche, aufrichtige Ueberzeugung und verlangt, daß sie geachtet werde. Etwas anders stellen sich die Dinge, wenn von anderer Seite solch Einem entgegengetreten wird, anders nämlich hinsichtlich der Anerkennung dieser entgegenstehenden Ueberzeugung. Denn das Sonderbare, im Grunde aber Selbstverständliche, ist dies, daß die Ueberzeugung des andern zumeist die Eigentümlichkeit hat, die entgegenstehende nicht anzuerkennen, nämlich in ihrem Anspruch, anerkannt zu werden. Oder ist es vielleicht an dem, daß der Kampf des Widerparts nicht aus ehrlicher Ueberzeugung hervorgehe, daß er es nicht redlich und aufrichtig meine?

Aber wie unsäglich verkehrt auch der Gedanke

sein möge, daß widereinanderstreitende Interessen, Gegensätze, bei denen der eine Teil den Tod sieht, worin der andere das Leben findet, um der Ehrlichkeit und Festigkeit der beiderseitigen Ueberzeugung willen sich, etwa auf Grund einer allgemeinen Formel friedlich miteinander vertragen sollen, so wollen wir doch die Wahrheit, welche der Phrase zu Grunde liegt und ihr Eingang verschafft, nicht verkennen und unerörtert lassen. Zweifellos nämlich verdient der größere Achtung und steht in relativ besserem Einklang mit der anerschaffenen Bestimmung des Menschen, die Wahrheit zu erkennen, welcher eine feste Ueberzeugung sich erwirbt und ihr gemäß sich betätigt, als wer haltungslos, nach Art der vernunftlosen Kreatur, sich anziehen läßt von jedweder Lockung, welche irgend einem Naturtriebe Befriedigung verheißt. Bei der etwaigen späteren Bekehrung macht sich geltend, daß jene Entschiedenen, Ueberzeugungstreuen etwas voraus haben vor den schlaffen, charakterlosen Seelen, die je nach dem herrschenden Winde ihre Ueberzeugung und Haltung ändern.

Nehmen wir, um noch tiefer in die Sache einzudringen, die Beteiligung des natürlichen Gewissens hinzu, ohne welche solch eine Ueberzeugung nicht zu stande kommt. Denn das Gewissen hat allenthalben seine Bedeutung, wo irgend die von den Menschen unabhängigen Gesetze des Daseins, die von Gott stammenden und aufrecht erhaltenen, ihm zum Bewußtsein kommen, und es ist daher nicht ohne

Grund, wenn man z. B. von einem wissenschaftlichen Gewissen redet. Die Normen, deren auf irgend einem Gebiete des Lebens und der Forschung der Mensch inne wird, haben für ihn eine verbindliche Kraft, er fühlt sich ihnen untergeben, an sie gebunden, und wenn er sich dagegen verfehlt, so trifft ihn eine Rüge, welche doch nicht bloß von einer ihm fremden Macht ausgeht, sondern von einer solchen, womit er sich unwillkürlich identifiziert. Er fühlt sich befriedigt, indem er sie anerkennt, unbeschadet der Rüge, die er gelegentlich von ihr empfängt; es ist die höchste Instanz, auf welche er in strittigen Fällen sich beruft. Da es dem Menschen vermöge seiner Bestimmung jedenfalls zukommt, den über ihm und in der Welt herrschenden Normen und Ordnungen zu gehorchen, so kann man nicht im Zweifel sein, daß wer nach Maßgabe seines Gewissens dies tut, den Vorzug verdient vor demjenigen, der leichtfertig das Gebot in den Wind schlägt. Er gehört insofern zu den „Aufrichtigen“, als er wandelt und handelt, so wie er es versteht. Man kann auch insoweit von ihm die Hoffnung hegen, daß Gott es ihm werde gelingen lassen. Solche Festigkeit, solche Beharrung in der erkannten Wahrheit ist eine natürliche Gottesgabe, gleichwie etwa die natürliche Gesundheit, und wo solche Willensenergie zerstört wird und Flatterhaftigkeit, Leichtsinn, Charakterschwäche dafür eintritt, da ist das eine Folge der Sünde, welche einem zerstörenden Gifte gleich auch das natürliche Gute in dem



Menchen angreift und zersetzt. Wenn bei solch einem Menschen die Bekehrung eintritt, nachdem er inne geworden, daß jene anfängliche Ueberzeugung irrig war, so kommt ihm jene natürliche Festigkeit zu gute, und sie wird, in gereinigter und verklärter Gestalt, ein Charakterzug des neuen Menschen. Es wird darum auch vom spezifisch-christlichen Standpunkte aus, wonach jene Ueberzeugung als irrig, ja sündhafte erscheint, nicht ohne weiteres gefordert werden dürfen, daß das Urteil und das Verhalten eines solchen anders geartet sein solle, als wie es die „Ueberzeugung“ mit sich bringt.

Wenn wir zuerst die positive Seite der Sache anerkannt und in diesem Sinne das Wort beurteilt haben, daß Gott den Aufrichtigen es gelingen lasse, so kommt es nun darauf an, den nur relativen Wert solcher Aufrichtigkeit hervorzuheben, welcher zugleich den Uebergang zum Unwert und zur Verwerflichkeit zeigt. Haben wir bereits beobachtet, daß es unmöglich ist, den Satz durchzuführen, daß jede ehrliche Ueberzeugung anzuerkennen sei, so liegt darin, daß in jene „Ehrlichkeit“ sich Momente einschieben können, welche dem Wert derselben Eintrag tun. Es stellt sich heraus, daß der Mensch das Seine sucht, indem er der Wahrheit sich hingibt oder hinzugeben glaubt, und der Rückschlag der erkannten objektiven Normen, dessen man in leidenschaftlicher Erfahrung inne wird, kann an der Wahrheit und Gültigkeit der Ueberzeugung irre machen. Hier gewinnt nun

der Satz, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt, vielmehr die Bedeutung, daß die Hoffnung des Gelingens auf seiten derer stehe, welche „ehrlich“ der erfahrenen Zurechtweisung folgen und „aufrichtig“ genug sind, ihre „Ueberzeugung“ demgemäß zu ändern. Wer das begriffen hat, dem wird es nun gar nicht als eine Heldentat erscheinen, wenn jemand „konsequent“ an seiner „Ueberzeugung“ festhält, und wenn er das Recht solchen Festhaltens einfach darauf gründet, daß es nun einmal seine Ueberzeugung sei.

Gerade in der Richtung auf die Entstehung der christlichen Ueberzeugung beginnt Gott eine Wirksamkeit am Menschen, die nur durch die Erschütterung seiner bisherigen Ueberzeugung hindurch zum Gelingen führen kann. Weil es eine Tatsache ist, die dem Christen feststeht, daß die Kräfte der geistlichen Welt, inmitten der natürlichen Welt ihren Ort und ihre Wirksamkeit haben, so daß sie den Menschen erfassen und in der Hingabe an sie seine Aufrichtigkeit erproben, deshalb allein können wir den jungen Theologen die Zusicherung geben, daß es den Aufrichtigen gelingen wird. Der Gott, von dem es heißt: in ihm weben und sind wir (Apostg. 17, 28), ist doch nicht bloß der Schöpfergott, sondern auch der Erlösungsgott, und als solcher faßt er den Menschen an, *ubi et quando voluerit* (Aug. Conf. 5). Wir wissen aber, er wolle, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1 Tim. 2, 4).

In diesem Lichte verstehen wir, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt. Wer sich auf sein Herz verläßt, heißt es in den Sprüchen (28, 26), der ist ein Narr, wer aber in Weisheit wandelt, der wird entrinnen. So können wir jetzt auch sagen, ohne von dem Früheren irgend etwas zurückzunehmen, wer sich auf seine Aufrichtigkeit, auf seine aufrichtige Ueberzeugung verläßt, der ist ein Narr. Nämlich die Aufrichtigkeit erprobt sich zuletzt vielmehr daran, ob sie den Winken und Zügen Gottes, des Heilsgottes, aufrichtigen Gehorsam leistet. In demselben Sinne und mit demselben Rechte, wie Paulus die Universalität des Schöpfungswortes, wovon Ps. 19, 5 redet, überträgt auf die Universalität des Heilswortes (Rom. 10, 18), werden wir auch unsrerseits der Zuversicht leben dürfen, daß ein treuer, wenngleich unsichtbarer Führer, gleichwie einst der Auferstandene den nach Emmaus wandernden Jüngern, diesen aufrichtigen Seelen, zur Seite gehen und ihnen ihre Zweifel benehmen werde.

Man darf voraussetzen, daß nicht leicht Jemand dem Studium der Theologie sich zuwendet, der nicht — ich will zunächst das Mindeste annehmen — ein Bewußtsein oder ein Gefühl oder eine Ahnung hätte von der Bedeutung des religiös-sittlichen Lebens, welches zu fördern sein künftiger Beruf sein soll. Man darf voraussetzen, daß dieses Bewußtsein, wie mangelhaft es sei, ihm aufgegangen ist keineswegs nur

durch die Beobachtung der Menschengemeinschaft, in welcher er steht, sondern zugleich durch Erfahrung an sich selbst. Denn ohne diese würde auch der Blick nach außen getrübt und gehalten sein. Hier werden wir den Aufrichtigen als solchen erkennen und ihm das Gelingen in Aussicht stellen dürfen. Er wird es als eine Versuchung erachten, wenn ihm diese sittliche Basis seines persönlichen Lebens erschüttert, durch eine anderweite des physischen Lebens ersetzt werden sollte. Er kann jenen Halt seines persönlichen Lebens, er kann diese Seite des allgemein menschlichen Lebens, auf die er um seines künftigen Berufes willen hingewiesen ist, nicht ins Auge fassen, ohne der Hemmungen gewahr zu werden, an denen das sittliche Leben leidet. Wenn er aufrichtig ist, so wird er erfahren, daß er nur durch Kampf sich gegen über den Hemmungen und Gegenströmungen aufrecht zu erhalten vermag. Ja er wird, je ehrlicher er ist, gerade auch den Mangel an Aufrichtigkeit unter den Mängeln wahrnehmen, mit denen sein sittliches Leben behaftet ist. Denn auch schon vermöge des natürlich-sittlichen Urteils kann es ihm nicht entgehen, daß die Neigung in ihm vorhanden ist, die vorhandenen Mängel zu beschönigen, den Mangel geringer erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit ist. Es läßt sich freilich hier nicht mit Genauigkeit abgrenzen, was vermöge des natürlichen Gewissens erreichbar und was den einwirkenden Gnadenzügen zu danken ist. Denn Jeder

von denen, die wir hier im Auge haben, steht unter der Einwirkung solcher Gnadenzüge, und wir sind weit entfernt zu wähnen, daß es ohne dieselben ihm gelingen könne.

Ist Aufrichtigkeit auch schon bei solchen möglich, die noch außerhalb des Gnadenreiches und seiner unmittelbaren Einwirkungen stehen, so werden wir doch nicht vergessen dürfen, daß solche Aufrichtigkeit gleichwohl nicht ohne Gottes gnädige Bewahrung und Veranstaltung zustande kommt. Er schafft den Widerhalt, welchen die menschliche Sünde in ihrem Fortschreiten findet; er macht es, daß dem Lügner die Lüge zum Bewußtsein kommt und inmitten der Lüge ein gewisses Maß von Aufrichtigkeit sich durchsetzt.

Der Schöpfungsgott ist zugleich der Heilsgott, und der natürliche Mensch, der auf seine überkommene Sünde gesehen ein Lügner und ein Feind Gottes ist, steht unter der Gegenwirkung des heiligen Gottes, der als solcher nicht bloß die Sünde unterdrückt, sondern auch ihr Einhalt tut. Es ist wahr, daß ohne Wiedergeburt niemand in das Reich Gottes eingeht und eine unselige Verirrung würde es sein, wenn jemand von natürlicher Aufrichtigkeit erwarten wollte, was er nur von Neuschöpfung und Lebensumkehr hoffen darf. Aber ein Unterschied ist's doch, ob der Mensch, dem solche Wiedergeburt vermeint ist, ein ihrer noch fähiges Subjekt, oder dämonengleich gottwidrig geworden ist. Niemand vermag ja in eines anderen Herz hinein zu blicken und bemessen, was in der

Werkstätte desselben vor sich geht; nicht einmal das eigene Herz zu durchschauen ist man leicht imstande und das Ineinander des Geistlichen und des Natürlichen überall scharf zu unterscheiden. Geheimnisvoll ist auch die Art der Forterbung. Wenn zweifellos auf dem Wege der natürlichen Fortpflanzung die sündliche Neigung des Menschen im allgemeinen und auch besondere sündliche Neigungen übertragen werden, so darf man wohl auch sagen, daß eine in den Älteren eingetretene Bändigung jener Neigungen, die hier erworbene sittliche Haltung, unbeschadet der allenthalben sich fortsetzenden sündlichen Neigung, irgendwie auf die Kinder übergeht oder übergehen kann. Wir, die es mit der Bildung der theologischen Jugend zu tun haben, wissen davon zu reden, wie doch von vornherein ein Unterschied ist zwischen den redlichen, aufgeschlossenen Seelen, in welche das Wort der Wahrheit als in gutes Erdreich eindringt, und anderen, wo es mit Unkrautsamen gleich am Anfang zu kämpfen hat, oder auch wo es scheint, daß die Empfänglichkeit von vornherein fehlt. Gewiß werden wir gut tun, im weitesten Sinne das Wort gelten zu lassen, daß durch Gottes Hilfe es den Aufrichtigen gelinge. Aber die Unterschiede werden wir darob nicht verkennen. Und diese Unterschiede sind gleichwie durch mancherlei Lebensführungen, so auch durch die hierdurch bedingte Haltung und Selbstbestimmung herbeigeführt. Wenn der Eine vor dem Andern etwas voraushat und seine Seele von vornherein offener und zugäng-



licher ist, so wird es doch Gott dem Letzteren einbringen, und es kann wohl kommen, daß bei stetiger Treue die Letzten die Ersten werden.

Gott läßt es den Aufrichtigen gelingen, so wiederholen wir nun, nachdem wir die hauptsächlichsten Mißverständnisse beseitigt haben, welche an das Wort sich anknüpfen konnten. Es handelt sich um die Aufrichtigkeit, welche auf jeder Stufe des sittlichen Lebens, unter den jeweiligen Bedingungen desselben, der göttlichen Kundgebung entgegenkommt.

Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen — wir haben bisher das Wort so gewendet, wie es für diejenigen paßt, welche unbefestigt ohne besondere christliche Erfahrung, aber doch in ihrer Art guter Meinung dem Studium der Theologie sich hingeben. Denn es wird doch der ungleich seltenere Fall sein, daß einer mit bewußtem Widerspruch im Herzen, bloß aus äußeren Gründen, Theologe werden will, und mag dieser Fall vorkommen, so haben wir doch keine Ursache, speziell auf ihn einzugehen. Hoffnungslos stehen auch jenem wir nicht gegenüber; denn aller Menschen Wege sind in Gottes Hand, und so oder anders werden auch sie in die Lage kommen, Aufrichtigkeit beweisen zu können. Anders aber stellen sich die Dinge, wo schon in früher Jugend bewußte christliche Erfahrung eines Jünglings Herz zum Studium der Theologie geführt hat; anders auch wenn wir das Wort mit den Augen eines Christen betrachten

der durch die Führungen seines eigenen Lebens und durch mannigfache Beobachtungen anderer einen Einblick in die Wege Gottes gewonnen hat. Hier wird der Natur der Sache nach die Zuversich größert. Der Jüngling, welcher das gütige Wort Gottes geschmeckt und in den Kräften der zukünftigen Welt volle Befriedigung empfangen hat, wäre es auch nur anfangs- und tropfenweise, er wird seine Aufrichtigkeit damit beweisen, daß er aufmerkt, wo irgend diese Befriedigung Nahrung empfängt, und dorthin immer aufs neue seine Blicke wenden. Dies gilt von den Predigern, die er aufsucht, von der Lektüre, womit er sich beschäftigt, von den Vorlesungen, die er hört. Wohl kann das zu einer Einseitigkeit werden und verderbliche Folgen haben. Indessen wenn es sich um Uebel handelt, die man auf diesem Wege sich zuzieht, so fragt es sich doch zunächst, wo das größere Uebel sei, ob da, wo man in solcher Einseitigkeit, „*pietistischer*“ Abgeschlossenheit seines Weges zieht, oder da, wo man offen ist für alle Eindrücke und unterschiedslos, urteilslos sich ihnen hingibt. Im übrigen aber wüßte ich nicht, warum nicht mit jener Einseitigkeit ein offener Blick sich verbinden könnte für alles Gute und Schöne, was mit der christlichen Lebenserfahrung sich verträgt und in dieselbe sich einordnet. Die Enge des Weges kann zeitweilig heilsam sein, daß man sich nicht verlaufe, und der Aufrichtige wird hier auch darin sich zeigen, daß er unterscheidet zwischen dem, worüber er Macht hat

und was ihm frommt (1. Kor. 6, 12). Er kann warten, wie die Rätsel, die Widersprüche sich lösen, ohne darum die Gewißheit seines inneren Lebens zu verlieren. Wer aber mit dem Auge eines erfahrenen Christen die Wege der theologischen Jugend betrachtet, der wird zwar einerseits in viel höherem Grade als diese selbst der Gefahren sich bewußt sein, von denen diese Wege, und zumal in der Gegenwart, bedroht sind; aber er kennt auch den, der größer ist als unser Herz, dessen Gnade überschwänglicher als unsre Sünde, der auch die Irrungen der Seinen zu Heilswegen umgestalten kann. Er wird deswegen auch nicht sofort verzweifeln, wenn ein jugendlich empfängliches Gemüt sich ohne viel Ueberlegung in den Strudel der theologischen Meinungen hineinstürzt und darin unterzugehen scheint. Er darf hoffen, daß in dem Aufrichtigen der Geschmack an dem, was ächt und Gottes ist, sich durchsetzen wird inmitten aller Nachahmungen und Täuschungen, und daß auch unter den Mischungen von Wahrheit und Irrtum allmählich die Fähigkeit der Unterscheidung für ihn sich herausbilden werde.

Die Weise, wie Gott die Berufung an den Menschen herankommen und wirksam werden läßt, überhaupt die Art der Lebensführung unter Gottes Hand ist ja überaus verschieden, und nichts ist irreleitender als wenn man unbesehen und mit falscher Verallgemeinerung die Erfahrung des einen zur Regel für den Anderen macht. Aber in dem einen Stück dürfen

wir allerdings die Erlebnisse und die Führung des Apostels Paulus als maßgebend für unsere Frage ansehen, wie nämlich hier inmitten der menschlichen Sünde eine gewisse Aufrichtigkeit sich kundgibt, der es Gott zuletzt gelingen läßt — eine Aufrichtigkeit, die doch nicht schuldfrei, und eine Schuld, die doch nicht ohne Aufrichtigkeit ist. Eben diese Aufrichtigkeit ist es, der es zuletzt doch gelingt, wenngleich immer nur durch Gottes Gnade. Ich will den Gedanken etwas verallgemeinern, damit er desto festeren Halt bekomme. Nichts ist verkehrter und verhängnisvoller als die sündigen Mächte, welche in die Welt eingedrungen und in ihr wirksam sind, als natürliche zu betrachten, wärs auch nur in dem Sinne des geminderten, noch nicht vollkommenen Guten. Niemand versteht die Geschichte der Welt und seines eigenen Lebens, der nicht den schneidenden Gegensatz sich klar vor Augen hält, der nun einmal zwischen Gottes gutem Werke und dessen gottwidriger Verderbnis besteht. Aber ebenso ist nichts ungeschickter und für das Verständnis nachteiliger, als nun um deswillen jene Gegensätze als nebeneinander hinlaufend sich vorzustellen, während ihre Kräfte doch allewege sich durchdringen und alles wirkliche Geschehen nur in solcher Weise zu stande kommt. In diesem Sinne ist die Sünde eine Weltmacht, die nicht nur für sich und isoliert etwas bedeutet und wirkt, sondern die in Gottes Hand zugleich mit den geschaffenen Dingen und Kräften seine Absicht ver-

wirklicht. Denn alle Sünde wird nur vollbracht in und mit den geschaffenen Mächten, welche als gute von Gott stammen. So ist es auch mit jener Aufrichtigkeit, welche inmitten des sündigen Lebens vorkommt und sich durchsetzt. Die Sünde, das sündige Tun des Menschen als solches hört nicht damit auf, daß Gott sein Werk in ihm hat, und die Aufrichtigkeit, zu welcher Gott diesen sündigen Menschen noch befähigt, hindert nicht, daß er sich der Sünde zu beschuldigen hat. Es soll uns nicht imponieren, wenn Jemand mit seiner „ehrlichen Überzeugung“ uns kommt; denn nun wissen wir, daß diese Ehrlichkeit Verfehlung und Sünde keineswegs ausschließt. Und die Ehrlichkeit beweist sich gerade dadurch, wie dort bei Paulus, daß man den Einflüssen der göttlichen Züchtigung und Gnade zugänglich bleibt und nicht auf seine Ehrlichkeit sich steift. Aber wir wollen auch nicht täppisch drein fahren, wie die schlechten Prediger, die alles in einen Topf werfen und den Leuten, die sich auf ihre ehrliche Überzeugung berufen, vorwerfen, daß sie bewußter Weise der erkannten Wahrheit widersprechen. Hier gilts Weisheit; wer mit liebendem Blick, mit Hilfe eigener innerer Erfahrung und Selbstbeobachtung den Verlauf des Menschenlebens verfolgt, der wird diese Weisheit finden, deren wir heutzutage mehr als sonst bedürfen.

Euch Jünglingen aber, die ihr zweifelnden Mutes

und nicht ohne Bangigkeit an das Studium der Theologie herantretet, rufe ich zu: seid getrost, es wird euch doch gelingen. Nämlich, wenn ihr merkt auf die Führung eures Gottes, der eure Aufrichtigkeit prüft und euch von einer Stufe zur andern leiten wird. Er hat den Paulus aus einem selbstgerechten Pharisäer zu einem von der Gnade allein lebenden Gotteskinde gemacht; er hat den Augustin von der zuvor festgehaltenen Überzeugung, als ob das rechte Wissen auch alsbald das rechte Tun mit sich führe, durch seine Lebenserfahrung zu der besseren Überzeugung gebracht, daß es dem Menschen ohne göttliche Einwirkung und Hilfe nicht gelinge; er hat den Luther, der aus Überzeugung ins Kloster ging, aus solcher Knechtschaft zur Freiheit eines Christenmenschen weitergebracht. In all diesen Fällen wurde die jeweilig bestandene Aufrichtigkeit nicht vergewaltigt, so wenig ihr wirkliches Vorhandensein an sich schon ein Recht des Fortbestandes in sich schloß; ihre Wahrheit und ihren Wert zeigte sie eben darin, daß sie sich führen ließ; und so geschah es, daß es ihr gelang.



### III. Anfang des Universitätsstudiums.



Die Entscheidung für den theologischen Lebensberuf fällt zumeist während der Gymnasialzeit, und es mag daher am Platze sein, das Verhältnis des theologischen Studiums auf der Universität zu der Vorbereitungszeit auf dem Gymnasium zunächst mit einem Worte zu berühren. Freilich eine Einführung in die Theologie gibts hier eigentlich noch nicht; und doch, was könnte, wenn es recht zuginge, für die künftigen Theologen gerade in diesem früheren Alter geschehen! Es ist doch immerhin eine Tatsache, daß in vielen Fällen, wo es nicht schon im Elternhause geschieht, auf dem Gymnasium der Grund für die Glaubensstellung gelegt wird, welche die jungen Leute später als Theologie-Studierende festhalten. Es mag daher auch an diesem Orte auf die ungeheure Wichtigkeit des Religionsunterrichts auf den Gymnasien hingewiesen werden, wenngleich meine Rede damit eine andere Richtung nimmt als bisher, eine Richtung mehr nach oben als nach unten.

Es ist eine im Grunde selbstverständliche Forderung, daß der Religionsunterricht im Sinne der Kirche gegeben werde; denn zu bewußten und willigen Gliedern der Kirche sollen die Schüler ausgebildet werden. Und wer persönlich und theologisch im Be-

kenntnis seiner Kirche steht, dem ist jenes sachlich Selbstverständliche zugleich ein Herzensanliegen. Und doch muß ich sagen: wenn die korrekte kirchliche Lehre in einer Weise vorgetragen wird, daß sie schläfrige und teilnahmslose Zuhörer findet, wenn man die dogmatischen Formeln einprägen läßt und abhört, wie Regeln der Grammatik oder Formeln der Mathematik, so ist mirs lieber, daß ein noch unfertiger, subjektivistischer, aber innerlich erwärmter Mann den Unterricht gibt, vorausgesetzt daß er vom Geiste Gottes berührt seines Amtes wartet. Denn ein Tröpflein Leben ist besser, als ein Meer von Wissen, und das Leben verträgt sich mit mancher Mißgestalt der Erkenntnis, so gewiß auch aus dem rechten Leben die rechte Erkenntnis hervorwächst. Was die künftigen Führer des Volkes, was insbesondere die künftigen Theologen zunächst brauchen, das ist nicht das Material der geschichtlich ausgeprägten kirchlichen Lehre, sondern ein innerlich vermitteltes Verständnis der Bedeutung des christlichen Glaubens, in persönlicher wie in historischer Hinsicht. Der Lehrer soll auf alle Fälle die jungen Leute von der unsäglichsten Flachheit losreißen, die ja leider in den Kreisen, woher sie stammen, nicht selten vorkommt, als wäre der christliche Glaube eine Nebensache, die ebenso gut nicht da sein könnte. Es muß ihnen, selbst wenn sie der geistlichen Einwirkung einstweilen sich verschließen, zum Bewußtsein kommen, daß es keineswegs ein Zeichen von Bildung ist, diesen gewaltigen

Faktor des menschlichen Lebens wie Luft zu behandeln; und man darf hoffen daß, wenn ihnen erst einmal dieser Eindruck geworden ist, sie allmählich weiter kommen und die ihnen nahegebrachten geistlichen Früchte in sich aufnehmen. Damit ist keineswegs gemeint, daß der erbauliche Charakter beim Unterricht vorwiegen solle: unwillkürlich und absichtslos soll die Erbauung einfließen. Man nehme den Schüler voll in Beschlag, interessiere ihn für die Bedeutung der Sache, lasse ihn das Gewicht derselben, auch für das menschliche Denken, je nach der Entwicklungsstufe auf welcher er steht, empfinden: sind es doch die höchsten Probleme des menschlichen Daseins, die hier in Frage kommen, und auf deren Lösung eine Geistesarbeit ohnegleichen verwendet worden ist.

Zur Einführung in die Theologie schon während der Gymnasialzeit wäre solch ein Unterricht erwünscht, und die Aufgabe, welche ihm damit gestellt würde, wäre meines Erachtens nicht zu hoch. Freilich, was der künftige Theologe, was der Theologie-Studierende vor allem braucht, ein wenn auch nur elementares Leben in der Gemeinschaft Gottes und unter dem Einfluß seiner Gnadenkräfte, das kann kein menschliches Wort als solches, wäre es auch das bedeutendste, ihm verschaffen. Das ist ein Reservatrecht Gottes, der zu sich zieht, wen er will, wenngleich dieses Wollen keine Willkür, sondern durch die Heilsordnung bedingt und in dieselbe gefaßt ist. Das menschliche Wort des Lehrers ist dazu bestimmt, daß Gott dadurch zu sich

zieht, den er will, und sich erbarmt wessen er will — nämlich der Gott, welcher den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Es braucht der Schüler darum doch nicht fern gehalten zu werden von der Bekanntschaft mit den Gegensätzen, welche zur Zeit mit dem christlichen Glauben um die Herrschaft kämpfen. Denn im allgemeinen darf man annehmen, daß so oder anders ein Jeder auch außer der Schule von diesen Gegensätzen berührt werde, und so wenig er intellektuell ihrer mächtig zu werden jetzt in der Lage ist — wenn er es überhaupt jemals sein wird —, so hat er doch das Bedürfnis, sich persönlich mit ihnen auseinander zu setzen. Dieses geschieht aber allein auf dem Wege, auf welchem der christliche Glaube überhaupt seine Siege gewinnt, auf dem sittlichen, mittelst des sittlichen Eindrucks. Hiernach bemißt sich Art und Umfang des Eingehens auf die Gegensätze von Seiten des Lehrers: wie es auf der Kanzel nichts taugt und niemandem hilft, gegen die Ungläubigen zu wettern, sondern durch die Macht des Zeugnisses zu Gefühle kommen soll, daß der in uns, in der Kirche ist, größer sei als der in der Welt ist, so wird in ähnlicher Weise auch in der Schule die Sache ohne viel Polemik und Disputation auf das sittliche Gebiet hinausgespielt werden müssen — an diesem Felsen bricht sich der Widerspruch, hier im engen Kreise, gleichwie draußen auf dem theatrum mundi, wo Gott der Herr seine sittlichen Ordnungen aufrechterhält und durchsetzt, den Atheisten und

Materialisten zum Trotz, welche prinzipiell und mit hoher Weisheit diese Ordnungen leugnen.

Doch genug hiervon. Mein Zweck ist ja nicht den Lehrern Ratschläge zu geben, sondern denen ein Führer und Berater zu sein, welche aus der Hand der Gymnasiallehrer hervorgehen und auf der Universität das Studium der Theologie beginnen. Ich wollte nur aussprechen, wie ich mir ungefähr den inneren Stand der Jünglinge denke und wünsche, welche für den geistlichen Beruf sich vorzubereiten im Begriffe stehen. Es wäre ein schlimmer Anfang des Universitätsstudiums, wenn sie nicht irgendwie berührt worden wären von dem Geiste, der auch inmitten des akademischen Wirrsals in alle Wahrheit leitet. Wer nicht dessen sich getrösten dürfte, daß Gott sein Werk in jedem Menschenherzen hat, und daß seine Wahrheit zuletzt siegreich hindurchbrechen werde durch die düsteren Nebel, welche den freien Ausblick in die Welt des Glaubens verhüllen, dem könnte es wohl recht bange werden für die Jünglinge, welche die Fahrt auf dem klippenreichen Meere des akademisch-theologischen Lebens beginnen. Die fest im Glauben der Kirche stehenden Praktiker, welche wissen, was allein den Gemeinden frommt, haben doch nicht Unrecht, wenn sie mit Schrecken und Unwillen das Chaos beobachten, welches in den Hörsälen der Theologie und auf dem Markte ihrer literarischen Produktionen entstanden ist. Sie gedenken an die Verpflichtung, welche — gleichviel ob durch Eidesformeln gefordert

oder aus der Natur und dem Zweck des akademisch-theologischen Berufes abfolgend — den theologischen Dozenten obliegt, ihre Jünger tüchtig zu machen für das Amt, das die Versöhnung predigt, und für den Dienst der Kirche, wonach sie begehren. Man soll auch gar nichts abdingen wollen von dem Gefühle des Jammers und der Entrüstung, wie es jeden ehrlichen Christenmenschen, geschweige denn einen rechtschaffenen Pastor erfassen muß, wenn er sieht, daß ein nicht geringer Teil der Theologie-Studierenden am Ende ihrer Lehrzeit angekommen, die gute Beilage eingebüßt haben, mit der sie die Universität bezogen, und nun vor der Wahl stehen, noch in letzter Stunde einen andern Beruf zu wählen oder mit gebrochener Zuversicht, mit beschwertem Herzen den angefangenen Weg weiter zu verfolgen. Schon äußere Gründe werden die Meisten, welche in diese Lage kommen, dazu drängen, bei der einmal getroffenen Berufswahl zu beharren und sich vorläufig hineinzudenken in die Arbeit eines evangelischen Geistlichen, wie sie nun einmal üblich ist. Wie traurig auch solch ein Ausgang des theologischen Studiums sein möge, ganz hoffnungslos ist er gleichwohl nicht. Denn Gott hat seine Hand da auch noch im Spiel, und die Nötigung, nunmehr mit den geistlichen Stoffen zum Zwecke praktischer Tätigkeit sich zu befassen, kann zur Folge haben, daß die eigne Seele ernstlicher nach dem fragt, was ihr not ist. Mit dankbarer Freude habe ich oft die Beobachtung gemacht, wie doch der



Übertritt in die praktische Tätigkeit, zumal wenn der Kandidat in seinem Kapitel ernste und geförderte Amtsbrüder findet, einen inneren Umschwung einleitet, den man zuvor nicht erwartete. Das Leben bildet eben mehr als das Katheder, und die Hand Gottes, die im Leben auf uns einwirkt, führt sicherer als menschliche Unterweisung.

Aber eben diese Tatsache wird uns doch veranlassen, die akademischen Zustände, die Lage der gegenwärtigen Theologie, in welche der junge Theolog einzutreten hat, noch von einer anderen Seite als der vorhin besprochenen zu betrachten. So wenig wir die Schuld der gelehrten Theologie und den Schaden, welche sie angestiftet hat, leugnen oder beschönigen wollen — sie hat die Dinge vielfach in profaner Weise angefaßt, statt mit heiligem Ernst und mit heiligen Händen —, so hieße es das hier vorliegende Unrecht mit gleichem vergelten, wollten wir, wie man öfter hört und liest, die gegenwärtige Lage lediglich unter dem Gesichtspunkt der Schuld und der Verfehlung beurteilen. Vor allen Dingen: wer unter uns zur Zeit einen Lehrstuhl in der Theologie einnimmt, hat kein Recht und keine Macht, die Dinge anders zu finden, als wie sie in Wirklichkeit liegen. Es ist eine Torheit, wie guter Meinung sie immer ausgesprochen werde, zu fordern, daß die Lehrer der Theologie vermöge ihrer Verpflichtung gegen die Kirche sich einfach so anstellen sollen, als läge die Periode des Rationalismus, des Kritizismus, des

Pantheismus, mit all ihren Ausläufern, nicht hinter ihnen. Ihr sollt, sagt man uns wohl, euch zur Kirche rechnen, als Diener der Kirche euch gebahren und die Lehre der Kirche vortragen. Aber so einfach diese Forderung erscheint, sie ist widersinnig, weil ihre Ausführung unmöglich; sie ist verwerflich, weil ihre Erfüllung, soweit sie möglich wäre, statt Nutzen vielmehr Schaden bringen müßte. Das einzige Beispiel, welches man für die Ausführbarkeit anführen könnte, wäre das der mittelalterlichen Scholastik, deren immerhin gewaltige Geistesarbeit und Leistung getragen war von dem Bewußtsein der Gebundenheit an die Auktorität der Kirche. Aber diese Gebundenheit war hier ein Glaubenssatz, von dem man ausging, und den wir evangelischen Theologen niemals in gleicher Weise erneuern können. Und wie züngelten doch in dem von hierarchischer Auktorität zusammengehaltenen und von scholastischem Scharfsinn, der auch das Unmögliche möglich zu machen wußte, verteidigten Hause allenthalben schon zeitig die Flammen der Zwietracht heraus, die schließlich über ihm zusammenschlugen.

Nein, wie sehr wir auch erfüllt sein mögen von Schmerzgefühl über die theologische Zerrissenheit unsrer Tage, darüber sollten wir doch als Christen einig sein, daß wir nicht ohne Gottes Willen in diese Lage gekommen sind und daß es darum Gottes Wille nicht sein kann, sie zu ignorieren. Gerade so, wie es Unrecht sein würde, wenn Gott schwere, dunkle Geschicke über unser Leben, unser Haus, unser Volk

kommen läßt, das Auge vor ihnen zu verschließen, statt uns, so gut es geht, mit ihnen auseinander zu setzen. Denn auch hier ist, obschon in verschiedenem Maße, die menschliche Schuld nicht aus-, sondern eingeschlossen. In allem, was geschieht, auch dem Schlimmsten, hat Gott seine Hand, und es wird gut sein, uns zu hüten vor dem üblichen Mißbrauch der Lehre von der göttlichen Zulassung. Gottes Ordnung, Gottes Willen haben wir in jeder Führung anzuerkennen, immerhin eingerechnet die menschliche Schuld, und darum taugt es nicht, das Auge davon wegzuwenden und den Fuß davon zurückzuziehen, damit man sich nicht verunreinige. Es ist auch Reines dabei; und wie unser tägliches Christenleben uns hindurchführt durch viel Unreinigkeit, in uns und um uns, und wir doch hindurchmüssen und dabei rein bleiben, rein werden sollen, ebenso gibts in der Theologie schlammige Wege, die wir freilich lieber vermeiden würden, die wir aber dennoch passieren müssen, weil sie nun einmal da sind und weil wir nur mit Durchschreitung derselben zum Ziele gelangen können. Und wir wollen doch ja nicht so tun, als hätten bloß andere, „Ungläubige“, das Wasser getrübt und den Schmutz hergebracht, wir aber und unsere orthodoxen Väter wären wie unschuldige Kindlein. Wie die Sünden der Väter an den Kindern, so sucht Gott auch die Verfehlungen früherer Theologengeschlechter heim an den kommenden. Wir können nicht so tun, als ginge die Sache uns nicht an. Wir

können auch unsre werdenden Theologen nicht so behandeln und lehren, als ginge sie die Sache nichts an.

So weiß ich denn für unsre jungen Theologen, wenn sie die Universität beziehen, keinen anderen Rat, als daß sie getrost sich hineinwerfen in das Getriebe der theologischen Meinungen und Kämpfe. „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein“, das gilt auch hier. Gewiß wird ein in gläubigen Kreisen aufgewachsener, durch gläubigen Gymnasialunterricht vorgebildeter Jüngling nicht ohne Anstoß und Aergernis die kritischen Fragen, welche sich in der Regel gleich von vornherein darbieten, durcharbeiten, selbst wenn ihm dieselben nicht in profaner Weise, sondern mit wissenschaftlichem Ernst und auf Grund christlicher Gesinnung vorgetragen werden. Ich halte es darum auch für geratener, das theologische Studium nicht mit einer Einleitung in das A. und N. T., nicht mit den Evangelien, nicht mit der Genesis, sondern mit solchen Schriften zu beginnen, bei welchen die kritische Frage nicht vorschlägt, wohl aber die Kraft des geistlichen Lebens den Leser unmittelbar berührt, wie bei den paulinischen Briefen, bei den Psalmen und Propheten. Denn darauf kommt es meines Erachtens vornehmlich an, den wenn auch dünnen Faden, welcher das Herz des Jüngers noch mit seinem Gott verbindet, das unmittelbare Glaubens- und Gebetsleben, soweit es noch in ihm vorhanden ist, zu stärken, damit nicht völlige Oede in dem Herzen Platz greife und die guten Keime, die etwa noch vorhanden waren, ersticken. Eine

Seele, die noch irgendwie mit ihrem Gotte verbunden ist und höheres Leben, wenn auch in geringer Weise, von ihm empfängt, kann viel Schutt vertragen, der sich darüber legt — was haben doch unsere Gemeinden in der rationalistischen Zeit alles vertragen, ohne ganz ertötet zu werden!

Nichts liegt dem jungen Theologen, der sein Studium auf der Universität begonnen hat, näher, als täglich einen Schriftabschnitt in der Ursprache zu lesen. Denn die Bedeutung, welche das Schriftwort für die Kirche gleichwie für die eigne theologische Ausbildung hat, steht inmitten aller Streitigkeiten und Zweifel so fest, daß ich mir keinen Theologen denken kann, der nicht jene von selbst sich aufdrängende Forderung anerkennen müßte. Und ebensowenig könnte ich mir irgend einen der jungen Theologen, die ich hier im Auge habe, vorstellen, der nicht so oder anders, und wäre es in der einfachsten Form, sich täglich betend zu Gott nahete. Denn ohne irgend ein religiöses Leben wird sich doch wohl niemand zum Studium der Theologie entschließen, und das Gebet ist der natürlichste und unmittelbarste Ausdruck solcher Stimmung. Ich rede noch gar nicht davon, wie dieses Gebet beschaffen sei oder beschaffen sein solle, sondern nur daß es irgendwie vorhanden ist. Und ebenso darf ich voraussetzen, daß solches Gebet in irgendwelche zeitliche und sachliche Beziehung trete zu der regelmäßig geübten Lektüre der h. Schrift.

Ich setze meine Hoffnung darauf, daß, wenn diese beiden elementaren Stücke eingehalten werden, die unerläßliche Berührung mit all den verwirrenden und unheiligen Elementen der Theologie, die gleich von vornherein auf den Jünger derselben eindringen, ihm nicht schaden wird, mindestens nicht so, daß ihm die Fähigkeit verloren ginge, sich immer wieder zu recht zu finden. Denn so viel wird, und wäre es auch zunächst unbewußt, Jeder inne werden, daß ein Hauch religiösen Lebens aus der urkundlichen Schrift uns anweht, wie er in gleicher Ursprünglichkeit und Frische sonst nicht leicht begegnet. Mag es sein, daß es dem Anfänger zunächst nur wie ein Hauch der Poesie erscheint, was in Wahrheit Odem Gottes oder eines von Gott erfaßten Gemütes — die Poesie ist doch tatsächlich mit der Religion verwandt — immerhin wird mit dem Innewerden dieses Anhauches sich eine Hebung verbinden, welche in das Reich göttlicher Wirklichkeit hinüberführt. Es ist gar nicht nötig, daß man bei solcher Schriftlektüre zunächst über das einfache Wortverständnis hinausgehe und sich viel mit grammatischen oder sonstigen Schwierigkeiten abquäle. Was es um die Heiligkeit, um die Gerechtigkeit, um die Gnade sei, wird dabei unbestimmt bleiben; wie sich die historischen Tatsachen der evangelischen Geschichte mit einander vergleichen, läßt sich vorläufig nicht ermitteln; wie die scheinbar widersprechenden Lehren sich miteinander vertragen ist für den Augenblick nicht festzustellen. Aber der



Eindruck des höheren Lebens hängt nicht davon ab, ob die geistlichen Wirklichkeiten, welche unbeschadet ihrer begrifflichen Bestimmtheit unlösbar miteinander verbunden sind, für das Bewußtsein in entsprechender Weise sich unterscheiden. Der Tag bricht auch für das natürliche Leben, welches wir jeden Morgen aufs neue beginnen, dennoch an, wenngleich vorläufig die Welt noch in unsicheren Umrissen vor uns liegt. Allmählich scheidet sich doch auseinander, was fürs Erste noch düster und ungeklärt bei einander lag. So wird sich's auch im geistlichen Leben verhalten. Wenn wir nur merken, daß Leben uns umgibt und unser eignes Leben in Beziehung dazu tritt. Es wird schon allmählich klarer werden, je höher die Sonne aufsteigt.

Ich meine nun, diese zwei Begleiter des theologischen Studiums, von denen wir ausgegangen sind, werden sich gegenseitig stützen und fördern, unter Umständen auch wohl hemmen und zurechtweisen. Beides kann nicht wohl stattfinden, ohne in innere Beziehung zu treten zu dem sittlichen Leben mit seinen täglichen Kämpfen, seinen Schwankungen und Niederlagen, seinen Neuanfängen und Erfolgen. Hier kommen wir zu dem Punkte, wo schließlich — aber allerdings nur im Zusammenhange mit den vorerwähnten Stücken — die Entscheidung darüber fällt, ob ein junger Theologe in dem Nachdenken über religiöse Dinge und über die Lehraussagen des Christentums, in den kritischen Fragen über die Echtheit und

Wahrheit des Schriftwortes stecken bleibt, oder ob er allmählich mit der höheren geistlichen Welt, die in diese niedere irdische sich herabgesenkt hat, innerlich so zusammenwächst, daß ein lebendiger Christenglaube daraus hervorgeht.

So meine ich, wird die theologische Überzeugung und Richtung sich allmählich festigen und ausgestalten, wenn die Grundlagen gegeben sind, von denen aus das Gebäude sich erheben kann. Wie das Herz in euch ist, sagen wir mit Jak. Böhme, so wird der Himmel über euch sein, Ihr werdet euch durch die Widersprüche, die man euch vorhält, nicht abwendig machen lassen von dem Wege, den ihr eingeschlagen habt. Es ist eine unnütze und irreführende Hast, wenn man in solchen Fällen auf sofortige Ausgleichung der Gegensätze dringt, statt zu glauben und zu warten. Goethe hat gelegentlich seines späteren Zusammentreffens mit Jung Stilling es als „anmaßlich“ bezeichnet, daß derselbe alles, was auf seinem abenteuerlichen Lebensgange „vernünftigerweise“ ihm Gutes begegnete, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuschrieb; und es wollte ihm nicht in den Sinn, daß Stilling die schlimmen, schwer zu ertragenden Folgen, welche aus unserm Leichtsinne und Dünkel hervorgehen, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik ansah. Hier scheiden sich ja freilich die Wege, und was dem einen anmaßlich erscheint, gilt dem andern als Zeichen kindlich-demütigen Vertrauens. Es ist ein Zeichen fort-

geschrittenen Glaubens, wenn ein Christ, alles was ihm widerfährt, Gutes wie Schlimmes, als göttliche Schickung, das Gute als Gnadengabe, das Schlimme als Heimsuchung und väterliche Züchtigung auffaßt; und Jesaia hat die scheinbare Ergebung und Demut des Ahas, da er sich weigerte, ein Zeichen vom Herrn zu fordern, was ja auch „anmaßlich“ gewesen wäre, ganz anders beurteilt (Jes. 7): aber der Tadel trifft zu, wenn ein Christ vorschnell und vorwitzig in Gottes Rat eindringen und die Geheimnisse Gottes konstruieren will. Es ist Freude und Seligkeit, den Wegen Gottes nachzudenken, seiner Herrlichkeit nachzuschauen, wenn er an uns vorübergeht; es gibt auch keinen lebendigen und gereiften Christen, der nicht beim Rückblick auf sein Leben die wunderbaren Führungen und die segensvollen Fußtapfen seines Gottes zu rühmen wüßte; aber bei alledem ist es Sache einer gewissen geistlichen Keuschheit und Zurückhaltung, daß man Gottes Gedanken über unser Leben nachspürend nicht vergesse, wie sie doch höher sind als unsre Gedanken, und daß seine Wege nicht so leichthin unseren Augen sich erschließen. Es kann wohl geschehen, daß Gott den, welcher vorwitzig seine Wege in der Geschichte aufzeigen will, auf die Finger klopft, damit er seine Hand auf den Mund legen lerne. Und wenn auch das Ziel unsrer Wege das Schauen sein soll, so leben wir hienieden im Glauben, und nur einzelne Lichtblicke sind es, die uns darin verstattet werden. Da-

rum lasse ein Christ sich stille führen, als ein Kind, das an seines Vaters Hand durchs Dunkle geht; er könnte sonst, wenn er zu viel wissen und verstehen will, Anstoß nehmen und straucheln.

Ich mache die Anwendung auf den uns vorliegenden Fall. Ich habe Leute gekannt, die „vorurteilsfrei,“ wie sie's nannten, bei der Bildung ihrer theologischen Überzeugung vorgehen wollten und nicht eher glauben als bis sie mit den kritischen Schwierigkeiten, z. B. in der h. Schrift, sich auseinandergesetzt hätten. Ihrer „Wahrheitsliebe“, wie sie es nannten, widerstrebten die künstlichen Versuche der Apologetik, jene Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie sind dadurch „bester Meinung“ auf den Irrweg geraten und vom Glauben abgekommen. Dem gegenüber ist mein treuer Rat, daß man warten lerne. Und das kann man, wenn man in täglichem Gebet und Lesung der Schrift seinen inneren Menschen wach erhält und vor mutwilligen oder leichtfertigen Sünden sich hütet. Je empfindlicher dabei das Gewissen wird, je mehr man die Bitterkeit der Sünde und die Süßigkeit der Vergebung kennen lernt, um desto mehr kann man warten. Die Gnade Gottes waltet überall, auch da wo man die stellvertretende Genugtuung Jesu, ohne welche sie nicht bestünde, noch gar nicht versteht; und die Kräfte der zukünftigen Welt greifen in des Menschen Herz strafend und erneuernd ein, auch ehe man in der Dogmatik ihren Ursprung aus dem Herzen des ver-

klärten Heilands gelernt hat. Halte dich nur an diese Tatsachen deines inneren Lebens; sei stille dem Herrn und warte auf ihn; er wird Licht hervorbringen da, wo du noch Dunkel siehst und Bahn machen, wo dir's unwegsam vorkommt.

So denke ich mir etwa den Fortschritt eines aufrichtigen Jüngers der Theologie, nachdem er die Universität bezogen hat. Ich habe mich dabei mehr an den Mittelschlag gehalten, als an die weiter Vorgerückteren und an die Zurückgebliebenen. Es gibt solche, die schon in früher Jugend ihren Heiland so kennen gelernt haben, daß sie gesichert sind oder doch zu sein scheinen gegen die Anläufe ungläubiger Wissenschaft. Profane Behandlung der h. Schrift, wie man sie in Vorlesungen und Büchern hie und da erlebt, stößt sie ab und drängt sie vielmehr in das Gehege frommer Gemeinschaft und der dort herrschenden Überzeugungen zurück. Vielleicht ist diese Gattung von Theologie-Studierenden jetzt seltener als vor Jahrzehnten, damals wo der Übergang von dem früheren Pietismus in die festeren Formen des kirchlichen Glaubens sich vollzog. Denn inzwischen sind Wandelungen eingetreten, welche solch einen Abschluß nicht mehr gestatten und das Verhältnis zwischen Glaubensgemeinschaft und Welt, sei es im guten oder im schlimmen Sinne, umgestaltet haben. Darin liegt ja freilich auch die Gefahr, welcher diese an sich besser gestellten Jünger der Theologie ausgesetzt sind. Wenn dieselben jetzt

sich abschließen gegen die negativen Elemente der Theologie, so ist das Verhalten und darum auch der Erfolg dem früheren nicht gleich. Es treten ungesunde Bildungen ein und die Gefahr eines Umschlages, wie sie in der Regel einseitige Entwicklungen begleitet. Diesen Vorgerückteren gegenüber, die ein Salz in ihrer Umgebung sein können und die ich immer mit um so größerer Freude auf der Universität begrüße, je seltener sie neuerdings geworden sind, stelle ich die Zurückgebliebenen gegenüber, die etwa vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte aus sich der Theologie zugewendet haben, noch nicht im ausgesprochenen Gegensatz gegen Kirche und kirchlichen Glauben, aber auch noch ohne wirkliches Verständnis dafür. Man erlebt es ja als akademischer Lehrer von Zeit zu Zeit, daß, wenn Überfüllung in anderen Fächern eintritt, die Reihen der Theologen sich mehren, und umgekehrt dann wieder die hier eingetretene Flut anderwärts hin abströmt. Innerer Beruf ist das nicht, vielmehr banausische Berechnung. Aber auch hier gebe ich die Hoffnung nicht auf. Denn wenige würden zum Ziele kommen, wenn Gott nicht auch solcher Motive sich bediente: er führt sie nach seinen Gedanken und Heilszwecken, auch ohne daß sie es wissen. Aber die Gefahr liegt hier vor, daß solche rüde und trockene Leute, zumal wenn infolge äußerlicher Dürftigkeit kein Aufschwung selbst nur in allgemein menschlicher Hinsicht stattfindet, nun auch die theologischen Stoffe auf ihren



Standpunkt herabziehen: der Pegasus wird ins Joch gespannt und die eine Fürstin war unter den Heiden und eine Königin in den Ländern, muß nun dienen. Die offizielle Gottseligkeit im Predigerrock wird zum Gewerbe. —

Das Universitätsstudium umfaßt nicht bloß die einzelnen Fächer, welche das Gebiet der Theologie umschreiben. Auch da, wo nicht wie in Bayern, eine bestimmte Anzahl philosophischer Vorlesungen dem Theologie-Studierenden vorgeschrieben sind, wird es doch nicht leicht vorkommen, daß einer der Theologie sich widmet, ohne irgend der Philosophie und ihren allgemeinen Disziplinen ein Auge zuzuwenden. Das mag teilweise, bei den höher Veranlagten und besser Vorgebildeten, daher kommen, daß sie das Bedürfnis empfinden, den weitverzweigten Interessen und Strebungen des modernen Lebens nicht verständnislos gegenüberzustehen, teilweise aber auch, und diese Einsicht dürfte wohl in jedem Falle vorausgesetzt werden, daher, daß die Theologie ihrem ganzen Charakter nach und gemäß ihrer historischen Entwicklung mit den philosophischen Disziplinen im weitesten Sinne des Wortes eng verbunden ist und darum wenigstens einiges Verständnis der letzteren erfordert. Wenn wir dieses hinsichtlich der exegetischen Disziplinen von der altklassischen Literatur, von der Kenntnis der alten Sprachen, hinsichtlich der kirchengeschichtlichen Fächer von der Kenntnis der Weltgeschichte behaupten müssen, so läßt sich

allenfalls entgegenhalten, daß diese Vorbildung bereits auf dem Gymnasium den Theologie-Beflissenen vermittelt worden sei. Hingegen läßt sich diese Einrede nicht anwenden auf die philosophischen Disziplinen im engeren Sinne des Wortes, Logik, Psychologie, Metaphysik, Geschichte der Philosophie usw., welche so oder anders mit der systematischen Theologie eng zusammenhängen. Es ist doch nicht zufällig geschehen, daß von Anfang an die jeweilige philosophische Bildung mit der denkenden Durchdringung des Glaubensinhaltes sich verbündete. Wenn es überall menschliches Denken ist, in welches das zu Denkende, somit auch das Glaubensmaterial eingeht, und menschliches Wollen, in welches die neuen geistlichen Bewegungen der Seele sich kleiden, so ist es gar wohl verständlich, daß die jeweils vorhandenen Bildungsformen mit den neueintretenden Elementen des Glaubens in Beziehung treten, heilsame und hemmende; und daß es gar nicht möglich ist, so gewordene dogmatische und ethische Erkenntnis ohne philosophische Vorbereitung zu fassen. Man nehme dazu auch die Tatsache, daß die Metaphysik, welche mit den höchsten Prinzipien und letzten Zielen der Welt überhaupt und der Menschenwelt insbesondere sich beschäftigt, innerlich verwandt ist mit der Theologie und eben darum historisch mit ihr sich verbunden hat. Es ist wahr, daß zu jeder Zeit, und nicht am wenigsten in der unsrigen, Streitigkeiten darüber entstanden sind, ob und inwieweit es be-

rechtigt sei, die Philosophie, insbesondere die Metaphysik, in den Bereich und zum Gebrauch der Theologie heranzuziehen. Die Motive des Protestes waren verschieden, fromme wie unfromme. Wenn Luther mit großem Eifer wider Aristoteles und dessen bisherige Benützung in der Theologie sich erklärte, so beruhte dies bekanntlich auf der Tatsache, daß eine materielle Beeinflussung und Schädigung des christlichen Glaubens durch das Eindringen jener Philosophie bewirkt worden war. Wenn Schleiermacher die Theologie auf eigne Füße zu stellen beabsichtigte, mit ausdrücklicher Unterscheidung der philosophischen und der theologischen Aufgabe, so war das Motiv ebenfalls ein der persönlichen Frömmigkeit dieses Theologen entstammendes und mit dem Aufschwung des Glaubenslebens in jener Zeit zusammenhängendes, wenngleich in der Glaubenslehre Schleiermachers die Abhängigkeit seiner theologischen Lehrsätze von den philosophischen Grundanschauungen offen zu Tage liegt. Wenn aber in neuerer Zeit der Ruf nach Befreiung der Theologie von der Metaphysik, insbesondere der platonischen, erneuert worden ist, so dürfte als Resultat der bisherigen Verhandlungen sich wohl dieses zweifellos herausgestellt haben, daß gerade auf Grund einer andersartigen philosophischen Anschauung, einer Erkenntnislehre, welche der realistischen Strömung auf natürlichem Gebiete entspricht, dieser Kampf erhoben worden ist. Hier war der Anlaß nicht eine Hebung, wie in den

früheren Fällen, sondern eine Entleerung und Veräußerlichung des religiösen Lebens. Mag dem nun aber sein wie ihm wolle, so werden wir dem angehenden Theologen unter allen Umständen das Studium der Philosophie, und zwar zunächst im engeren Sinne, auf das dringende zu empfehlen haben. Denn auch wer aller Einmischung der Philosophie schlechthin verwerfend gegenübersteht, kann nicht leugnen, daß solche Einmischung geschichtlich vorliegt und daß darum ein historisches Verständnis des Lehrbegriffs, der dogmatischen Entwicklung, ohne Kenntnis der Philosophie nicht wohl möglich ist. Die wissenschaftlich-dogmatische Sprache, die *termini technici*, welche nun einmal hierbei bräuchlich sind, kann auch derjenige nicht entbehren, welcher nichts anderes als das reine Glaubensmaterial in den dogmatischen Lehrsätzen auszusprechen beabsichtigt. Und weil doch die philosophische Metaphysik mit ihren Mitteln ebenfalls die letzten Gründe und Ziele des Daseins zu erforschen trachtete, wie das in ihrer Weise die Theologie versucht, so konnte der Fall eintreten und zu Verwechslungen Anlaß geben, daß gleichlautende Ausdrücke gebraucht werden, welche dort und hier sachlich etwas anderes bedeuten.

Vielleicht darf man annehmen, daß bei den Urteilsfähigen über die Unerläßlichkeit des philosophischen Studiums für die Theologie kaum ein Zweifel besteht, mag sonst das wüste Urteil der gemeinen Menge in Beziehung auf andere Wissenschaften und

überhaupt den Wert der Philosophie herabsetzen. Und darum wird es auch nicht schwer halten, den angehenden Jünger der Theologie zu den philosophischen Studien hinzuführen. Ich hoffe dieses und erwarte es, ohne die Gefahren zu verkennen, welche für den Anfänger, ja auch für den Fortgeschrittenen, mit der Hingabe an jene Studien verbunden sind. Sehet zu, sagt der Apostel, daß nicht jemand sei, der euch als Beute hinwegführe durch die Philosophie und leeren Trug, nach der Überlieferung der Menschen, gemäß den Elementen der Welt und nicht in Gemäßheit Christi (Kol. 2, 8). Das Wort ist bedeutungsvoll genug, um wohl beherzigt zu werden, und manche redliche Seele, zumal in pietistischen Kreisen, dürfte geneigt sein, es meiner Empfehlung des philosophischen Studiums zum Frommen des theologischen entgegenzuhalten. Ich gestehe auch ganz offen, daß, wenn an jemand die Gefahr herantritt, dem einfältigen Glauben an Christus entrückt und eine Beute der Philosophie zu werden, er mit dieser brechen und sie von sich abstoßen muß, etwa wie die Jünger in Ephesus die Bücher verbrannten, die ihrer Hingabe an Christum im Wege standen, mochten sie auch 50 000 Drachmen wert sein (Apostg. 19, 19). Es ist eine unzutreffende und gefährliche Rede, wenn man den Angefochtenen sagt: ihr müßt euch durchkämpfen, nur immer weiter forschen, bis ihr zum Ziele kommt. Wo es sich um der Seelen Seligkeit handelt, da ist die allergrößte Einseitigkeit am Platze, da läßt man die Toten ihre

Toten begraben und die Philosophen ihre Schätze anpreisen, und folgt Christo nach. Es kommt ja wohl vor, daß, wenn grundstürzende Lehren in der Kirche auftauchen, die mit Geist und Gelehrsamkeit verteidigt werden, ängstliche Gemüter oder solche, deren besserer Teil der Tapferkeit die Vorsicht ist, abmahnen, darüber ein Urteil zu fällen — man erwirbt sich damit den Ruf der Unparteilichkeit und Unbefangenheit; aber es wäre eine üble Lage für den Christen, wenn er erst durch gelehrte Studien sich das Recht erkaufen müßte, über seelengefährliche Irrungen abzuurteilen.

Aber wie dem immer sei und wie sehr wir in dieser Hinsicht der gewöhnlichen Auffassung der verständnislosen Menge entgegentreten haben, so wollen wir doch mit dem Bekenntnis nicht zurückhalten, daß es nicht allgemeine Regel werden kann, dem Vater die letzte Ehre um Christi willen zu weigern und die Bücher zu verbrennen, mit denen man Allotria getrieben. So wie es nicht allgemeine Regel werden kann, dem weltlichen Herrn den Gehorsam aufzukündigen, um Christo allein zu dienen, oder allen Besitz den Armen zu geben und Christo nachzufolgen. Das gilt im Falle des Konfliktes, bei der Frage nach dem höchsten Gut im Verhältnis zu den niederen Gütern, wenn diese mit jenen zusammenstoßen — aber nicht unter allen Umständen müssen sie gegeneinander sein. Wir wollen die Anwendung machen auf die Philosophie. Der Apostel warnt vor einer solchen Hingabe an die Philo-



sophie, vermöge deren man sich als Beute von ihr, von menschlicher Weisheit hinwegführen läßt. Wir werden ja nicht vergessen dürfen, was für eine Art von Philosophie der Apostel im Auge hatte, als er jene Worte schrieb — jene schlechte dualistische und spiritualistische Philosophie, wie sie bei den Kolossischen Irrlehrern gang und gäbe war, mit ihrem Gegensatz des Geistigen und des Materiellen. Aber so gewiß d i e s e Philosophie in unmittelbarster Weise wider den Glauben verstößt, welcher weiß, daß die Fülle der Gottheit in Christo leibhaftig wohnt (Kol. 2, 9), und daß Materielles, materieller Genuß nicht schon als solcher verunreinige, so wollen wir doch dabei zugleich dessen gedenken, wie allgemein derselbe Apostel im ersten Korintherbrief redet und die Weisheit Gottes, die im Evangelium geoffenbarte, von der Weisheit schlechthin unterscheidet (2, 6ff). In der Tat ist hier kein Unterschied, nämlich kein Wesensunterschied. Wo immer menschliche Philosophie sich einschieben wolle an die Stelle des Glaubensinhaltes, von welchem wir leben, wo sie den Anspruch erhebt, daß wir ihr zugehören, wie die menschliche Kriegsbeute dem Sieger angehört, da gilt es, sie gleichzusetzen „leerem Trug,“ da sie etwas sein will, was sie dem Christen nicht sein darf — leer, weil des Gehaltes entbehrend, der uns allein befriedigen kann, und eine Betrügerin, wenn sie solchen Gehalt dem Christen zu bieten vorgibt.

Aber wenn wir fragen, worauf dieses Urteil des

Apostels beruht, so wird es sofort klar, daß wir nicht berechtigt sind, die Philosophie in jedem Sinne darunter zu befassen. Der Apostel Paulus selbst, dessen dialektische Art ihm eine besondere Stelle unter den heiligen Autoren des N. Testaments anweist, steht ebendarum nicht schlechthin ablehnend der Philosophie gegenüber. Von der Weisheit dieser Zeitlichkeit unterscheidet er eine Weisheit Gottes, und er nimmt nicht in Abrede, daß auch er Weisheit verkündige; nämlich unter den Vollkommenen (1. Kor. 2, 6). Was den Unterschied ausmacht, das ist nicht der Gedanke als Ausdruck der intellektuellen Tätigkeit, welche erkennend und wissend sich des Gegenstandes zu bemächtigen sucht; ist nicht die Fähigkeit und das Bestreben, in den Zusammenhang des Gegenstandes und seiner ihn herstellenden Momente sowie in seiner Beziehung auf anderes einzudringen; auch nicht die Fähigkeit, ein Höchstes, Allbedingendes zu setzen und im Gedanken eine daraus erwachsende Einheit alles Wirklichen zu setzen: sondern der Unterschied ist der, daß jenes Höchste und Allbedingende, wie es von der menschlichen Weisheit aufgefaßt wird, nur ein Schattenbild seiner Wirklichkeit ist, ja vielmehr daß in dieses bloß schematische Bild sich ein andersartiger, entgegengesetzter Gehalt eingeschoben hat, dessen Charakter nun auf alles übrige, wohin es für den Gedanken sich in Beziehung setzt, fortwirkt, verdorben und verderbend. Der menschliche Geist arbeitet immer nach demselben Schema und daraus

erklärt es sich, daß die formalen Beziehungen für den jeweiligen Inhalt die gleichen sein können, ohne daß damit schon eine Vermischung des Gehaltes gegeben wäre.

Hieraus ergibt sich nun freilich auf der einen Seite, daß in dem Maße, wie in dem Christen, in dem Theologen die Elemente dieser Zeitlichkeit noch gemischt sind mit den Elementen der geistlichen Welt, so auch jene Vermengung von Theologie und Philosophie sich wiederholen kann, welche durch die Geschichte der Kirche sich hindurchzieht; auf der andern Seite aber, daß die genaue Kenntniss der philosophischen Entwicklung und ihrer mannigfachen Beziehung zur Theologie gerade ein wesentliches, ja ein unumgängliches Mittel für den Theologen sein wird, die Abhängigkeit der Theologie von der Philosophie zu vermeiden. —

Es kommt dazu noch ein Weiteres, was bei dieser Gelegenheit nur kurz angedeutet werden kann, aber zu wichtig ist, um ganz übergangen werden zu dürfen. Man hat neuerdings vielfach die Frage erörtert, ob die „natürliche Religion“ als Grundlage und Ausgangspunkt der von der Glaubenslehre darzustellenden geoffenbarten christlichen Religion zu behandeln sei, und hat diese Frage öfter im Interesse der letzteren und ihrer Reinerhaltung verneint. Indessen wenn schon aus den bisher entwickelten mehr formalen Gründen geschlossen werden muß, daß die Scheidung sich nicht schlechthin durchführen läßt, so

werden wir noch hinzunehmen müssen, daß sie auch inhaltlich nicht durchaus und in jeder Hinsicht vollzogen werden kann, in dem Maße nämlich nicht, in welchem Heilsbestimmung und Heilsoffenbarung auch in der vorchristlichen und außerchristlichen Menschheit vorhanden war. Wobei immerhin festgehalten werden muß, daß jenes Maß nur dann richtig bestimmt werden kann, wenn man sich zuvor der christlichen Heilsoffenbarung bemächtigt hat, und daß mithin gar nichts verkehrter sein kann, als jene natürliche Grundlage unabhängig davon bestimmen und gar die spezifisch-christliche Erkenntnis daraus entwickeln zu wollen. Infolgedessen darf gerade die Religionsphilosophie und die außerchristliche Religionsgeschichte das besondere Interesse des Theologen beanspruchen. Eine Kenntnis der hauptsächlichsten außerchristlichen Religionen ist eine unerläßliche Voraussetzung, gerade um die Eigenart des Christentums scharf zu erfassen. —

Und dies führt mich nun alsbald zu einer weiteren Betrachtung des philosophischen Studiums, wie ich es von den angehenden Theologen betrieben wissen möchte. Es betrifft im ganzen weniger das Verhältnis zur Dogmatik, zur systematischen Theologie überhaupt, als das Verhältnis zur Exegese und Kirchengeschichte und die Frage nach der „allgemeinen Bildung“. Von der Zeit der Reformation an, zu deren Vorbedingungen das wiedererwachte Studium des klassischen Altertums gehörte, hat man, und nicht am wenigsten Luther

selbst, die alten Sprachen gepriesen, ohne deren Kenntniss man das Evangelium nicht verstehen und festhalten könne; man hat hierin eine Eigentümlichkeit, einen Vorzug der protestantischen Bildungsanstalten gefunden, und die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, wo man den Wert eines Theologen gar sehr danach beurtheilte, ob er der klassischen Sprachen mächtig sei. Wenn nun ohne Zweifel die Betonung des Deutschen beim Unterricht, wie sie neuerdings, im Zusammenhang mit dem gesteigerten Nationalbewußtsein, sich durchgesetzt hat, eine vollkommen berechnete ist, so liegt doch die Gefahr nahe, daß, wie es so häufig geschieht, ein Extrem das andre verdrängt und die Entwicklung sprunghaft vor sich geht. Es ist ganz richtig, wenn man die frühere Bevorzugung des Lateinischen bei den Prüfungen und in der theologischen Literatur damit erklärt, daß das Lateinische damals überhaupt die Gelehrtensprache war, und wenn man auf den gedrückten Stand, auf die gleichzeitige Verwahrlosung des Deutschen hinweist, welche durch die Bevorzugung des Französischen in den höheren Kreisen nur um so schlimmer wurde; aber damit ist Jedermann einverstanden und Niemand wird jene Zustände zurückwünschen — die Frage ist vielmehr, ob wir bei Vernachlässigung der altklassischen Literatur jenen Stand der deutschen Bildung aufrecht erhalten können, dessen wir uns bisher rühmen durften. Die Frage ist insbesondere für uns Theologen diese, ob wir den Charakter der Wissen-

schaftlichkeit, der unsrer evangelischen Theologie gebührt, zu behaupten im stande ist, wenn unser Kennen und Können bezüglich der altklassischen Sprachen und Literaturen herabsinkt. In erster Hinsicht dünkt mich — und ich hoffe darin nicht allein zu stehen —, daß gerade um die deutsche Bildung und die Geübtheit im Gebrauche der deutschen Sprache zu fördern, wir der alten Sprachen mächtig sein und die künftigen Theologen dazu anleiten müssen. Ich glaube die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß man in der Regel die Unbildung im Deutschen bei Solchen wahrnehmen wird, welche kein Verständnis des Lateinischen und des Griechischen sich erworben haben. Ich will den Satz nicht umkehren und sagen: Jeder, der Latein und Griechisch versteht, wird auch Meister sein im Gebrauche des Deutschen. Denn durch solche Kenntnis und Übung kann er wohl dem Deutschen entfremdet werden, wogegen sie ihm dazu dienen sollte, deutsche Art und Ausdrucksfähigkeit zu entwickeln. Ich habe dabei keinen Geringern auf meiner Seite als Luther selbst, den Meister der deutschen Sprache, welcher bekanntlich sagt, daß, wenn wir die Sprachen fahren lassen, wir nicht allein das Evangelium verlieren werden, sondern auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben könnten (WW, Erlanger Ausgabe 22, 183). Wir mögen immerhin die Fähigkeit des Menschen üben und preisen, kraft deren er des wunderbaren Reichtums und der festen Ordnungen in den Gebilden



der physischen Welt sich zu bemächtigen vermag — wir sehen darin ein wesentliches Stück seiner persönlichen Ausrüstung und göttlichen Bestimmung; aber wenn es etwas Großes, ja Hinreißendes ist, sich zu vertiefen in die Werke der göttlichen Schöpferkraft, wie sollte es nicht vielmehr menschenwürdig sein, derjenigen Seite jener Schöpferkraft nachzuspüren, wonach Gott ein geschaffenes Abbild derselben im Menschen bereitet hat, auf dem Gebiete der Freiheit, der freien Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen sich zu ergehen? Das ist's was in den altklassischen Sprachen und Literaturen uns entgegentritt und durch gar nichts ersetzt werden kann, was sonst noch als Bildungsstoff der höher aufstrebenden Jugend dargeboten werden mag. Aber vielleicht können unsrer deutschen Jugend die französische oder englische Sprache leisten, was ihr bisher die griechische und die lateinische geboten haben. Ich meine, wir Deutschen sind zu gut dazu, um uns in diese sekundäre Schule zu begeben. Gerade das, was unsere Gabe ist im Unterschied von den Franzosen und Engländern, die relativ größere Tiefe und Energie der Gedankenarbeit, die komplizierteren, freier und kühner entworfenen Geistesgebilde, die nun auch eine größere Schwierigkeit und freiere Gestaltung der Sprache bedingen, würde geschädigt und verkürzt werden, wollten wir unser Denken und unser Sprachgefühl zunächst an den Mustern der französischen und englischen Literatur üben, wogegen die altklassi-

schen Sprachen wie nichts anderes geeignet sind, uns in der Schärfe und Bestimmtheit des Gedankens wie des Ausdrucks und in der Freiheit der sprachlichen Bewegung voranzuleuchten und unsere eigentümliche Gabe zu fördern. Ich gestehe daher offen, daß mich immer eine Art satirischer Stimmung erfaßt hat, wenn ich davon reden höre, wie man das Lateinische und Griechische zurückstellen müsse, um dem Deutschen Raum zu geben. Ich weiß wohl, daß die Schwerfälligkeit, welche der deutschen Gedankenarbeit und Ausdrucksweise vielfach anhaftet, mit jenem Vorzug als Kehrseite desselben zusammenhängt; aber sollen wir, um jenes schlimmen Auswuchses ledig zu werden, die edle Ausrüstung, die zu jenem Vorzug geführt hat, wegwerfen und fremde Begabung dafür eintauschen wollen, die wir doch nicht in gleichem Maße gewinnen? Was für ein größeres Maß von Leichtigkeit in der Gedankenbildung und in der Ausdrucksweise haben zumeist die heranwachsenden Mädchen, wogegen auch schon reifere Gymnasiasten unbeholfen und schwerfällig mit dem Gedanken und mit der Sprache zu ringen haben. Aber sie bringen es danach in der Geistesbildung und in der nachhaltigen Kraft zur Bewältigung geistiger Stoffe doch in der Regel weiter als jene, und es müßten recht stumpfe Lehrer sein, welche den oberflächlichgewandten Schülern, denen die Gedanken sich leicht ablösen, flugs den Vorrang vor ihren Genossen einräumen wollten. Es erregt mir daher auch keines-

wegs ein Gefühl von Bewunderung, wenn man den Schülern einprägt, sie möchten nur immer in recht kurzen, leichten, gefälligen Sätzen schreiben und die großen Perioden vermeiden. Die letztere Ausartung kenne ich wohl und will sie gar nicht verteidigen. Aber jene Art, in kurzen, leicht dahin fließenden Sätzen zu schreiben oder zu sprechen, hat etwas Undeutsches an sich, etwas Entnervendes, während mit Cicero zu reden, quantum in cuiusque animo roboris est atque nervorum (ad div. 3, 11), in der scharfen Zusammenfassung, in der ebenmäßigen Gruppierung, in der schneidigen Vorwärtsbewegung der so formierten Gedankenkolonnen erkennbar ist. Nichts ist widerwärtiger als jene Ungezwungenheit des Stils und der Gedankenarbeit, welche da sich einzustellen pflegt, wo man der Straffheit des deutschen Geistes weichliche Popularität, wie mans nennt, entgegenstellt. Wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiet hat jene Popularität nichts zu suchen, und die, welche sich ihrer zu befleißigen suchen, mögen wohl bedenken, daß ein andres ist, wirklich in der Sprache des Volkes zu reden und demgemäß in anschaulichen, bildlichen Formen des Ausdrucks sich zu bewegen, und etwas andres, den Nachlaß in der Strenge und Schärfe des Gedankens und der Darstellung mit dem wohlfeilen Ruhme der Popularität decken zu wollen.

Aber nicht nur die Form, sondern gerade auch die Stoffe und Gedanken der altklassischen Lite-

ratur, die zudem — sonderlich von den Tagen der Renaissance an — das „moderne“ Geistesleben entscheidend beeinflussen, sollen sich die Schüler und gerade auch die Theologen aneignen. Jene Stoffe sollen sich in succum et sanguinem verwandeln, damit das eigne, das deutsche Blut dadurch gekräftigt und verbessert werde. Denn der Deutsche ist vermöge seiner universalen Ausstattung zum Ideal des Menschen angelegt, und um demselben nahe zu kommen, bedarf es für ihn der Einimpfung humanistischer Stoffe. Nimmt man hinzu, wie doch durch das Evangelium der Mensch aus seiner schlechten, verderbten Wirklichkeit zu seiner Wahrheit zurückgebracht werden soll, so wird man begreifen, warum in unsrer evangelischen Kirche, und zwar schon durch Luther, nicht erst durch den Praeceptor Germaniae, das Studium der klassischen Sprachen und Literaturen empfohlen und auf das engste mit der Pflege des Evangeliums verbunden worden ist: sie zielen beide, ein jedes in seiner Weise, auf die Vollendung des Menschen.

Wie sehr unsre gegenwärtige Zeit mit ihren vielfachen Interessen und Bestrebungen auch die Jugend schon in Anspruch nimmt, wie insbesondere das übliche akademische Leben, Kräfte und Zeit der Jugend verbraucht, ist mir wohl bekannt. Wenn es aber gelänge, auf den Mittelschulen jene Liebe und Begeisterung für die klassische Literatur wieder zu erwecken, welche unter der Leitung tüchtiger Lehrer früher viel-

fach daselbst herrschte, dann würde es dahin kommen, daß auch während des akademischen Studiums die Pflege der klassischen Literatur neben der Beschäftigung mit der Philosophie im Schwange ginge; dann würde auf den Arbeitstischen der Pastoren, wie es ehemals üblich war, auch die alten Klassiker noch ihren Platz finden und die Musestunden ausfüllen. Wenn man erwägt, daß ein großer und wichtiger Teil der theologischen Literatur in lateinischer Sprache geschrieben ist, und daß ohne genügende philologische Kenntnisse auch heute noch von einem genauen Verständnis des N. Ts. nicht die Rede sein kann, so wird man jenem Wunsche nur um so sehr beitreten. Denn es macht in der That einen kläglichen Eindruck zu sehen, wie die Lektüre des griechischen N. Ts. oder das Studium der kirchlichen Bekenntnisschriften Schwierigkeiten darbietet, um deretwillen man den deutschen Texten sich zuwendet. Protestantisch ist das nicht, und einen Fortschritt der theologischen Wissenschaft bezeichnet es auch nicht.

Möge man bei dieser Gelegenheit sich auch noch ein Wort über die Beschäftigung unsrer Theologiestudierenden mit der hebräischen Sprache, mit dem Urtext des A. Ts. gefallen lassen. Wenn es für die meisten in den Wind geredet sein sollte, so soll es doch geredet sein. Neues werde ich freilich dabei nicht wohl beibringen können; aber gegenüber der Abstumpfung, welche gerade hier in weiten Kreisen, auch der sonst eifrigen und besser gesinnten Stu-

dierenden, sowie in den Reihen der Geistlichkeit besteht, ist es wünschenswert, die Hand auf die Wunde zu legen, ob sie vielleicht wenigstens schmerze. Daß unsre evangelische Kirche auf die h. Schrift sich stützt und ihre Berechtigung durch Bezugnahme auf die Schrift geltend zu machen habe, diese von alters her bei uns überlieferte Wahrheit wird vielleicht auch jetzt noch festgehalten. Wir wollen uns freilich die neuerliche Lage der Dinge auch hier nicht verhehlen. Der Gedanke, von welchem unsre reformatorischen Väter ausgingen und der mit der Existenz der Kirche eng, ja unlöslich verknüpft ist, daß es unbeschadet aller Stufenentwicklung ein einheitlicher Offenbarungsprozeß, darum auch eine wesentlich einheitliche Heilswahrheit sei, welche in der Offenbarungsurkunde uns entgegentrete, ist ja freilich lange nicht mehr unbestritten. Das christlich-theologische Interesse am A. T. dauert jedoch meines Erachtens nur so lange, als der Christ gewiß bleibt, bei aller Mischung von Göttlichem und Menschlichem doch nicht bloß Glaubensvorstellungen darin zu finden, sondern Gottesführungen und Gottesoffenbarungen, welche wie immer fortschreitend die Herstellung eines Reiches Gottes, einer gottgeeinigten Menschheit zum Ziele hatten. Ich nehme also dieses einstweilen noch an, entsprechend dem Bilde, welches ich mir bisher von meinen Lesern gemacht habe, und operiere ex concessis.

Die Tatsache, daß die meisten von denen, welche zum Studium der Theologie sich wenden, ungenügend



im Hebräischen vorbereitet die Universität beziehen, gleichviel ob sie mit einer desfalls bestandenen Prüfung vom Gymnasium abgehen oder nicht; die weitere Tatsache, daß nur der geringste Teil von diesen während des akademischen Studiums dazu gelangt alttestamentliche Vorlesungen mit einigermaßen selbständigem Urteil zu hören; die schließliche Tatsache daß mindestens ebenso wenige der ins geistliche Amt Eingetretenen das A. T. im Grundtexte mit einiger Leichtigkeit verstehen und demnach in demselben fortzustudieren geneigt sind: diese Tatsachen, die zu leugnen man wohl kaum in der Lage sein wird, stehen in grellem Widerspruch mit der Auffassung des A. Ts. als Offenbarungsurkunde und mit der Stellung, welche unsre Kirche sich dazu gegeben hat. Wenn wir uns an die Schrift halten, so heißt das doch nicht, daß wir an die lutherische Bibelübersetzung uns halten sollen. Es ist mir freilich nicht bloß von katholischer, sondern auch von gut protestantischer Seite Verwunderung darüber ausgesprochen worden, daß ich in wissenschaftlichen Arbeiten von der lutherischen Uebersetzung Umgang genommen und möglichst streng an den Grundtext mich angeschlossen hätte: bei dem Katholiken befremdete michs weniger, da er wohl die in seiner Kirche vorgeschriebene Stellung zur Vulgata auf unsre Stellung zur deutschen Bibel übertrug, aber bei dem Protestanten war es mir doch auffallend. Niemand kann von der lutherischen Bibelübersetzung höher denken als ich; sie enthält, trotz aller Fehler,

die niemand leugnet, in unvergleichlicher Form diejenige Schriftwahrheit, welche unser deutsch-evangelisches Volk in Gottes Gnadenwege einzuführen und lautere Heilserkenntnis ihm zu vermitteln geeignet ist. Ich fürchte noch immer, daß die Hand nicht gefunden ist, welche in geistesverwander Weise die wirklich vorhandenen Uebersetzungsfehler zu verbessern vermag, und würde auch bei Einführung der revidierten Lutherbibel den jungen Theologen raten, die nicht revidierte weiter zu lesen, um ungestört durch das fremde Sprachgut Luthers Art und Ausdrucksweise auf sich wirken zu lassen. Aber ich wiederhole es: wenn und so lange die protestantischen Theologen zu wissenschaftlichem Verständnis ihres Glaubens, welches sie doch als Theologen haben sollen, nicht des Grundtextes mächtig sind, stehen sie nicht auf der Höhe, wohin sie durch die Reformation gestellt werden sollten.

Um deswillen muß ich den angehenden Theologen auf das dringendste raten, daß sie die Lücken, welche sie etwa von den Gymnasien in der Kenntnis des Hebräischen auf die Universität mitbringen, sobald als möglich ausfüllen, was am leichtesten durch folgerechte und tägliche Lektüre zunächst leichter, dann auch schwierigerer Stücke des A. Testaments geschehen kann. Denn ich denke mir das grammatische Studium an diese Lektüre angeschlossen, soweit nicht in anbetracht bisheriger Versäumnis ein förmlicher grammatischer Kurs vor- oder daneben-

hergehen muß. Viel Zeit wird hierfür nicht erforderlich sein, und die wirklich erforderliche wird sich finden, wenn der Student überhaupt seine Zeit wert und zu Rate hält. Ist es doch auch überaus wünschenswert, daß während des akademischen Studiums womöglich die ganze Bibel, oder doch die wichtigsten Teile derselben, sei es im Grundtext, sei es in Uebersetzung von dem Studierenden durchgelesen werden. Wie vieles ihm dabei unaufgeklärt bleiben, wie viele Anstöße, einstweilen unüberwindliche, ihm hier begegnen mögen, so ist es doch überaus wertvoll, zunächst den Eindruck des Ganzen auf sich wirken zu lassen und damit einen Anfang zu einer Schriftbelesenheit zu machen, wie es dem Theologen, gerade auch dem praktischen Theologen, unumgänglich ist.

Indessen bin ich durch den Seitenblick auf die Bedingungen des alttestamentlichen Studiums und dessen Notwendigkeit von dem geraden Wege abgekommen, auf welchem die frühere Erörterung verlief. Es handelte sich um die Pflege des rein und ideal Menschlichen, ohne welches die Beschäftigung mit den eigentümlich christlichen Stoffen ihr Ziel verfehlen muß. Denn wir wollen weder ein mönchisches noch pietistisches Christentum, welches die Augen zuschließt vor all dem Herrlichen, welches Gott in die natürliche Welt hineingelegt und welches doch in tatsächlicher Beziehung zur christlichen Welt steht. Um deswillen wollen wir hier zuletzt unsern Blick erweitern und alles dasjenige ins Auge fassen, was

so oder anders als natürliche Welt den Christen umgibt. Hier nun etwa Vieles und Spezielles zu nennen ist nicht wohl möglich; nur daß ich im allgemeinen aus demselben Grunde, aus welchem das Studium der klassischen Sprache und Literaturen empfohlen wurde, auf das Gebiet der Geschichte hinweisen möchte. Denn das Menschliche ist, was dem Menschen, darum auch dem Christen, zunächst nahe liegt, und die Offenbarung hat sich geschichtlich, inmitten der natürlichen Menschheit vollzogen, die darauf angelegt war, sie zu empfangen. Im übrigen sei keiner Zersplitterung und Vielgeschäftigkeit das Wort geredet, vielmehr vor ihr gewarnt. Die Polyhistoren haben je länger je mehr aufgehört, und wollte einer es jetzt darauf anlegen, so wäre es ihm zum Schaden. Nein, was wir verlangen und erstreben müssen, das ist jene Aufgeschlossenheit für alles natürlich Wahre, Edle und Schöne, wie sie jedem möglich ist und durch christliche Gesinnung nicht gehindert, sondern gefördert wird. Gleichwie der Mensch trotz der Mannigfaltigkeit seiner Gaben und Kräfte doch im Grunde einheitlicher Art ist, und in dem Brennpunkte seiner Persönlichkeit alles, was er ist und hat, sich zusammenfaßt, so ist auch die Welt, die uns umgibt, bei all ihrer Größe, Fülle und Verschiedenheit doch so auf Einheit angelegt und aus einheitlichem Schöpfergedanken entsprungen, daß es möglich ist, sie auf sich wirken zu lassen und in ihr heimisch zu sein ohne jene Einzelkenntnis, wie sie den Virtuosen in

seinem Fache auszeichnet. Eben dieses ist das Wesen der allgemeinen Bildung, wie sie gerade der Theologe um seines künftigen Berufes willen sich anzueignen Ursache hat, nicht, daß man alles weiß oder sich den Schein gibt, alles zu wissen, sondern daß man aufgeschlossen und frei genug ist, um für alles zugänglich zu sein, was irgend in dem Gesichtskreis und Interessenkreis des Menschentums gelegen ist. Ein vorschnelles Urteil über die Dinge braucht damit gar nicht verbunden zu sein, wohl aber die Fähigkeit, auf die Dinge in ihrer Beziehung zu dem Menschen, in ihrer Bedeutung für den Menschen einzugehen und dadurch die Stellung als Mikrokosmos inmitten dieses Makrokosmos, den Vorzug des Menschentums zu behaupten. Ich sagte, gerade der Theologe habe um seines zukünftigen Berufes willen Anlaß, dieser allgemeinen Bildung nachzutrachten. Denn eben dadurch wird es ihm möglich, mit Menschen verschiedenster Interessen und Berufsarten sich zu verständigen, sich ihnen auf der Seite zu nähern, worauf ihr Augenmerk vorzugsweise gerichtet ist, mit dem Handwerker über sein Handwerk, mit dem Bauern über seinen Ackerbau usw. zu reden, nicht etwa um sie zu belehren, wie früher zur Belehrung der Leute Predigten über Landwirtschaft gehalten wurden, oder wenigstens es ihnen gleichzutun, sondern vielmehr um sich von ihnen sagen zu lassen und das überall Menschliche, jeden in seiner Weise gleich Berührende darin zu erkennen.

Man darf wohl, ohne falsches Rühmen, behaupten,

ten, daß in diesem Stücke schon bisher die Theologie-Studierenden im Durchschnitt einen gewissen Vorzug vor den anderen besaßen. Nirgend ist wohl die Einseitigkeit mehr zu Hause als bei Studierenden der Medizin und der Naturwissenschaften, und zwar in dem Maße stärker, je tiefer sie vom Werte ihrer Spezialwissenschaften erfüllt sind. Man wird sie selten in einem Kolleg über Philosophie, über einen griechischen oder lateinischen Klassiker, über Geschichte finden. Sie haben dazu keine Zeit, und im Grunde ist, was die eigene Wissenschaft ihnen bietet, so gut wie alles. Das Wort Shakespeares, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als ihr euch träumen laßt, existiert für sie nicht: sie kennen und würdigen nur diejenigen, an welche ihre Spezialwissenschaft sie heranführt, das Sinnenfaßliche, Sichtbare, Greifbare. Die philosophischen Systeme sind ihnen Ausgeburten müßiger Köpfe, die es versäumt haben, sich mit den Naturwissenschaften zu beschäftigen; und vollends die Theologie mit ihren angeblichen überweltlichen Wahrheiten halten sie sich gänzlich fern. Sie dünken sich dabei sehr weise und bedenken nicht, daß ihre Naturwissenschaft sie auf Schritt und Tritt in die Philosophie zurückführt, und daß sie, um innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu bestehen, der unsinnlichen sittlichen Ordnung bedürfen wie des täglichen Brotes. Wenn die Religion, wenn insbesondere das Christentum eine gewisse Rolle in der Geschichte gespielt hat, man also diese ohne jene nicht wohl

verstehen kann, so kümmert sie das wenig, oder sie rechnen es zu den mannigfachen Verirrungen und Verrücktheiten des menschlichen Geschlechtes, von denen wir jetzt geheilt seien oder geheilt zu werden im Begriffe stünden. Die alten Klassiker gehören den Philologen, die im Grunde auch etwas Besseres tun könnten, als sich mit ihnen ihr lebenslang abzugeben und die Gymnasiasten damit zu plagen. Das Studium der Naturwissenschaften könnte und sollte für dies alles Ersatz bieten. Das Charakteristische ist auch, daß sie auf jede neue Hypothese, wenn sie nur ihrem Glauben analog ist, hereinfallen. Sie sind bereit, mit zu vereisen, wenn einmal — zum Glück nicht in nächster Zeit — die Sonne ihren Wärmeverrat an den Weltraum abgegeben haben wird; oder auch mitzuverbrennen — aber ebenfalls erst später — wenn die Erde als Brennmaterial in den Feuerofen der Sonne wird eingeschürt werden. Sie sind begeistert für den Gedanken, daß durch eine lange Ahnenreihe zweifelhafter Qualität der Mensch mit den untersten organischen Wesen verbunden sei, und wenn man solch eine Ahnenreihe nicht findet, so macht man sich eine. Tritt hinterher ein Anthropolog von Bedeutung auf, welcher behauptet, der Mensch sei von jeher so gewesen, wie er jetzt ist, und die Anthropologie sei nicht in der Lage, den Proanthropos zu finden, so hält man sich lieber an die Hypothese, als an die Tatsache. Denn es ist doch verdrießlich, mit den Hypothesen zu wechseln und auf den Fleck



zurückzukommen, von dem man ausgegangen ist Besser als in diesen Kreisen, welche auf Naturwissenschaften im engeren oder im weiteren Sinne angewiesen sind, mag es wohl im allgemeinen hierin bei den Juristen stehen, obwohl das geringe Studium der Rechtsphilosophie ein Beweis sein könnte, wie doch auch hier die Neigungen zumeist auf das Einzelne, im Leben Verwendbare, zum Examen Erforderliche, weniger auf dasjenige gerichtet sind, wodurch die Rechtsordnung mit den anderweiten menschlichen Interessen, mit dem Menschenwesen in seiner Universalität und Einheit zusammenhängt.

Ich weiß wohl, daß in der Regel, auf das mittlere Maß gesehen, die Theologie-Studierenden nicht die Begabtesten unter ihren Kommilitonen sind. Und es ist wahr, daß andre Fächer vielfach größere Ansprüche an Zeit, Fleiß und Begabung stellen: man denke beispielsweise an das überaus umfangreiche Gebiet der Medizin mit ihren Hilfswissenschaften. Es kommt, wir wollen uns das nicht verhehlen, gar häufig so zu stehen, daß, wenn jene minder Begabten, oft mit recht niederer Gesinnung Ausgestatteten, ihr Ziel notdürftig erreichen und nun den Amtsrock anlegen, die Hoffnung, welche man auf ihre Tätigkeit setzen kann, eine recht geringe ist. Die Predigten sind inhaltsleer, oder doch nur in überliefertem Geleise sich bewegend, ohne Unmittelbarkeit und Frische — es kann einem wohl das Herz dabei vor die Füße fallen. Denn wenn für andre Fächer als das theo-

logische in mancher Beziehung vielleicht mehr erfordert wird, so ist doch der Anspruch an die Produktionskraft des Theologen der ungleich bedeutendste, und diese Fähigkeit ist ohne Zweifel unter allen die wertvollste. Hier liegt nun der oft in greller, ja in schneidender Weise sich aufdrängende Widerspruch, daß die in der Sache gelegene höchste Anforderung mit der geringsten Leistung zusammentrifft. Ich kann nicht sagen, wie schmerzlich solch eine Wahrnehmung berührt. Wozu noch die andere kommt, daß die wirklich Begabten und Produktionsfähigen nicht selten allmählich nachlassen und statt ihren Quell frisch zuerhalten, in vordem frisch gewesenen Gedanken und Phrasen sich ergehen.

Aber wenn ich das alles, und zwar mit Betrübniß zugestehe, so bleibe ich doch andererseits dabei, daß das theologische Studium am meisten Anlaß gibt, die allgemeine Bildung sich anzueignen, und daß auch wirklich solche Aneignung stattfindet. Man wird durch die Tatsachen kaum Lügen gestraft werden, wenn man behauptet, daß etwelche Kenntniß der Philosophie, etwelche Fortsetzung der antik-klassischen Studien, wie gering man sie immerhin anschlage, auch bei den geringer begabten Theologen sich finde und ihnen einen Vorzug vor andern verleihe. Während der junge Mediziner schon wegen seiner Ueberlastung mit den propädeutischen Fächern und wegen der hier mehr als anderwärts schon in das akademische Leben hineinfallenden praktischen Uebungen selten oder gar nicht in der Lage ist, sein Auge der Philosophie oder den

humanistischen Fächern zuzuwenden, und dadurch auch bald Lust und Befähigung dazu verliert, so wird man dagegen nicht selten bei dem Theologen Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen finden; er steht dem lange nicht so gleichgültig oder feindlich gegenüber wie jener der Philosophie. So bildet sich doch ein Grundstock allgemeiner Bildung, welchen der Theolog durchschnittlich voraus hat; und was die Produktionskraft betrifft, so kommt ihm zu gute, daß hier der göttliche Geist auch dem Minderbegabten, wenn er es redlich meint und täglich aus dem Heilsbrunnen der geoffenbarten Wahrheit schöpft, zu teil wird. Es ist wunderbar und tröstlich zugleich, wie doch diese Quelle einen Ersatz bildet für den natürlichen Mangel des dürftig ausgestatteten, während vielleicht andre, reich und reicher Begabte, welche nicht daraus schöpfen, zu einem tönenden Erz und klingenden Schalle herabsinken.

Wir halten demnach, unbeschadet aller Einschränkungen, den oben behaupteten Vorzug fest, einen Vorzug, der sehr wesentlich mit dem Charakter des theologischen Studiums zusammenhängt. Aber es mag hier auch der Gefahr gedacht sein, welche an jenen Vorzug sich anknüpft und welche, wenn ihr nicht widerstanden wird, einen unheilvollen Einfluß auf die theologische Wirksamkeit auszuüben droht. Die Gefahr ist eine doppelte. Eben darum, weil der Theologe mit seinem Studium und mit seiner Wirksamkeit auf das Zentrum des all-

gemein menschlichen sich angewiesen sieht, kann er sich dahin verirren, daß er in der Beschäftigung mit peripherischen Dingen seine Stärke sucht. Wir haben es erlebt, daß einer die sorgfältige Aneignung naturwissenschaftlicher Kenntnisse den Theologen dringend empfahl, damit sie im stande seien, den von dort her der Kirche drohenden Angriffen zu widerstehen; ein anderer riet auf das Dringendste das Studium der Nationalökonomie an, damit sie in die Lösung der sozialen Frage wirksam eingreifen könnten. Und weil nun in der Tat das Heil der menschlichen Gesellschaft im letzten Grund auf dem geistlich-sittlichen Einfluß beruht, den sie erleidet und aufnimmt, so kommen diese Leute, wenn sie die ihnen empfohlenen Spezialstudien nicht gemacht, noch mehr aber, wenn sie einigermaßen sich darin umgesehen, auf die Meinung, sich bei den desfallsigen Verhandlungen vordrängen zu dürfen oder zu sollen; denn als Theologen müßten sie die Sache ebenso gut wie andere, oder noch besser verstehen. Da werden denn etwa kleine Blättchen gegründet, meist von Gesinnungsgegnossen gelesen, in denen die jungen Theologen in den jeweils ventilirten Fragen sich als Helfer anbieten, de omnibus et quibusdam aliis rebus ihre Meinung äußern, in die soziale und politische Bewegung einzugreifen versuchen. Wenn das hochbegabte und gerade nach dieser Seite hin begabte Männer tun, so mag es immerhin nicht ohne günstigen Erfolg bleiben, obwohl man, alles überschlagen, doch im Zweifel stehen

kann, ob dieser Erfolg dem gleichzeitig angerichteten Schaden die Wage hält. Bei den weniger Begabten, oft aber um so stürmischer Vorgehenden, stellt sich die Rechnung vollends klar. Diese Tätigkeit dient in der Regel weder zur Hebung des Pfarrerstandes, noch zur Steigerung des geistlichen Einflusses. Jedenfalls wünsche ich unter den jungen Theologen, die noch in der Vorbereitung stehen, mögen sie immerhin ihr Auge offen halten für alles, was jeweilig ihre Zeit und ihre Umgebung bewegt, keine vorlauten Gesellen, die sich in diese Bewegungen mit Vorliebe hineinwerfen und durch Beschäftigung damit ihre Kraft zersplittern. Wer die Zeit seines theologischen Studiums ausgekauft hat, so nämlich, daß ihm die geistlichen Wirklichkeiten, mit welchen die Theologie es zu tun hat, nicht bloß in Form des begrifflich vermittelten Wissens, sondern innerlich und unmittelbar nahegetreten sind, der wird in seiner amtlichen Tätigkeit ungleich mehr leisten, als wer sein Interesse jenen äußerlichen Gebieten vornehmlich zugewendet hat, in der Meinung, daß die Stellungnahme darin ihm als praktischem Theologen notwendig und unerläßlich sei. Denn das bedenke man wohl: wer in das Zentrum des geistlichen Lebens, welches zugleich das Zentrum des allgemein menschlichen ist, eindringt und darin sich festsetzt, der ist geeignet, auch in den peripherischen Stücken sich zurechtzufinden, selbst wenn ihm die Einzelkenntnis derselben mehr oder weniger abgeht.

---

## IV. Universitätsleben.



Die Universitäten,<sup>1)</sup> die im Zusammenhang mit den älteren Kloster- und Domschulen stehen, sind eine Schöpfung des beginnenden 13. Jahrhunderts und zwar entstanden sie zunächst in den südlichen und westlichen Ländern. In Deutschland begann die Universitätsgründung um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Die ältesten der noch jetzt reichsdeutschen Universitäten sind Heidelberg 1385, Leipzig 1409, Rostock 1419. Der Name universitas bezieht sich zunächst auf die Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden als einer freien, in sich geschlossenen Korporation. Sie wurde von geistlicher und weltlicher Seite — Landesherren und Städten — mit den verschiedensten Privilegien — von der Kirche mit dem der Lehre für alle Wissenschaften — ausgestattet und war als studium generale nicht für ein begrenztes Gebiet, sondern für die ganze Christenheit zum Lehren berechtigt. Die Universitäten waren in vier Fakultäten gegliedert, von denen aber die artistische als Vorstufe, als eine Art von Obergymnasium, das von jedem Studierenden zunächst absolviert sein mußte, den drei oberen d. h. der theologischen, die durchaus die erste Stelle einnahm, der juristischen und medi-

---

<sup>1)</sup> S. 83- 96 sind vom Herausgeber hinzugefügt.

zinischen untergeordnet war. Die Lehrform war eine gebundene, eine Vorlesung im buchstäblichen Sinne, die sich an ein bestimmtes vorgeschriebenes Lehrbuch anschloß. Dazu kamen dann zahlreiche Disputationen und die Prüfungen, die in das Baccalaureat und den Magister der artistischen und in das Baccalaureat und Doktorat der höheren Fakultäten zerfielen. Der Studiengang für die z. T. noch sehr jugendlichen und wenig vorgebildeten Studierenden, die ohne jedes Examen der höchsten Form der gelehrten Studien zuströmen konnten, war auch ein festbestimmter. Nicht minder geregelt waren die Lebensformen, die sich denen des Klerus, dem ein großer Teil der Studierenden angehörte, eng anschlossen, und ein Zusammenwohnen in den Bursen — daher der Name Bursch — unter Leitung der unverheirateten Lehrer verlangten. Trotzdem aber stand das sittliche Leben der häufig die Universität wechselnden und die Lande, auch die außerdeutschen, durchschweifenden Studierenden durchaus nicht hoch. Über Unfleiß, Trunksucht, Rauflust und sexuelle Unsittlichkeit wird häufig geklagt. Die — nur unsicher festzustellende — Zahl der Studierenden um die Wende des 15. Jahrhunderts wird etwa 3000 bis 3500 betragen haben; auf eine einzelne Universität kommen im Höchstfall 800—900 Scholaren, die zum guten Teil recht arm und auf Benefizien angewiesen waren. Zu einer festen Gruppierung innerhalb der Studentenschaft kommt es noch nicht. Die Älteren voll-



zogen an den Jüngeren die sogenannte Deposition, und ordneten sich diese in jeder Richtung entschieden unter.

Eine zweite Epoche der Universitätsgründung setzt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein, in welche die Gründung von Greifswald 1456, Tübingen 1477, Wittenberg 1502 fällt. Eine wesentliche Änderung in der rechtlichen Form, dem Lehr- und Lebensbetrieb wie der sozialen Struktur der Studentenschaft erfolgt nicht. Auch Humanismus und Reformation wirken — bei aller ihrer geistesgeschichtlichen, das Wesen der Wissenschaft, Weltanschauung und Religion tief beeinflussenden Eigenart — zunächst nicht revolutionierend auf die Form der Universitäten. Die mit der Reformation zusammenhängenden Bewegungen schädigen sogar in den Jahren 1525—1535 sehr stark den Besuch und die Ordnung des akademischen Lebens. Im Jahre 1536 aber erfolgt hauptsächlich in der Theologischen Fakultät der Wittenberger Universität eine Neuordnung der Statuten, die bald Wittenberg zu der besuchtesten Universität bis zu 1000 Studenten macht, und die dann vorbildlich auf andere Universitäten — die den Rat Melanchthons, des *praeceptor Germaniae* begehrten — hinüberwirkte. Die konfessionelle Spaltung hatte die Neugründung einer ganzen Reihe von Universitäten im Gefolge — protestantisch: Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1556; katholisch: Dillingen 1549, Würzburg 1582 —, die in immer engere Beziehung zu ihrem Territorium und der territorialen Landes-

regierung gerieten. Die Frequenz der protestantisch theologischen Fakultäten mit ihren durchschnittlich nur 4—5 ordentlichen theologischen Professuren, deren Disziplinen noch nicht so scharf gegeneinander abgegrenzt waren, hob sich stark, da möglichst jeder Pfarrer die Universität besucht haben sollte. In den anderen Fakultäten machte sich ein stärkeres Einströmen des Adels geltend. Um 1550 betrug die Gesamtzahl der Studierenden wieder etwa 3500. Das studentische Leben gewinnt allmählich dadurch freiere Formen und Weltlichkeit, daß es sich von dem des Klerus entfernt, ohne daß aber die Beaufsichtigung des Lernens und die feste Regulierung der Lebensformen — wie das gemeinsame Wohnen — schon ganz aufhörten. Die Unterstellung der Jüngeren unter die Älteren nahm noch zu, die Deposition der Fuchse gewann immer schärfere Formen und die Sitten der Studentenschaft wurden rohere. Der sogenannte Pennalismus nahm so zu, daß zunächst alle Universitätsverfügungen und selbst Reichstagsbeschlüsse machtlos waren. Die Organisation der Studentenschaft in der Form von Nationen, d. h. nach ihrer landsmannschaftlichen Herkunft setzt schon im 16. Jahrhundert ein, gewinnt an Bedeutung zu Beginn des 17. Jahrhunderts, wird dann allmählich unterdrückt, um erst Ende des 18. Jahrhunderts wieder seine Auferstehung zu feiern und die Überleitung zu noch heute bestehenden Organisationsformen der Studentenschaft zu bilden.

Der dreißigjährige Krieg hat auch die Universitäten innerlich wie äußerlich erheblich geschädigt. In dem Jahrzehnt von 1633—1640 ist ein Tiefstand mit einer Gesamtzahl von etwa 4000 Studenten erreicht, die sich aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder nicht unbedeutend hebt. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts tritt eine entscheidende Änderung im Gesamtcharakter der Universitäten ein, der sich besonders an zwei Neugründungen, die von Halle 1694 und die von Göttingen 1737 anknüpft, woran sich dann — allerdings von ganz wesentlich geringerer Bedeutung — Erlangen 1743 anschließt. Das Prinzip der Denk- und Lehrfreiheit wird nicht nur proklamiert, sondern tatsächlich tritt auch die moderne philosophische und die realistische Wissenschaft in die Universität ein: „aus einer Schule der Überlieferung wurde die Universität zur Werkstätte der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis, zur Pfadfinderin der Wahrheit, zur Führerin des geistigen Lebens“ ((Paulsen: Das deutsche Bildungswesen S. 73). Dennoch nahmen die Universitäten zunächst im 18. Jahrhundert weder in ihrer geistigen Bedeutung noch in ihrem Besuche zu. Theologie und Humanismus treten zurück, während die Staatswissenschaften im Zusammenhang mit dem sich ausbildenden Berufsbeamtentum und die Naturwissenschaften hervortreten. Die meisten der führenden Geister des 18. Jahrhunderts lehrten — vor Kant — nicht an Universitäten, und in Bezug auf

die Studierenden läßt sich sogar eine konstante Abnahme bemerken. Um 1750 studierten etwa 8500 Studenten, um 1795 knapp 6000. Der studentische Typus gewinnt im 17. Jahrhundert immer mehr den des Kavaliers, der sich der damals herrschenden aus Frankreich bezogenen höfischen Kultur in Tracht und Sitte mit Degen und Duell anpaßt. Die derbere Unsittlichkeit der früheren Jahrhunderte wird durch eine verfeinerte abgelöst. Auch die Freiheit eigener Organisation erwarb die Studentenschaft in dieser Periode noch nicht. Der absolute Staat wirkte wie auf die Universitäten überhaupt, so auch auf das studentische Leben stark bevormundend ein. Selbständige Gruppierungen in Orden, wissenschaftlichen und poetischen Gesellschaften treten nur vereinzelt und zeitweilig auf. —

Das Ende des 18. und das beginnende 19. Jahrhundert brachte im Zusammenhang mit den einschneidenden politischen Umwälzungen auch für die Universitäten eine bedeutsame Wandlung. Eine ganze Reihe Territorialuniversitäten wurde aufgelöst oder mit anderen vereinigt, wie Wittenberg mit Halle, oder in einem Sinne verlegt, der einer Neugründung gleich kam, wie das bei der Überführung von Landshut nach München 1826 der Fall war. Aber auch einige Neugründungen von Universitäten, die bald mit zu den ersten gehörten, vollzogen sich, so Berlin 1810, Bonn 1818.

Der Charakter der modernen Universitäten als einer Stätte freien wissenschaftlichen Forschens, die

aber zugleich doch auch der Vorbereitung für einen bestimmten Lebensberuf dienen sollte, setzte sich allseitig durch. Infolge des 1788 eingeführten Abiturientenexamens war nunmehr eine bestimmte abgeschlossene Bildung für die auf die Universität ziehende Jugend festgesetzt. Die philosophische Fakultät hatte jetzt nicht mehr die Aufgabe eines Obergymnasiums zu erfüllen, sondern trat als völlig ebenbürtige Größe neben die drei anderen Fakultäten, indem ihr die Philosophie in weitestem Sinne als eigenstes Forschungsgebiet zufiel und sie die Vorbereitung für den sich immer selbständiger gestaltenden höheren Lehrberuf übernahm. Ihre naturwissenschaftlichen Fächer gewannen zusammen mit der Medizin immer mehr an Bedeutung, zu deren Erforschung und Darbietung praktische Übungen und entsprechende Institute notwendig und in steigendem Maße auch eingerichtet wurden. In den anderen Fakultäten entwickelte sich der Seminarbetrieb neben den Vorlesungen, während die Disputationen fast ganz verschwanden. Die philosophischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer traten äußerlich sichtbar, aber auch nach ihrer inneren Bedeutung im Gesamtrahmen der Universitäten immer stärker hervor und drängten gerade auch die Theologie zurück. Während Anfang des 19. Jahrhunderts noch der dritte Teil der Studenten Theologen waren, ist es am Ende des Jahrhunderts kaum noch der sechste. Die Zahl der Studierenden betrug Anfang des 19. Jahr-

hunderts auf dem Gebiete des heutigen deutschen Reiches etwa 6000, in der Zeit der Freiheitskriege verödeten die Universitäten fast ganz, um im Jahre 1817 schon wieder eine Gesamtmfrequenz von ungefähr 7700 Studierenden zu erreichen. Durch mannigfache Schwankungen hindurch hebt sich — besonders seit der Gründung des neuen Reiches — die Zahl der Studenten stetig, um Ende des 19. Jahrhunderts etwa 36000 zu erreichen. Im 20. Jahrhundert, in der Zeit des Weltkriegs, hat sie sogar 50 000 überschritten, von denen nur 3000 – 4000 protestantische Theologen sind.

Seit dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts bildete sich — wenn auch nach manchen Wechselfällen — der Charakter des gegenwärtigen Studententums aus, dessen Lebensformen sonderlich durch die selbstgeschaffenen Organisationen innerhalb der Studentenschaft bestimmt sind. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Landsmannschaften und die Orden, die besonders durch das Freundschaftsprinzip zusammengehalten waren, zur Blüte gelangt. Durch manche Konflikte und Abwandlungen hindurch, die das rein landsmannschaftliche Prinzip auflösten, schloß sich an sie die Bildung der Korps an, von denen das älteste Lebenskorps, die Erlanger Onoldia, 1798 gegründet wurde. In den folgenden Jahrzehnten wurde eine große Anzahl weiterer Korps gegründet — seit 1810 kommt auch dieser Name für sie auf —, die seitdem einen beharrenden Typus innerhalb des

deutschen Studententums ausmachen. Sie bildeten das Prinzip der unbedingten Satisfaktion mit dem dazugehörigen Duell aus und schufen allmählig den Typus des deutschen Waffenstudenten. Obwohl auch durchaus national und in der Politik mehr konservativ gerichtet — das kam besonders im Revolutionsjahre 1848 zum Ausdruck — bewahrten die Korps gegenüber den allgemeineren außerstudentischen Bewegungen eine größere Zurückhaltung. Ganz mit diesen verknüpft, ja im Grunde zunächst nur ihre Abspiegelung in der akademischen Welt, ist die Entstehung der Urburschenschaft im 1. und 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Auch in der Studentenschaft fand die innere und äußere Erhebung des deutschen Volkes in der Zeit der Freiheitskriege das lebhafteste Echo. Man scharte sich um das Panier Ehre, Freiheit, Vaterland zusammen. In Jena kam es im Jahre 1815 zur Gründung der ersten Burschenschaft. Nachdem die äußere Freiheit des Vaterlandes — gerade auch durch starke Beteiligung der Studentenschaft — errungen war, wollte man nun auch ein größeres Maß innerer Freiheit auf den Universitäten und im Gesamtleben des deutschen Volkes erringen. Diesem Zwecke sollte vor allem der allgemeine Burschentag dienen, der 1817 zugleich zum Gedächtnis der Reformation auf der Wartburg gefeiert wurde. Man wollte ein „teutsches Christentum“ vertreten, das Duell einschränken und auch das sexuelle Leben reinigen. Daneben erfolgte aber auch



eine entschiedene politische Stellungnahme durch Verbrennung der Schriften von besonders reaktionär geltender Persönlichkeiten, wie des preußischen Geheimrates Schmalz. Hatten schon diese Vorgänge das Mißtrauen der Regierungen und Universitätsverwaltungen erregt, so wurde dieses auf das Höchste gesteigert durch die — freilich nur als Tat eines Einzelnen zu wertende — Ermordung des Schriftstellers Kotzebue, als eines Feindes der Jugend, durch den Jenaer Theologiestudierenden Carl Sand. Die burschenschaftliche Bewegung wurde darauf mit Gewaltmaßregeln zu unterdrücken gesucht; sie bestand zwar im Geheimen weiter, verlor aber doch ihren universalen, die ganze Studentenschaft umfassenden Charakter und lebte in einer Reihe von Sondergründungen einzelner Burschenschaften fort. Der vaterländische Gedanke und politisch liberale Neigungen gaben neben dem Halten auf persönliche Ehre diesen Gruppierungen ihr charakteristisches Gepräge, während das religiöse Element und das Keuschheitsprinzip daneben nur in einigen Burschenschaften, wie besonders in der in Erlangen gegründeten Bubenruthia aufrecht erhalten wurde. Diese letzteren Momente, und zwar in stärkerer christlicher Bestimmtheit wurden zum Kristallisationspunkt für eine Neuschöpfung innerhalb der Studentenwelt in den sogenannten christlichen Verbindungen. Zunächst hervorgegangen aus religiösen Vereinigungen, sogenannten Missions-Erbauungs-Kränzchen, die ihrer-

seits wieder durch die Eigentümlichkeit der pietistischen Erweckungsbewegung bestimmt waren, gewannen sie allmählig einen stärkeren Anschluß an die Formen des studentischen Lebens. Sie wollten dieses mit christlich-sittlichen Prinzipien durchdringen und besonders von seinen Auswüchsen, wie dem Duell und der sexuellen Unsittlichkeit reinigen. Der Ausgangspunkt für diese Bewegung wurde etwa seit dem Jahre 1830 die Universität Erlangen. Hier entstanden auch innerhalb dieses Typus zwei verschiedene Hauptformen, von denen die erstere sich mit der Betonung der christlichen Sittlichkeit begnügen, die letztere aber auch den Glaubensgrund im Bekenntnis zum geschichtlichen Christentum unterstreichen wollte. Die erstere wählte in Erlangen den Namen *Uttenruthia* 1843, an die sich später eine Reihe im Schwarzbund zusammengeschlossenen Verbindungen auf anderen Universitäten anschlossen. Die letztere nannte sich in Halle 1844 *Wingolf* und führte zu entsprechenden Gründungen unter dem gleichen Namen auf den meisten deutschen Universitäten, die sich im Wingolfsbund einten. Waren diese Gruppen ihrem Prinzip nach nur allgemein christlich, obwohl tatsächlich in überragender Mehrzahl aus protestantischen Gliedern bestehend, so begann nun auch das konfessionelle Prinzip sich für die Gruppenbildung der Studierenden geltend zu machen. Im fünften Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten katholischen Verbindungen und an einigen

Universitäten wie Erlangen und Leipzig auch der evangelisch-lutherische Studentenverein Philadelphia; eine Reihe von Jahrzehnten später bildeten sich auch besondere jüdische Vereinigungen. —

Das Jahr 1848 führte auch innerhalb der Studentenschaft zu lebhaften Bewegungen und zu weitgehenden Reformforderungen, wie der Beteiligung der Studenten an der akademischen Verwaltung und der Besetzung der Lehrstühle, unbedingter Lehr- und Hörfreiheit. Infolgedessen wandte sich die in den folgenden Jahren einsetzende Reaktion gerade auch gegen die studentischen, speziell die burschenschaftlichen Verbände. Diese aber bestanden, wenn auch zeitweilig stark beeengt, weiter fort. Am Kriege 1870/71 beteiligten sich alle studentischen Gruppen in gleicher Weise und mit der gleichen vaterländischen Gesinnung. In der Zeit nach 1870 begannen zwei Typen, deren erste aber noch weniger bedeutende Anfänge schon in die Zeit vor der Reichsgründung fielen, sich kräftiger zu entfalten. Das waren einmal die wissenschaftlichen Vereine, die neben der Freundschaft die Angehörigen einer Fakultät zur Pflege der ihr entsprechenden Wissenschaft zusammenscharen wollten. Die anderen waren die Gesang- und Turnvereine, von denen die ersten das deutsche Lied, die zweiten die körperliche Ertüchtigung zu pflegen suchten.

Die Ende der 70er Jahre einsetzende soziale Bewegung, mit ihrem christlich-nationalen Einschlag unter der Führung des Hofpredigers Stöcker hatte ihre akade-

demische Wirkung in der Gründung der Vereine deutscher Studenten Anfang der 80er Jahre, die zunächst umfassender gedacht, allmählig auch zu in sich geschlossenen Vereinigungen zur Pflege nationaler Gesinnung wurden.

In den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts begann eine neue Form des christlich gerichteten Studententums sich zu regen, die sich den spezifisch studentischen Formen und auch der enggeschlossenen korporativen Vereinigung gegenüber reserviert verhielt, das persönliche an der Bibel genährte, religiöse Leben pflegen und es evangelistisch in der gesamten Studentenschaft verbreiten wollte. Sie gewann eine immer größere Ausbreitung als „Deutsch-Christliche Studentenvereinigung“ und wurde zu Beginn des Weltkrieges der Ausgangspunkt für einen nationalen Studentendienst, der sich besonders die geistige Versorgung der im Felde stehenden Studierenden wie der Gefangenen angelegen sein ließ. In der übrigen Studentenschaft hat sich neben immer wieder auflebenden Reformbewegungen aller Art eine breitere Strömung in der sogenannten Freistudentenschaft zusammengeschlossen, welche die gesamte ältere Form der studentischen Organisation in fest geschlossenen Vereinigungen ablehnte, nur einen freieren Zusammenschluß und eine lebhaftere Anteilnahme an allgemeinen geistigen Bewegungen kultureller und sozialer Art verlangte.

Ob und wie weit der Weltkrieg die bisherigen

Organisationsformen der Studentenschaft, deren Haupttypen hier nur in historischer Objektivität skizziert werden sollten,<sup>1)</sup> zerbrechen, umgestalten oder erhalten wird, kann erst die Zukunft lehren.

\*

\*

\*

Bisher habe ich die Gegenstände ins Auge gefaßt, mit denen der angehende Student der Theologie sich beschäftigen mag, und die Weise, wie er es tun soll. Ich könnte hier fortfahren und sogleich diejenigen Fächer hinzunehmen, auf welche von der Mitte des Studiums an die Aufmerksamkeit des jungen Theologen gerichtet ist. Und doch scheint es praktischer zu sein, vorerst einen Abschnitt über das akademische Leben einzufügen, weil dieses mit dem „Universitätsstudium“ ganz wesentlich zusammenhängt.

<sup>1)</sup> Zu weiterer Vertiefung in die Geschichte der Universitäten und der Studentenschaft sei nur verwiesen auf: Paulsen: „Wesen und geschichtliche Entwicklung der deutschen Universitäten“ 1893. Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart 1904 und auf die kürzere Schrift von Paulsen: „Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung“ 1906; für das Studententum auf das ausgezeichnete Werk von Dr. P. Schulze und Dr. P. Ssymank: Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig 1910. (cf. Ssymank: Akademische Kriegsliteratur in den „Grenzboten“ 1916, Nr. 39 u. 40). Weit über den lokalgeschichtlichen Rahmen hinaus gehen die beiden Monographien von D. Th. Kolde: Die Universität Erlangen 1810—1910 und Jordan, Reformation und gelehrte Bildung in der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth 1917.

Es ist ein sehr umstrittenes Gebiet, in welches wir damit eintreten, und der Einzelne, auch wenn er den größten Teil seines Lebens in akademischen Kreisen zugebracht hat, darf kaum hoffen, auf die außerhalb Stehenden mit seiner Rede einen nachhaltigen Eindruck auszuüben. Man sollte denken, da doch die zur Zeit in Amt und Würden Befindlichen vordem auch Studenten gewesen sind, unter ihnen einem übereinstimmenden kundigen Urteil zu begegnen. Aber nicht leicht mag so häufig wie hier ein Umschlag der Auffassung sich vollziehen; gleichwie nicht selten die vorher ungebundensten, flottesten Studenten bald höchst loyale, untertänige Bureaumenschen werden. Als ich einmal in einer Prorektoratsrede eine Lanze für die akademische Freiheit gebrochen, da wurde mir von einem hohen Beamten, dem man Einsicht und Erfahrung in der Tat nicht absprechen konnte, ganz entschiedener Widerspruch zuteil. Und nun vollends unter solchen, die dem akademischen Leben selbst fern geblieben sind und jene akademische Freiheit von außen und in ihren Auswüchsen beobachtet haben!

Wahrhaftig, es ist zu begreifen. Während in andern Ständen, ich erinnere nur an den Kaufmannsstand, mit der Aufbietung aller Kraft von früh bis Abend gearbeitet werden muß, während der Kampf ums Dasein infolge der gesteigerten Konkurrenz, der wachsenden Spannung aller Lebensverhältnisse immer herber und schwieriger wird, vertrödelt eine große

Zahl Studierender in der Blüte und Kraft ihres Alters die wenigen kostbaren Jahre, die ihnen zur Ausbildung für ihren zukünftigen Beruf gegeben sind, im besseren Falle mit kindischen Spielereien, im schlimmern mit entnervender, geisttötenden Schlemmerei. Eben daher kommts, daß, wenn solche Leute nun mit Mühe und Not bis in die Tretmühle regelmäßig wiederkehrender, oft genug eintöniger Berufsarbeit vorgedrungen sind, der Geist in ihnen verdampft und verdumpft ist; im Wirtshaus und auf den Bierbänken zu sitzen haben sie nicht verlernt, aber sie sind Philister geworden nicht bloß im studentischen, sondern im allgemein menschlichen Sinne. Man darf sich in anbetracht dieser Gattung von Studierenden freuen, daß in solch lotteriges Leben hinein das Freiwilligenjahr fällt, zur Mahnung an jene Straffheit der Berufserfüllung, ohne welche auch in anderen Berufsarten nichts Bedeutendes geleistet wird. Ich gestehe offen, daß, wenn es auf ein Entweder — Oder ankäme, nämlich entweder Vergeudung der besten Lebensjahre und Arbeitskräfte, oder aber fortdauernde Einengung des Lebens und Nötigung zur Arbeit, bis dahin, wo die Qualifikation zum Eintritt in das Amt erreicht ist, ich keinen Augenblick schwanken würde, mich für die zweite Möglichkeit zu entscheiden. Aber wir wollen uns dabei auch nicht verhehlen, daß hiernach gebrochen werden müßte mit unserm bisherigen Universitätsleben überhaupt, insbesondere mit derjenigen Art des akademischen Vortrags, wie er der im all-



gemeinen bislang herrschende ist. Es war bisher unser Bestreben, beides zu verbinden, Einführung in die Arbeit der wissenschaftlichen Werkstätten und Bereitung für den künftigen Beruf, Mitteilung der hierfür erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten. Das erstere würde alsdann gänzlich wegfallen, wie es ja auch Praktiker genug gibt, die von jener Seite unsrer akademischen Tätigkeit eine recht geringe Meinung haben. Was könnten die jungen Leute doch alles schon auf der Universität lernen, was sich gleich beim Eintritt in die Praxis verwerten ließe, während sie jetzt in den elementarsten Dingen von ihren Vorgesetzten unterwiesen werden müssen! Selbstverständlich hätten auch die langen Ferien, nicht bloß in ihrer unmäßigen, sondern auch in ihrer mäßigen Ausdehnung keinen Sinn mehr und würden auf kurze Erholungszeiten zu verringern sein.

Gewiß, der Vorteile wären nicht wenige, und wohl eine geringere Anzahl geknickter Existenzen würde aus dem Universitätsleben hervorgehen. Aber ebenso klar ist, daß das Beste von dem, was bisher die zukünftigen Führer unsers Volkes von der Universität mitgebracht haben, ihnen zumeist verloren gehen würde. Denn was die Blüte der Jugend, die künftig an der Spitze der Gesellschaft marschieren und ihr die Richtung geben soll, zu erringen berufen ist, selbständiges, selbsterworbenes Urteil über die höchsten Lebensfragen, eine durch Kampf hindurchgedrungene, freiheitlich behauptete Lebenshaltung, das

auch nur seinen Anfängen nach zu erreichen, würde ihr dadurch verwehrt oder doch auf das Aeüßerste erschwert sein. Es war die Kehrseite der gottgewollten Hoheit des Menschengeschlechts, daß der zur höchsten Stufe der Gottähnlichkeit Bestimmte auch hinabsinken könnte in die Tiefe der Gottentfremdung, im Fleische endigend, was im Geiste begonnen; so wird es wohl das Korrelat dessen sein, wozu unsre akademische Jugend berufen ist, daß sie in freier Selbstentscheidung während der Universitätszeit ihres Weges zieht und so ihr Ziel zu erreichen sucht. Es fragt sich dabei nur, ob es zu teuer erkaufte sei, wenn aus dem Strudel des Universitätslebens bloß eine Minderheit zu derjenigen Höhe der Geistes- und Charakterbildung auftaucht, wie sie dem Zwecke und dem Ideale entspricht.

Wer es mit ansieht, wie solch ein junger, unerfahrener, leichtlebiger Mensch von den Fluten des akademischen Lebens herumgeworfen wird, wenn er nicht als ein Duckmäuser in seine vier Wände sich zurückzieht, sondern offenen Auges und Herzens in den Strom hineintaucht, der muß es für ein Wunder Gottes, ein Meisterstück seiner Führung erklären, wenn einer soweit heil hindurch kommt, daß er nicht eine Todeswunde davonträgt und noch geschickt wird, sich und andre auf dem Grunde ihres allerheiligsten Glaubens zu erbauen. —

Eine bewahrende Kraft wider die Gefahren der akademischen Freiheit bietet vor allen Dingen die

recht gewählte Gemeinschaft während des studentischen Lebens.

Das Bedürfnis der Gemeinschaft wird unter normalen Verhältnissen bei jedem sich geltend machen, der in das akademische Leben eintritt. Es ist in gar keinem Falle anzuraten, daß der angehende Student seines Weges allein gehe. Auf besondere Naturen, die vielleicht ohne größeren Nachteil sich isolieren können, braucht hierbei keine Rücksicht genommen zu werden. Jedenfalls wird man behaupten dürfen, daß die geistigen und sittlichen Gefahren solcher Einsamkeit wohl noch größer sind, als die der Gemeinschaft. Der Einwirkungen von außen, sei es im Leben, sei es in der Wissenschaft, sind zu viele, als daß nicht eine gemeinsame Verarbeitung hiefür erforderlich wäre, wobei doch der Individualität keineswegs das ihr gebührende Recht verkümmert zu werden braucht. Niemals ist ein Mensch für sich allein selig geworden, sondern immer nur als Glied der Gemeinde; niemals erreicht er auch sein irdisches Ziel, seine Berufstellung und Berufswirksamkeit durch sich selbst, ohne Mithilfe andrer; niemals vermag er auf die Gemeinschaft einzuwirken, wenn er nicht durch die Gemeinschaft gebildet worden ist. Es sind zumeist eitle und krankhafte, vielleicht auch verschüchterte Naturen, die ihres Weges allein ziehen: beide bedürfen gerade recht der Richtigstellung ihres Weges durch die Gemeinschaft.

\* \* \*

Die Gemeinschaft soll ihre tiefste Form in der Freundschaft gewinnen. Sie ist gerade den Zeiten des Werdens und des akademischen Lebens am angemessensten. Die Freundschaft hat zu ihrer natürlichen Basis die Individualität und das Interesse an ihr. Jeder Mensch besitzt zu den Merkmalen, die ihn mit anderen durch seine Nationalität und Geschlechtlichkeit, seine Zeitbestimmtheit und sein Menschentum zusammenschließen, etwas Eigenes, das genau in dieser Form keinem anderen gehört. Jedem ist ein besonderes Pfund geworden, mit dem gerade er wuchern soll. Dieses zu erkennen und sich dadurch den Weg zur eigenen Lebensbahn weisen zu lassen, ist ein Hauptanliegen in der Zeit der reifenden Jugend und bei Beginn eines Berufes. Die Individualität macht den Menschen reicher und ärmer als alle anderen. Darum entspringt aus ihrem Besitz ein doppelter Trieb: zu schenken und zu nehmen. Das besondere Eigentum, das man hat, möchte man mitteilen; ein starkes Bedürfnis, den individuellen geistigen Besitz einem andern in seiner Tiefe zu erschließen, setzt ein; aber es fehlt auch nicht an Hunger nach den Schätzen, die in fremder Seele ruhen.

In der Freundschaft erfolgt das wechselseitige Geben und Nehmen der Individualitäten; sie ist darum weder reiner Egoismus noch Altruismus, sie gibt und verlangt; sie reicht dar und nimmt wieder. Der Spielraum des wechsel-

seitigen Gebens und Nehmens ist unbegrenzt. Es kann mit Äußerlichem anheben und sich allmählich auf das Innerlichste erstrecken; vermag aber auch hier einzusetzen und danach auch Besitz und Güter dieser Welt zu umspannen. Nichts widerstrebt, sondern alles gestattet, auch Religion und Christentum in den freundschaftlichen Austausch einzubeziehen; erst recht werden Berufspläne und Schwierigkeiten ihr unerschöpflichen Stoff darbieten. Das Maß der Aktivität und der Rezeptivität kann unter Freunden ein sehr verschiedenes sein, es kann sich dem von Lehrer und Schüler annähern, aber auch durch völlige Gleichheit charakterisiert sein. Ein Tyrann, der nur befiehlt und ein Sklave, der nur dient, können nicht Freunde sein oder wenigstens nicht bleiben. Die Freundschaft erhöht Arbeit wie Genuß, Freunde sind „Mitarbeitende“, „Mitfeiernde“, „Miterntende“.

Das studentische Leben gewinnt darum einen gewaltigen Zuwachs an Kraft zur Arbeit und an Freudigkeit zur Feier, wenn es von der Freundschaft begleitet wird. Die moderne Zeit ist dieser Lebensform vielfach nicht günstig gewesen und ist dadurch verarmt, daß sie sie überhaupt oder wenigstens vorzeitig durch die geschlechtliche Liebe ersetzte und damit das geistig individuelle Element am Menschen durch die sinnlichen Durchschnittsideale unterdrückte. Die Bedeutung und den Reichtum der Freundschaft mit ihren mannigfaltigen und lockenden Einzelfragen herauszustellen, ist das besondere Anliegen der

griechischen Antike, ist die Gabe eines Plato und Aristoteles, aber auch noch der griechischen und römischen Stoiker gewesen, um bei den universalen Geistern aller Zeiten, einem Michelangelo und Friedrich dem Großen wie bei einem Goethe in seiner Iphigenie, im Tasso, im Egmont und auch bei Richard Wagner ein volles Echo zu finden. Auch das Alte und Neue Testament lassen an einzelnen Stellen das Ideal und die Gabe der Freundschaft hell aufleuchten, so in der Zeichnung von David und Jonathan und in der des johanneischen Jesus, der das Verhältnis des Meisters zu den Jüngern zur Freundschaft vertieft, und unter ihnen einen Freund, Johannes, besaß, den er lieb hatte und der an seiner Brust ruhen durfte. —

\*

\*

\*

Neben der persönlichen Freundschaft und gerade um ihrer teilhaftig zu werden, bedarf es aber auch noch umfassenderen Gemeinschaftsformen des studentischen Lebens, über deren nähere Ausgestaltung die Meinungen stark auseinander zu gehen pflegen. Vielfach kommen die Studierenden zur Universität nicht allein, sondern zugleich mit Freunden oder Bekannten, welche das gleiche Gymnasium besuchten und in der Regel Landsleute sind. Und man findet auch zumeist Landsleute auf jenen kleineren oder abgelegenen Universitäten, welche von Auswärtigen weniger besucht werden. Es ist bequem, mit solchen zu verkehren; man bringt wesentlich gleiche Lebensgewohnheiten, Lebensanschauungen mit; man beurteilt

die Dinge ungefähr von demselben Gesichtswinkel aus. Es gibt Leute, denen es unbequem ist, aus solchen schon eingefahrenen Geleisen sich herausziehen zu lassen. Es sind mir Bayern vorgekommen, denen es unheimlich wurde, in einer Verbindung zu bleiben, die zumeist aus Norddeutschen bestand. Ich erkenne ja die „berechtigten Eigentümlichkeiten“ eines jeden Volksstammes an, und besonders wir Deutschen würden um unser Bestes kommen, wenn Gleichmacherei unter uns einrisse. Der Bayer soll Bayer bleiben, der Mecklenburger Mecklenburger, und der Preuße meinetwegen Preuße. Indessen ist doch nicht bloß durch unsre gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse, sondern noch vielmehr durch den stark gesteigerten Verkehr dafür gesorgt, daß jene Eigentümlichkeiten sich abschleifen und ein gegenseitiges Verständnis herbeigeführt wird. Der Untergrund der Bevölkerung, der seßhafte Teil derselben behält dabei immer seinen Charakter; es sind eigentlich nur die darüber hinfließenden Gewässer, welche mehr oder weniger sich ausgleichen und die ursprüngliche Farbe verlieren: auf den Universitäten, insoweit sie Sammelplätze der mannigfachsten nationalen Elemente sind, kommt solche Mischung begreiflich am häufigsten vor. Man muß sich wundern, wie dabei gleichwohl immer noch der ursprüngliche Charakter der betreffenden Universität wesentlich erhalten bleibt.

Insoweit die Elemente in der bezeichneten Weise gemischt sind und die Möglichkeit eines Verkehrs



über die Landsmannschaft hinaus möglich ist, werden wir jedem anraten dürfen, sich dieser Möglichkeit zu bedienen. In der gespaltenen Nationalität, der abgesonderten Individualität liegt ja ohne Zweifel ein Mangel, mag andererseits auch immerhin der Eigenbesitz in seiner Weise den Reichtum der Gesamtheit konstituieren. Für gar viele unsrer jungen Theologen, ja für die meisten unsrer Studierenden überhaupt, ist die kurze Zeit des akademischen Studiums die einzige, wo ein wirksamer Austausch mit Leuten anderen Stammes und andrer Nationalität stattfinden kann; und dies in einem Lebensalter, wo die Empfänglichkeit noch rege, die Seele für fremde Eindrücke noch zugänglich ist, während wenn später noch solch eine Berührung eintritt, sie in der Regel eine kürzere ist und die Eigenart schon mehr oder weniger abgeschlossen findet. Jeder, wer immer das Glück gehabt hat, mit tüchtigen Vertretern andrer Nationalitäten, Skandinaviern, Schotten, Amerikanern, Franzosen usw. menschlich und wissenschaftlich zu verkehren, wird des wohlthätigen Einflusses und des Gewinnes, den er hieraus davongetragen, sich bewußt sein. Und wenn es für den akademischen Lehrer ganz besonders darauf ankommt, die Empfänglichkeit für neue Eindrücke in sich nicht ersterben zu lassen, so mag man nebenbei daraus ersehen, wieviel für ihn gleichwie der stete persönliche Umgang mit der Jugend überhaupt, so auch gerade mit den national Fernstehenden zur Erhaltung seiner Frische und Lehrhaftigkeit ein-

trägt. Ich beklage jede Universität, wo solcher Verkehr nicht möglich ist und der akademische Lehrer in vornehmer Abgeschlossenheit täglich sein Katheder betritt, um bald darauf den Blicken seiner Schüler wieder zu entschwinden. Wenn dies nun schon von solchen gilt, die in reiferem Lebensalter stehen und von denen vorausgesetzt werden muß, daß sie zu einem gewissen Abschluß ihrer Lebensauffassung gelangt sind, um wieviel mehr wird es auf diejenigen passen, die noch im Werden begriffen sind, und denen eine Befruchtung durch das Leben ebenso notwendig ist wie die Erweiterung ihres Wissensstandes. Ohne Selbststruhm aber dürfen wir behaupten, daß in unserm edlen, reichbegnadeten deutschen Volke eine solche Fülle von Geistesgaben, eine solche Mannigfaltigkeit von Anlagen und Fähigkeiten ausgestreut ist, wie nicht leicht in einem andern; diesen Vorteil sollen unsre Studierenden, die Theologie-Studierenden zumal, die darauf angewiesen sind, universal gerichtet zu sein, sich nicht entgehen lassen und während ihrer Universitätszeit aus dem reichen Borne dieses Lebens schöpfen.

Die Regel läßt sich als allgemeine festhalten; die Anwendung ist von den Verhältnissen und von der jeweiligen Individualität bedingt. Auf kleineren Universitäten zumal wird das der Jugend gerade in diesem Alter so naheliegende Bedürfnis der Gemeinschaft zumeist durch das Verbindungswesen erfüllt. Es ist nicht leicht über die Vorzüge und Nachteile desselben ein ruhiges, objektives Urteil aus-

zusprechen; und doch würde ich meiner Absicht, angehende Theologen zu beraten, nicht entsprechen, wollte ich darauf verzichten. Es ist gar keine Frage, daß die festgefugten Ordnungen des Gemeinschaftslebens in solchen Verbindungen, die Obacht der älteren Mitglieder auf die jüngeren, zumal wenn eine gute Tradition das Ganze beherrscht, denen ein Halt zu geben vermögen, welche der eignen Festigkeit noch entbehrend, wie es doch in der Regel der Fall sein wird, ohne solche Stütze Gefahr laufen würden, in dem Strudel des akademischen Lebens zu versinken. Ich lege dabei insbesondere darauf Gewicht, daß die Richtschnur der Ehre, auf welche jede solche Gemeinschaft schon um ihres Bestandes willen zu halten genötigt ist, und daß die Normen des geselligen Lebens, mag die Betonung derselben auch häufig das rechte Maß überschreiten, Grenzen bilden, die in ihrer Art den Neuling vor Absturz einigermaßen zu schützen im Stande sind. Vielfach erscheinen diese Dinge dem gereiften Manne, zumal wenn er längere Zeit dem Universitätsleben fern geblieben ist, als recht unbedeutend, unnütz, ja kindisch; und je größere Wichtigkeit die jungen Leute diesen Dingen beilegen, um so leichter wird solch ein negatives Urteil darüber hervorgerufen. Und doch denkt man sich den jugendlichen Uebermut und die dabei unvermeidliche Rohheit ohne solche Schranken, so wird man leicht ermessen, daß sie nicht wohl zu entbehren sind und daß ihr guter Einfluß die dabei einfließenden Nach-

teile und Übertreibungen mehr als aufwiegt. Es liegt darin ein Stück gesunder und heilsamer Pädagogie, und ich möchte dazu auch ein gewisses Maß von Pennalismus rechnen, wie er gegen die jüngeren Glieder ausgeübt wird. Der junge, von der Schulbank soeben losgekommene Student hat im Bewußtsein seiner Freiheit die Neigung auszuschlagen, dem feurigen Pferde gleich, welches lange im Stall gestanden und nun im Freien sich übermütig tummelt; da ist ihm sehr heilsam, wenn er die Zügel des Gemeinschaftslebens fühlt und gerade von denen geduckt wird, die ihm sonst als Studierende gleichstehen. Und eben indem so der schlechte Übermut, das vorlaute Wesen gedämpft wird, bildet sich auf der andern Seite allmählich eine freie Männlichkeit und Sicherheit heraus, das Gegenbild der Blödigkeit und Unbeholfenheit, wie sie mit jener Selbstüberhebung gar wohl verbunden sein kann. Schon die Rücksicht auf die Gemeinschaft, deren Ehre man an seinem Teile mit zu wahren hat, das Gefühl, in seinen berechtigten Ansprüchen von ihr mitgetragen zu sein, läßt jene Blödigkeit zurücktreten, ohne daß damit notwendig der Umschlag in ein ungesundes Selbstbewußtsein verbunden sein müßte.

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Im ganzen und großen, erachte ichs für sehr wünschenswert und heilsam, beim Eintritt ins akademische Leben sich einer Verbindung anzuschließen, welche dem Studenten einen Halt gibt. Aber es gibt auch Fälle, die eine berech-

tigte Ausnahme von dieser Regel bilden. Es gibt Jünglinge, die jener Beihilfe ihrer Entwicklung ent-raten können, vorausgesetzt nur, daß sie entsprechenden Umgang finden und so der erforderlichen Gemeinschaft, des freundschaftlichen und wissenschaftlichen Austausches nicht entbehren. Ich kann mir denken, daß Leute ernsterer Lebenserfahrung an der oft wenig geistvollen Manier des Verbindungslebens, dem Zeitverlust, der damit verbunden zu sein pflegt, wenig Gefallen finden und in Wahrheit auch den Gewinn nicht haben würden, der sonst damit verbunden sein kann. Vor allem wird das der Fall sein bei solchen, die frühzeitig von Gott zu sich gezogen, eine durchgreifende Bekehrung erfahren haben und nun ihren Wandel und ihr Studium in einer Weise fortzusetzen gedenken, die mit dem leichteren Tone des Verbindungswesens, auch wenn es das Christentum auf seine Fahne geschrieben hat, sich nicht verträgt. Ich verkenne gar nicht die sittlichen Gefahren, welche solch eine Absonderung von der größeren Menge, solch eine Erhebung über die durchschnittliche Anschauung auch der Besseren gar leicht im Gefolge hat. An solche Erhebung pflegt sich nicht selten Ueberhebung anzuschließen, und zwar um so leichter, je mehr das Verhalten kein instinktiv-naives, sondern ein bewußtberechnetes ist. Und das Auge der andern, welche das in solchem Verhalten gelegene, wenn auch nicht ausgesprochene Urteil empfinden, ist scharf genug, um die Flecken wahrzunehmen und zu kennzeichnen. Aber

die Sache selbst wird dadurch nicht geändert. Jawohl, diese Heiligen sind auch noch rechte Menschen, diese Hochstrebenden sinken gar oft in die Tiefe hinab, und gerade bei ihnen treten um des Gegensatzes willen die Flecken nur um so deutlicher hervor. Aber ist denn das zu verwundern? Hören denn diese Geförderten auf, sündige Menschen zu sein, und ist es nicht die Eigentümlichkeit der Sünde, daß sie gern sich anknüpft an das Gute, das der Mensch besitzt? Der Christ hat bis auf die obersten Stufen der Gereiftheit hin seinen Kampf mit der ihm anklebenden und auf ihn eindringenden Sünde zu kämpfen, und je mehr jene Geförderten es wirklich sind, um desto mehr werden sie auch jener Sünde sich bewußt werden und dagegen kämpfen. Die Richtenden sind nicht um deswillen besser, weil sie richten. Sie würden ihren eignen Mangel stärker empfinden und dadurch in ihrem Urteil milder werden, wenn ihr Wandel entschiedener, ihr Auge schärfer wäre. Im allgemeinen wird man beim Hinblick auf die gegenwärtigen Zustände sich über jeden Studierenden freuen dürfen, der in pietistischer Engigkeit seines Weges zieht, ohne daß man darum blind zu sein braucht für die damit verbundenen Gebrechen und Gefahren. Die engen Gewissen sind mir lieber als die weiten; aus jenen kann der liebe Gott etwas machen, während die anderen durch ihre Freiheit leicht zu Falle kommen.

Es sei dabei noch einmal betont, daß solche Bevorzugte um so stärkeren Gefahren sich aussetzen, als

sie nicht in ihrer Weise und je nach ihrem Bedarf im freieren Umgang Ersatz für das Verbindungsleben finden. Sie dürfen nicht die Gelegenheit verlieren, sich an anderen zu messen, sich durch sie zu kräftigen, Unarten und Ecken durch den Verkehr abzustößen. Es taugt nicht, allein zu sein, zumal in diesem Alter. Freilich die Gesellschaft allein tuts nicht, sondern darauf kommts an, welcher Art sie ist. Es gibt Antipoden dieser auf gefährlichen Höhen wandernden Elite, solche, denen das Verbindungsleben nicht zu tief, sondern zu hoch steht. Das sind die traurigsten Figuren, denen man auf der Universität begegnet. In der Regel aus niederen Verhältnissen hervorgegangen, mit beschränktem Horizonte, in kümmerlicher äußerer Lage, haben sie darin einen Anlaß, dem Verbindungsleben, welches immerhin einigen Anspruch auch in pekuniärer Hinsicht macht, fernzubleiben. Aber letzteres ist doch nicht der durchschlagende, tiefere Grund. Es gibt in dieser Schicht ein Freiheitsgefühl, dem es zuwider ist, sich auf eine höhern Stufe ziehen zu lassen. Man wird dabei an den Bauernstolz erinnert, der in dummdreister Weise, befangen und plump zugleich, gegen edlere Formen des Lebens sich auflehnt. Sie wollen in dem Kreise bleiben, an den sie gewöhnt sind, und während in ihnen jene mißgünstige Stimmung rege ist, die auf dieser niederen Stufe leicht die Gemüter beherrscht, kommt dazu noch das Selbstgefühl, welches aus dem Bewußtsein, sich soweit emporge-



arbeitet zu haben, erwächst. Sie suchen ihresgleichen auf oder solche, auf die sie wegen ihrer höheren Bildung herabsehen können. Werden sie in die Häuser der Professoren gezogen, so fühlen sie sich beengt und geniert, aber ohne die Selbsterkenntnis, durch die ihnen könnte geholfen werden, und ohne die Absicht, sich helfen zu lassen. Sie fühlen sich erst wohl, wenn sie wieder unter sich sind, und was ihnen zur Förderung hätte dienen können, bildet nun den Gegenstand der Kritik. Nämlich nach dem Maßstab ihrer bisherigen Lebensanschauung und Lebensgewohnheit. Dazu kommt aber noch ein andres, was auf dieser Stufe sehr üble Folgen nach sich zieht. Gleichwie es ihnen wohltut, mit solchen umzugehen, deren Lebensformen den ihrigen entsprechen und denen sie doch vermöge ihrer Gymnasialbildung überlegen sind, so tut es diesen wiederum wohl, wenn solche „Studierte“, welche auf eine höhere Lebensstellung Anspruch machen, mit ihnen in Gemeinschaft treten. Man hängt sich an sie, zieht sie in die Familie, befördert ihre Teilnahme an der in diesen Kreisen üblichen Geselligkeit. Heimliche oder auch offene Verlobungen kommen zu stande, welche an sich schon die ungeteilte Hingabe an die theologische und die geistliche Arbeit beeinträchtigen, die aber eben wegen der Ungleichartigkeit nicht selten einen unglücklichen Ausgang nehmen, gleichviel ob sie später nach verflogenen Liebesrausch aufgehoben werden, oder mit Gewissenhaftigkeit auf-

rechterhalten zu einer wenig befriedigenden Ehe führen.

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Mehr als je sind wir gegenwärtig über die Zeiten hinweg, wo man wahre Bildung nur unter den Studierten suchte. Zumal wenn wir die Bildung nicht beschränken auf ein gewisses Maß des Wissens und der geistigen Zucht, sondern, wie billig, die sittliche Bildung hinzunehmen. Niemand ziemt weniger Kastenstolz als dem Theologen, und in einer Zeit, wo nicht selten eine Überbildung der weiblichen Jugend beklagt werden muß, kann man es nur begreifen und billigen, wenn ein junger Mann ein einfach erzogenes, unverbildetes, in häuslicher Arbeit geübtes Mädchen, sei es auch niederen Standes, lieber heimführt. Es bedarf darüber keines Wortes, da, wenigstens in der Theorie, jederman hierin zustimmt. Aber Zierpuppen, die nur auf Äußerliches, Kleidung und Putz Gewicht legen, gibt es in der Tat nicht bloß in höheren Ständen gar häufig, vielleicht häufiger in den niederen. Und einige Sicherheit muß vorhanden sein, daß die einfache, in ihrer Art tüchtige Frau dazu fähig und willig ist, sich von dem Mann hinaufziehen zu lassen in die höheren Interessen und Bildungskreise, die ihr bis dahin mehr oder weniger fern geblieben. Ein bestimmtes Maß des Wissens ist dazu nicht erforderlich; ich könnte mir denken, daß solch eine Frau weder französisch noch englisch versteht, auch keinen besonderen Unterricht in Geschichte, Literatur usw.

erhalten hat; aber fordern muß man unter allen Umständen, daß sie bei all diesen Mängeln einen aufgeschlossenen Sinn habe für die geistige Welt, in welcher das Leben des Mannes sich bewegt. Und es ist dem weiblichen Geschlechte gegeben, tastend und fühlend, durch unmittelbare Aneignung sich dessen zu bemächtigen, was der Mann mit Reflexion, mit bewußtem Studium sich aneignet. Wo das nicht irgendwie geschieht, wo es zwei verschiedene Lebenskreise sind, in denen die Interessen des Mannes und des Weibes sich bewegen, wo die Hausfrau an dem Beruf des Gatten nur Anteil nimmt, insofern er den Unterhalt des gemeinsamen Lebens dient, und letzterer nichts von dem Weibe begehrt, als die Behaglichkeit der materiellen Existenz, da kann es zu einer befriedigenden, ihrer Idee entsprechenden Ehe nicht kommen; in den wichtigsten Fragen des Lebens klaffen die Gedanken, die Gefühle, die Neigungen auseinander, die Einheit und Innigkeit des Zusammenlebens und Verkehrs fehlt. Gerade bei dem Berufe eines Geistlichen, der seiner Natur nach ein praktischer, für das weibliche Gemüt völlig zugänglicher ist, würde solcher Austausch, solche Interessengemeinschaft am schmerzlichsten vermißt werden. Ich kann mir ja denken, daß die Gattin eines Richters oder eines Verwaltungsbeamten, eines Technikers den speziellen Aufgaben ihres Mannes mit ihren Gedanken fern bleibt, obwohl jeder dieser Berufszweige soviel allgemein-menschliche Beziehungen, soviel Bedeutung für jedes Glied

der Gemeinschaft hat, daß die Anteilnahme eine durchaus begreifliche und naheliegende ist; und diese Anteilnahme ist durch das Interesse für die Person und das Wohl des Mannes vermittelt. Der Beruf des Geistlichen aber bringt es mit sich, daß hier in viel höherem Maße erfordert wird, was dort bis zu einem gewissen Grade möglich und wünschenswert ist. Wenn selbstverständlich das Wissenschaftliche und das Technische auch in diesem Berufe dem Manne vorbehalten bleibt, wenn Einmischung des Weibes in die eigentliche Berufsarbeit durchaus zu vermeiden ist, wenn es doch nur Ausnahmefälle sein werden, daß ein Pfarrer Urteil und Rat seiner Gattin bei seiner Predigtthätigkeit begehrt, so liegt doch die ganze Wirkung der pastoralen und der seelsorgerlichen Wirksamkeit so offen vor ihren Augen und wird in solchem Maße Gegenstand auch ihrer Fürsorge und Fürbitte sein, daß in diesem Falle ein Sich-abschließen und -zurückziehen von dem Lebenswerk des Mannes das Zeichen einer dem Glauben entfremdeten Gesinnung sein würde. Und dazu kommt noch, daß bei der weitaus größeren Zahl von Geistlichen, die in Dorfgemeinden ihre Stellung gefunden haben, man in dem Pfarrhaus den Sitz höherer Bildung und feinerer Sitte erwarten darf, dessen Licht in entsprechender Weise über die ganze Gemeinde sich verbreitet. Dieses unbeschadet des andern, nicht minder erforderlichen, daß die Pfarrfamilie den Gliedern der Gemeinde menschlich nahe genug steht, um auf alle

Interessen und Bedürfnisse derselben eingehen zu können. Aber auch dies, was doch von dem eigentlichen Beruf des Pfarrers gar nicht weit abliegt, wird nicht erreicht werden, wenn er darin seine Gattin nicht zur Genossin seiner Arbeit hat, wenn er, statt sie zu sich emporzuziehen, von ihr in die tiefere Sphäre, aus der sie stammt, hinabgezogen wird.

Vielleicht ist die Abschweifung, zu welcher ich mich habe hinreißen lassen, doch nicht ohne einigen Gewinn. Mindestens hängt sie mit dem nächsten und eigentümlichsten Gegenstand meiner Rede, dem Universitätsleben, zusammen. Denn gleichwie in den meisten Fällen die theologische Richtung, die Lebensanschauung, während der Universitätsjahre sich feststellt, so auch die persönliche Haltung, der Anspruch an den Lebenskreis und Umgang. Früher wurden ja manche durch das übliche Hauslehrertum später noch in höhere Kreise gezogen und konnten dadurch ergänzen, was sie während der Universitätszeit versäumt hatten. —

Dürfen wir also dahin zusammenfassen, daß während der akademischen Jahre keiner ohne Gemeinschaft bleiben soll, und daß für die weitaus größte Zahl der Anschluß an mehr oder weniger organisierte, in sich geschlossene Vereinigungen, Verbindungen, ratsam ist, so wollen wir doch auch die Gefahren uns nicht verhehlen, welche dieses Verbindungsleben mit sich bringt. Und es möge dabei vorerst diejenigen Verbindungen in Betracht kommen, welche eine Nötigung zum Duell nicht anerkennen,

sondern dasselbe prinzipiell ausschließen. Ich rede hier promiscue von Verbindungen, Vereinigungen, Gemeinschaften, so daß darunter nicht bloß farbentragende gemeint sind. (Frank in „die christlichen Studentenverbindungen, herausg. von Nägelsbach Erlangen 1892 S. 15 ff.)

Es ist immerhin etwas wert und bildet eine heilsame Schutzwehr für das ganze, wie für den einzelnen, wenn das christliche Prinzip, die Norm christlicher Lebenshaltung, in irgend welchem Sinne und Maße, von einer solchen Vereinigung anerkannt wird. Daß jugendliche Ausschreitungen auch in solchen Kreisen vorkommen, wird niemand Wunder nehmen, welcher die menschliche Natur und das unbefestigte Herz der Jugend kennt. Es ist bei alledem wert, daß solche Ausschreitungen in dem anerkannten Gemeinschaftsprinzip einen Widerhalt finden und insofern leichter zum Bewußtsein kommen. Wenn das Urteil der Welt mit spöttischem Wohlgefallen auf solche Vorkommnisse hinweist, so liegt neben der Freude, dem Christentum eins anzuhängen, darin die ganz begründete Wahrheit, daß hier das Verhalten in Widerspruch trete mit den Ansprüchen. Und das kann wiederum einen Rückhalt bilden für diejenigen, welche leichtfertig die gezogenen und von ihnen selbst anerkannten Schranken überspringen. „Eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden.“ So lange nun also dieser Widerspruch von der Gemeinschaft, wie von dem einzelnen als solcher empfunden

wird und der Schmerz darüber nicht ausbleibt, steht es noch relativ — unter den gegebenen Umständen — gut. Schlimmer und verhängnisvoller ist es, wenn das Gefühl hierfür zurücktritt und das Recht vergnügten Studentenlebens ohne viel Gewissensbedenken solch einen Makel decken muß. Die Gefahr solcher Verirrung liegt nahe genug. Die nun einmal vorhandene und allgemein anerkannte Freiheit des akademischen, des studentischen Lebens läßt den Widerspruch in milderem Lichte erscheinen und stumpft die Gewissen ab. Ja, man hält sich wohl nicht ohne einigen Schein an die Wahrheit, daß das Christentum alle menschliche Freude heiligt; man will den Leuten mit der Tat beweisen, daß man unbeschadet seines christlichen Glaubens, ja vielmehr um desselben willen, ein forscher, frischer, fröhlicher, lustiger Student sein könne. Ihr habt recht; das ist das Große des Christentums, daß es fröhliche Leute aus uns macht. Nur dürfte nach meinen Erfahrungen dies nicht das erste im christlichen Leben sein und schon eine Reife dazu gehören, daß auf dem dunkeln Grunde heiliger Selbsterkenntnis und von dem Bewußtsein der Sündenvergebung aus solch fröhliche Stimmung den Menschen beherrscht und die natürliche Freude durchgeistigt. Die Gefahr liegt recht nahe, daß hier unter der Flagge des Christentums die Kontrebande des natürlichen Menschen in das christliche Leben eingeführt werde. In katholischen Kreisen ist es ja üblich, daß Wirtshaus und Kirche



nahe bei einander stehen, und daß unter der Deckung der letzteren dem Fleische einigermaßen Raum gegeben wird. Während man strenges und asketisches Leben den „Vollkommenen“ vorbehält, gibt man, so lange nur die kirchlichen Pflichten erfüllt werden, der Freiheit bei den übrigen einen weiten Spielraum. Es geht bei uns nicht, weil wir Evangelische ein anderes Lebensideal haben als jene. Wir fordern Einheitlichkeit des unter der Herrschaft des christlichen Prinzips stehenden Lebens: das neben dem Geiste wuchernde Fleisch hat bei uns kein Recht und soll sich nicht auf das christliche Prinzip berufen. Ich verstehe wohl, daß das christliche Leben der Natur der Sache nach in dieser Jugendzeit zumeist ein noch recht unentwickeltes ist, und daß daher Verstöße gegen dasselbe auch noch nicht diejenige erschütternde und zerstörende Wirkung haben, wie es sonst der Fall sein würde. Solch ein jugendlich unreifer Mensch kann manches noch ohne schwere Seelengefahr tun was für einen anderen tödlich wäre. Aber seien wir vorsichtig! Wenn man für die Äußerungen natürlicher Zuchtlosigkeit den christlichen Charakter zum Schilde nimmt, wenn man mit einem gewissen Selbstgefühl dieses Charakters sich berührt und dabei dem natürlichen Menschen die Zügel schießen läßt, so wirkt dieses schädigend und lähmend auf das christliche Leben, auf die Entfaltung der in der Seele sich regenden christlichen Kräfte zurück. Man verliert allmählich das Bewußtsein des Widerspruchs; man gibt der Ge-

selligkeit und dem jugendlichen Genuß einen breiteren Raum, als den sie beanspruchen dürften; man kommt von den Kneipabenden nach Hause und steht am Morgen darnach auf ohne Sammlung zum Gebet, ohne jene innere Fassung, jenes Gleichgewicht der Kräfte, die zu einem gedeihlichen Studium und zu einer christlichen Lebensführung erforderlich sind.

Es mögen die Zeiten wechseln und auf gute Jahrgänge folgen schlimme. Nichts ist für eine Gemeinschaft zuträglicher, als wenn einige gereifere Persönlichkeiten darunter sind, welche einen Halt bilden für die andern. Aber nicht immer finden sich solche, während die Abhängigkeit, in welche der noch Unbefestigte zu dem Ganzen und den in ihm herrschenden Elementen tritt, dieselbe bleibt. Glückliche, wenn hier wenigstens die freiere Richtung, der antipietistische Zug, sich nicht ergehen kann, ohne einigem Gegenruck zu begegnen; glücklich, wenn durch die Geschichte solch einer Gemeinschaft durch die „alten Herren“, die sie zu den Ihren zählt, ein Hereinwirken christlich-ernsten Sinnes zu verspüren ist.

Ich durfte die Gefahren, welche in dem gegebenen Falle den angehenden Theologen bedrohen können, nicht verschweigen; aber ich bleibe bei meinem früheren Urteil, daß im allgemeinen, von besonderen Fällen abgesehen, es besser ist, einer Gemeinschaft, und zwar einer Gemeinschaft, die auf christlichem Grunde steht, sich anzuschließen.

\*

\*

\*

In seinem Briefe an Nägelsbach (cf. S. 118) erklärt Frank von den vorstehenden Ausführungen über die christlichen Verbindungen: „Vielleicht kann man sagen, daß ich im Eifer, jene Gefahren namhaft zu machen, nicht hinreichend die guten Seiten hervorgekehrt habe. Das ließe sich bei einer etwaigen zweiten Auflage gut machen“. In dieser Richtung dürfte zunächst zu ergänzen sein, daß das Wesen der christlichen Verbindungen nicht in erster Linie nach ihrer Stellung zum Duell und zum Schlagen zu charakterisieren ist. Das ist nur eine negative Konsequenz und zwar an einem Punkte von immer nebensächlicher werdender Bedeutung. Die Zahl der Duelle ist im stetigen Herabgang auch innerhalb der Armee und erst recht innerhalb der Studentenschaft besonders in den größeren Städten begriffen; auch dem Mensurwesen wird man nicht mehr die gleiche Bedeutung beilegen, nachdem der Weltkrieg den unwiderleglichen Beweis geliefert hat, daß Kampfesmut, Siegesfähigkeit, Todesbereitschaft in keiner Weise durch das studentische Waffenspiel entscheidend bedingt sind, sondern sich ganz genau in gleichem Maße auch in den Kreisen gefunden und auf das Glänzendste bewährt haben, die im Frieden sich zum Prinzip des Nichtschlagens bekannten. Von erheblich größerer Bedeutung ist schon die Verwerfung der geschlechtlichen Unsittlichkeit durch die christlichen Verbindungen. Kein Kenner der Verhältnisse, der die

Vogelstraußpolitik verschmäht, kann die Tatsache leugnen, daß ein sehr großer Prozentsatz der Studierenden der Prostitution anheimfällt oder in mehr oder minder festen unsittlichen Verhältnissen auf „sturmfreien“ Buden lebt. Infolgedessen sind die venerischen Erkrankungen gerade innerhalb der Studentenschaft die prozentual stärksten. Alle Mittel der Aufklärung durch medizinische oder ethische Vorlesungen, Versuche der Wohnungsreform und andere Maßregeln haben in dieser Richtung bisher keine nennenswerten Erfolge erzielt. Das Erfolgreichste auf diesem Gebiete haben hier die christlichen und ihnen in diesem Punkte nahestehende Verbindungen, wie einige Burschenschaften, geleistet ohne daß natürlich auch hier Verfehlungen ausgeschlossen wären. (Zu der auch gerade Theologen sehr zu empfehlenden Orientierung und sittlich-religiösen Kräftigung sei verwiesen auf F. W. Förster: Sexualethik und Pädagogik. Ribbing: Sexuelle Hygiene.) Unsittlichkeit und Alkohol stehen in enger Wechselwirkung, sofern übermäßiger Alkoholgenuß die Widerstandsfähigkeit gegen sexuelle Ausschweifungen lähmt und die Gefahr der venerischen Ansteckung steigert. Indem die christlichen Verbindungen sich ablehnend zu jedem Übermaß alkoholischen Genusses von jeher verhalten und neuerdings mit Recht — wie auch eine Reihe anderer Vereinigungen — den Genuß oder die volle Enthaltsamkeit von Alkohol ganz in das Ermessen des Einzelnen gestellt haben,

sind sie auch in dieser Richtung nicht ohne Verdienst. Ihr eigentliches Wesen aber kommt erst in der Tendenz zum Ausdruck nicht nur negativ, sondern auch positiv die Gedanken und Kräfte des Christentums für die Gestaltung des studentischen Lebens und damit auch für die sittliche Bildung des Einzelnen fruchtbar zu machen. Sie geben der Forderung Ausdruck, daß wie überhaupt das Leben des Menschen — in seiner individuellen wie auch sozialen Bestimmtheit —, so auch das studentische sich durch christliche Normen bestimmen lassen solle. Das ist um so wichtiger als sich — ob nun mehr bewußt oder unbewußt — die Meinung gebildet hat, als gehöre gerade auch zur akademischen Freiheit nicht nur die möglichste Lösung und Lockerung alle Beziehungen zur Kirche — wie verschwindend ist der studentische Kirchenbesuch! —, sondern auch die Abweisung der christlich-sittlichen Regeln und Ideale. Durch deren Aufnahme in ihr Prinzip bekunden die christlichen Verbindungen, daß sie an diesen Idealen festhalten wollen. Sie wählen damit allerdings Maximalprinzipien, in deren Wesen es wie in dem jedes Ideales liegt, daß sie sich nicht mit dem wirklichen Leben decken, sondern nur sagen, wie dies sein und in welcher Richtung es sich bewegen soll. Auch die christlichen Verbindungen können auf volle Christlichkeit im Sinne des Paulus wie Luthers Anspruch machen, wenn das Bekenntnis in seinen

beiden Teilen das ihre ist: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es wohl ergreifen möchte“.

Muß so objektiv vom Standpunkte des Christentums den christlichen Verbindungen der Vorzug gegeben werden, so ist es doch eine ganz andere Frage, ob sich subjektiv für Jeden der Eintritt in eine solche Verbindung empfiehlt. Er wird sich überall da nicht empfehlen, wo der Betreffende das christliche Prinzip nicht als sein freigewähltes Ideal anerkennt oder doch bekennen muß, daß er ihm oder bestimmten Konsequenzen wie dem Duellverbot oder dem Keuschheitsprinzip jetzt noch nicht nachleben könne und wolle. Denn ein inhaltlich geringeres Ideal, das frei gewählt wird, ist zunächst und subjektiv sittlich wertvoller als ein höheres, das widerwillig Menschen aufgezwungen wird. Nicht minder ist es höher einzuschätzen, wenn sich die tatsächliche Richtung, das Nachjagen, jenem niederen sittlichen Ideal wirklich zubewegt, als wenn man prinzipiell auf eine Annäherung an ein höheres Ideal verzichtet, da es ja doch unerreichbar sei. Von der objektiv allgemeinen Anerkennung der christlichen Verbindungen ist mithin die Erwägung zu unterscheiden, ob es nicht Gründe — und zwar wirklich sittliche — gibt, die einen Einzelnen unter besonderen Umständen vom Eintritt in jene absehen lassen, um sich statt dessen anderen Kreisen zuzuwenden, innerhalb deren er ein

zwar objektiv geringeres Ideal, dieses aber doch mit größerer subjektiver Wahrhaftigkeit und Erfolge verwirklichen kann. Dieser zweiten Frage wendet sich Frank in den folgenden Ausführungen zu.

\*                      \*

Da hier lediglich von Theologie-Studierenden die Rede ist, so habe ich bei den Gemeinschaften, an welche ein solcher sich anschließt, zumeist christlich-gesinnte im Auge gehabt, wie immer sie dieser Gesinnung in ihrem Statut Ausdruck geben mögen. Indessen wird die Frage nicht ganz umgangen werden dürfen, ob nicht auch in besonderen Fällen andere Verbindungen, vielleicht sogar s. g. „schlagende“ Verbindungen, gewählt werden dürfen. Ich weiß, daß ich damit ein heikles Gebiet betrete, und daß man in manchen Kreisen geneigt ist, christliches Urteil und christlichen Charakter Dem abzusprechen, welcher das Duell unter irgend welchen Bedingungen für erlaubt, ja für besser hält als dessen schlechthinnige Verwerfung.

Ich schicke voraus, was mir an den Gesellschaften, (genauer am Eintritt in sie für Einzelne), welche irgend ein „christliches Prinzip“ über ihr Portal schreiben, bedenklich — wenigstens in gewissen Fällen bedenklich — zu sein scheint. Oft ist es der christliche Ton des Hauses, die kirchliche Richtung des Vaters oder der Freunde, was den jungen Theologen zu der oder jener „christlichen“ Verbindung oder Gemeinschaft führt. Er ist da „am besten aufge-



hoben“. Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden. Nur wolle man den Unterschied zwischen den Alters- und Entwicklungsstufen dabei nicht übersehen. Was in früherem Alter heilsam ist, der umhegende Schutz und Druck einer festen, hier also der christlichen, Lebensordnung, ist es vielleicht im späteren nicht immer. Der Einzelne, der zum Eintritt gezwungen ist, kann dadurch in schwere sittliche Konflikte gebracht werden, wenn er persönlich den christlichen Idealen seiner Gemeinschaft nicht nachzuleben vermag. Die Verwundung des Gewissens, ohne die es überhaupt bei ausschweifendem Leben nicht abgeht, ist in dem gegebenen Falle schwerer und gefährlicher. Es liegt doch eine Art Verpflichtung zu christlichem Leben vor, und irgendwelche Eindrücke dieser Art werden durch die Umgebung bewirkt. Mit diesen tritt nun das Verhalten in mehr oder weniger bewußten Widerspruch: die Stärke des Gelüstens, die Leichtfertigkeit des Urteils überwindet den Widerspruch und sucht die Gewissensbisse zu beschwichtigen. Am schlimmsten ist es da, was ja auch vorkommt, wo nicht der einzelne für sich, sondern mit einer Minderheit verbunden sich in solchen Widerspruch setzt und durch die Genossenschaft sich beruhigt fühlt. Ich möchte die jungen Leute dringend bitten, es damit nicht leicht zu nehmen. Der Mensch kann viel Sünde häufen, ohne daß die Möglichkeit der Bekehrung ihm damit abgeschnitten wird; aber diese Möglichkeit wird in dem Maße geringer, als das reagierende Gewissen,

und zwar das bereits christlich berührte Gewissen, geschädigt und abgestumpft wird. In solchen Fällen wäre es besser gewesen, christlich gearteten Gemeinschaften nicht beizutreten.

Letztere Erwägung kann recht wohl bei denen Platz greifen, auf deren Rat und Weisung die angehenden Studierenden angewiesen sind. Kurz, es fragt sich, wo in solchen Fällen das mindere Übel sich findet. Ich halte es zwar immerhin für gefährlich, aber nicht für schlechthin ausgeschlossen, daß ein junger Theolog auch einer andern, einer „schlagenden“ Verbindung beitrete. Ich erinnere mich des Wortes Christi bezüglich des Beharrens in unglücklicher Ehe: nicht alle fassen dies Wort, sondern denen es gegeben ist. Wer es fassen kann, der fasse es (Mtth. 19, 11 u. 12). Und das Wort von der Herzenshärtheit, um derer willen Mose erlaubt habe, sein Weib zu entlassen (v. 8), geht voran. Es muß also wohl Fälle geben, wo es besser ist, die mindere sittliche Forderung an einen Menschen zu stellen, die er zeitweilig zu erfüllen im stande ist, statt der absoluten, welche er zur Zeit zu erfüllen nicht vermag. Wollen wir das im vorliegenden Falle nicht außer acht lassen. Dazwischen möge es gestattet sein, die Tatsache zu konstatieren, daß eine Reihe tüchtiger, ja hervorragender Geistlicher aus solchen Verbindungen hervorgegangen ist. Es muß also der Eintritt in dieselben doch wohl möglich sein, ohne daß man

seines christlichen und seines theologischen Berufes notwendig verfehlt.

Gewiß, wer zu klarem christlichen Bewußtsein hindurchgedrungen ist, von dem könnte ich nicht verstehen, wie er dazu käme, ohne Gewissensverletzung ein Duell zu vollziehen oder seinen Vollzug für erlaubt zu achten. Denn wenn es auch nicht jederzeit das Motiv der Rache, der Wiedervergeltung sein wird, welches der Forderung zu Grunde liegt, so wüßte ich doch vom christlichen Standpunkte aus keinen Rechtstitel zu nennen, der es gestattete, die angeblich oder wirklich verletzte Ehre mit der Waffe in der Hand wieder herzustellen. Und zwar auch in dem Falle, daß der angerufene Spruch der Obrigkeit nicht ausreichen sollte, die erforderliche Genugthuung und Reparation zu verschaffen. Denn der Christ wird doch in solchem Falle lieber das angetane und nicht gesühnte Unrecht tragen, als sich selbst mit Gewalt Recht zu verschaffen.

Aber die Rede ist hier vielmehr von solchen, die zu einem entschiedenen Urtheil noch nicht gekommen sind. Darum kann es für einen Studierenden besser sein, wenn er von vornherein einer schlagenden Verbindung beitrifft, als wenn er, vielleicht nur auf Befehl, einer christlichen sich anschließt. Ich will einmal denen genugthun, welche das Duell unter allen Umständen für unerlaubt halten, und fragen: hätte der Vater des ver-

lorenen Sohnes, als dieser ihn um sein Erbe anging und das Vaterhaus verlassen wollte, zu ihm sagen sollen: ich werde dich mit Gewalt verhindern, dies zu tun? Vielleicht wäre dann aus dem verlorenen Sohn kein geretteter Sohn geworden. Ich setze den Fall — ob er vorkommt, weiß ich nicht, seine Möglichkeit genügt —, daß einer die christlichen Prinzipien, welche ihm das Duell verbieten, lediglich vorschützt, um seine natürliche Feigheit, seinen Mangel an Mannesmut darunter zu verbergen. Ich würde den ändern, der bereit ist, mit der Waffe für seine Ehre einzustehen, sittlich höher achten. Es gibt eben Stufen innerhalb der natürlichen Sittlichkeit, und die, welche um ihre Mannesehre zu kämpfen bereit sind, stehen nicht auf der untersten. Fehlt es noch an den Motiven, welche einem Christen das Duell verbieten, so wird man mit dem gemeinen Menschenverstand, den Prinzipien der Aufklärung entnommenen Vernunftgründen nicht viel ausrichten. Am wenigsten durch Berufung auf das Verbot der Obrigkeit, welches ja auch für den Christen nicht das durchschlagende Motiv ist. Das staatliche Verbot hat bisher deswegen nicht entscheidend zu wirken vermocht, weil die Staatsgewalt, das bürgerliche Recht nicht die geeigneten Mittel darbieten, die für nötig gehaltene Wiederherstellung der verletzten Ehre zu verschaffen. Es gibt eben Dinge, Verletzungen, die nicht durch einen Beleidigungsprozeß ins Gleiche gebracht werden können. Und die, welche den Beleidigten auf den

„geordneten Rechtsweg“ verweisen, sollten eben bedenken, daß damit nichts getan ist —, daß es andere Gerichte als der hier bestehenden bedürfte, um das Duell wirksam zu verhüten.

Ich will den Faden dieses vielbesprochenen Themas nicht weiter spinnen. Je mehr ein Student der Theologie in seiner christlichen Einsicht und Lebensführung vorwärts kommt, um desto entschiedener wird er das Duell verwerfen und der Beteiligung daran sich entziehen. Es ist Ausdruck von Mannesmut, eines besseren als des im Zweikampf bewährten, wenn er um seines christlichen Glaubens willen jede Provokation zum Duell ablehnt, gleichwie er andererseits vor jeder Beleidigung sich hüten, zur Zurücknahme einer solchen bereit sein muß. Aber das gilt unter der gegebenen Voraussetzung. Widerwillige unter christliche Normen zu beugen, erregt Widerspruch und bewirkt leicht das Gegenteil von dem, was man beabsichtigt. Denn es gibt kein zarteres Gebiet als das sittliche, wo auch der liebe Gott nicht mit Zwang vorgeht, sondern die von ihm gewollte Freiheit respektiert. Allmählichkeit der Entwicklung ist heilsam. Nichts ist verhängnisvoller, als wenn Leute mit großer Entschiedenheit der christlichen Grundsätze, die aber mehr künstlich ihnen aufgepfropft sind, anfangen und dann um des Mißverhältnisses willen mit ihrem tatsächlichen inneren Sein leichtsinnig werden und sich davon abwenden. Ich könnte Bei-

spiele in dieser Beziehung anführen; aber auch nach der andern Seite hin, daß entschieden christlich gesinnte Männer, die mit großem Segen im geistlichen Amte wirkten, als Studierende nur allmählich, aber mit wachsender Klarheit und in gesundem Fortschritt durch diese Verhältnisse sich durchgearbeitet haben. Denn daß es Gott den Aufrichtigen gelingen läßt, gilt auch hier, und die Aufrichtigkeit auf der niederen sittlichen Stufe hat die Hoffnung für sich, daß sie zu einer höheren weiterführt. —

Das theologische Studium ist aber doch nicht nur durch das studentische Leben und seine Gemeinschaftsformen charakteristisch bestimmt, sondern vor allem auch durch den Gang und Inhalt der theologischen Arbeit, der wir uns nunmehr zuwenden.

Ohne Zweifel ist es gut und heilsam, wenn auch der junge Theologe einen festen Plan der Studien befolgt. Es ist nützlich, wenn solch ein Plan ihm gleich beim Beginn seiner Studienzeit in die Hände gegeben wird. Ob ein Kolleg von dem oder jenem gelesen wird, von einem angehenden oder einem geübten Dozenten, einem berühmteren oder weniger gekannten Professor, genug, der Student kann bei jedem soviel lernen, daß er es nicht bereuen wird, der angeratenen Ordnung gefolgt zu sein. Indessen erleidet die Sache doch recht ihre Ausnahme. Nicht immer sind die Verhältnisse auf der Universität, die

der junge Mann bezieht, so gelagert, daß es tunlich wäre, nach Maßgabe des Studienplans auszuwählen. Väter, soweit es Theologen sind, Verwandte oder Lehrer haben vielleicht schon vorher den Plan zu recht gemacht, und die äußere Lage des Studierenden nötigt ihn, sich zu beschränken. Wer möchte denn z. B. behaupten, daß es unmöglich sei, durch Selbststudium etwa einen Teil der h. Schrift oder einen Abschnitt der Kirchengeschichte oder eines der systematischen Fächer kennen zu lernen und sich anzueignen? Nun kommt dazu noch die Einwirkung, welche von seiten der Gemeinschaft, in welche der junge Mann eingetreten ist, auf ihn ausgeübt wird. Es herrscht hier auf den Universitäten eine Tradition, die sich nicht leicht durchbrechen läßt. Man darf auch im allgemeinen den jungen Leuten zugestehen, daß sie ein Gefühl haben für die größere oder geringere Tüchtigkeit der Dozenten. Sie sind leicht zu gewinnen durch Frische, Lebhaftigkeit, Selbstzuversicht und Entschiedenheit. Aber auch die Leerheit, die sich hinter den nach außen glänzenden Eigenschaften verbergen mag, bleibt ihnen nicht verborgen. Es kann ja auch der umgekehrte Fall eine Zeitlang eintreten, daß ein tüchtiger Dozent, der dem Strome entgegenschwimmt und nichts unmittelbar Packendes in seinem Vortrag hat, links liegen bleibt. Ich erinnere an die Anfänge Hegels in Jena. Man darf, ohne irgend die Richtigkeit dessen zu verkennen, was über die Folge der zu hörenden Vorlesungen



vorhin gesagt wurde, es nicht zu hart beurteilen, wenn durch den Einfluß der studentischen Verbindungen oder durch den Namen des Dozenten Ausnahmen in diese Regel gebracht werden.

Ich möchte noch die Erwägung hinzufügen, daß ich es nicht schlechthin zu mißbilligen vermag, wenn ein junger Mann, der vielleicht nur kurze Zeit auf einer auswärtigen Universität verweilt, sich dem Einfluß eines hervorragenden Dozenten unterstellt, ohne viel darnach zu fragen, ob die betreffende Vorlesung gerade in den methodischen Gang seiner Studien hineinpaßt. Er mag dabei einstweilen vieles noch nicht verstehen; aber wenn der elektrische Funke aus den Worten des überlegenen Geistes in seine Seele hineinschlägt und zündet, so hat er davon einen Lebensgewinn und eine Lebenserinnerung, mehr und reichlicher, als wenn er bedächtig nur dasjenige aufgegriffen hätte, was er jeweilig verdauen konnte.

Mit diesem die Jugend instinktiv bewegenden Zuge hängt nun auch der Drang zusammen, die Universitäten zu wechseln. Wir werden den Gewinn, den solch ein Wechsel mit sich bringt, und die Gefahren, die damit verbunden sind, ähnlich zu beurteilen haben wie den Trieb, neuen Einflüssen sich zu unterstellen. Wenn unsre jungen Studierenden nicht mehr fortschrittsbedürftig sind, nicht mehr denen zu lauschen geneigt sind, welche in der Erkenntnis am weitesten vorgerückt erscheinen, so haben sie eine

edle natürliche Mitgift der Jugend verloren. Eine Jugend, die auf den Hefen sitzen bleibt, ist abgestanden und kraftlos. Vielfach sind es ja die äußeren Verhältnisse, durch welche der Wanderlust die Flügel beschnitten werden, und diejenigen, welchen solches widerfährt, mögen sich damit trösten, daß der alte Kant trefflich in der Geographie Bescheid wußte, obwohl er kaum über Königsberg hinausgekommen war. Denn die Erde ist überall des Herrn und die auf ihr wirksamen Kräfte allenthalben wesentlich die gleichen. Solchen aber, die es ermöglichen können, der Wanderlust Folge zu geben, rate ich es zu tun, auch wenn etwa die Regelmäßigkeit und Konsequenz des Studiums darunter leiden sollte. Hier bei uns und auch hie und da anderwärts besteht ja jene törichte, von grobem Partikularismus zeugende Verpflichtung nicht, zwei oder drei Semester auf einer „vaterländischen“ Universität studieren zu müssen. So mag denn wer es vermag, diese löbliche Freiheit benutzen, zumal wenn die Verhältnisse so liegen, daß in späterer Zeit die Kandidaten nicht auf längere Zeit über die engere Heimat und über das heimische Dorf hinauskommen, an welches der Dienst sie bindet. Ich weiß, es geht dabei oft recht menschlich zu. Irgend ein junger Freund, den Atheniensern gleich etwas neues zu hören begierig, hat auf fremder Universität eingesogen, was dort Neues ihm geboten ward. Es tut ihn wohl, seinen bisherigen Kommilitonen gegenüber sich als Träger und Vertreter solcher Errungenschaften zu ge-

bahren; er macht Propaganda und findet gläubige Nachfolger. Von Urteil ist dabei zunächst wenig die Rede; es ist mehr ein unbestimmter Drang, der sie mitgehen heißt. Aber wie dem auch sei und wieviel dabei unverständige Schwäche oder jugendlicher Übermut und Leichtsinn unterlaufe, wir können es unsern jungen Theologen nicht verwehren noch ersparen, die neuauftauchenden Richtungen in der Theologie, mögen wir ihre verderbliche Tendenz noch so deutlich erkennen, auf sich wirken zu lassen und sich mit ihnen auseinander zu setzen. Ich sage das mit dem vollen Bewußtsein, daß bei solcher Freiheit gar manche der Versuchung unterliegen und an ihrer Seele Schaden leiden. Hier scheiden sich die Wege der Katholiken und der Protestanten. Dort mag man's probieren, die künftigen Priester und Seelsorger tunlichst vor widerkirchlichen Einflüssen abzuschließen; wir können das nicht. Wir können nur Leute gebrauchen, die sich durchgekämpft und durchgeschlagen haben, wennschon mit bleibenden Wunden und Narben.

Also ich kann nicht umhin, den Wechsel der Universitäten anzuraten. Er dient dazu, jener unseligen Trägheit und Gesinnungslosigkeit vorzubeugen, wo ein junger Mann sich ins Kolleg setzt und geduldig nachschreibt, was der Dozent vorsagt, einfach um das Vorgesagte sich anzueignen. Er braucht sich sonst keine Gedanken darüber zu machen: „der Mann muß es doch wissen, denn dafür ist er angestellt“. Und daraus wird man ja beim Examen geprüft. In andern

Fächern mag solch eine Gesinnung weniger schädlich sein; die Theologen sollten es für einen Vorzug erkennen, hierin eine Sonderstellung einzunehmen. Äußere Schutzmittel gegen den beim Wechsel der Universität möglichen Schaden gibt es nicht — aber ein inneres gibt es, wenn der junge Student sein Leben und sein Studium so geartet sein läßt, wie ich es früher vorausgesetzt und gefordert habe. Die andersartige, wohl auch gegensätzliche Luftströmung wird allerdings den bisher gewohnten und verfolgten Kurs aufhalten; für das unmittelbare und regelmäßig fortschreitende Lernen ist der Wechsel zunächst nicht günstig. Die neuen Eindrücke, zumal in einer größeren Universitätsstadt, müssen erst einigermaßen bewältigt und in den bisherigen geistigen Besitz eingereiht sein, ehe man sich in ruhiger Fassung der neuen Gedankenwelt hingeben kann. Aber es liegt doch darin ein Anlaß und ein Motiv, die bisherige Einnahme und den vorhandenen Besitz zu prüfen, das sicher Errungene nun mit klarerem Bewußtsein festzuhalten oder aber Korrekturen und Ergänzungen vorzunehmen. Zum Heile wird dieses freilich nur gereichen, wenn die Prüfung nicht bloß vom verstandesmäßigen Standpunkte aus, mit dem Gedanken der leichteren Begreiflichkeit, sondern in erster Linie und in stetiger Folge nach geistlich-sittlichem Maßstabe vollzogen wird.

## V. Mitte und Ende des Universitätsstudiums.



Auch hier will ich die Ausnahmefälle zunächst dahingestellt sein lassen. Zumeist verlebt der junge Student die ersten Semester, wenn nicht allzu kümmerliche äußere Verhältnisse ihn niederdrücken, in *dulci jubilo*; der Unterschied von dem eingeeengten Gymnasialleben ist doch gar zu reizend, um nicht genossen werden zu sollen; die neuen Eindrücke sind fast betäubend; man läßt sie auf sich einwirken, ohne sich noch viel Rechenschaft darüber zu geben und sich mit ihnen sehr auseinander zu setzen. Aber wenn die Mitte des akademischen Studiums herankommt, wird es einem doch je länger je mehr bewußt, wie so gar kurz diese Studienzeit ist. Der Gedanke an das Examen, an das zu erreichende Lebensziel ist es wohl bei Allen, der sich allmählich regt und der leichtfertigen oder doch unbefangenen Stimmung einen Dämpfer aufsetzt. Bei ernsteren Gemütern tritt auch die Erwägung hinzu, ob sie in der Lage sein werden, einer Gemeinde zu leisten, was das Amt von ihnen fordert. Denn es bedarf doch keiner allzugroßen Gewissenhaftigkeit, um sich darüber Gedanken zu machen, ob die theologische Überzeugung, zu der man gelangt, ob der geistliche Besitz, den man erwirbt und besitzt, berechtigten Ansprüchen genügen werde.

Dazu kommt, daß nun doch bei der systematischen Theologie, deren Studium in dieser Zeit beginnt, die Frage sich gleich anfangs in den Vordergrund stellt, welcher „Richtung“ in der Theologie man sich anschließen solle. Einer übeln Gewohnheit muß ich dabei gedenken, die nicht selten das Studium der systematischen Theologie unfruchtbar macht. Man verbringt die ersten Semester ohne viel Sorgen und Herzweh, aber auch ohne viel zu lernen, in fröhlichem Studententum, im Genusse heiteren Studentenlebens; und nun tritt man, etwa an einer andern Universität, der man sich zuwendet um den Abhaltungen des Verbindungslebens zu entgehen, nach unzulänglicher Vorbereitung in die systematischen Fächer hinein. Der verhältnismäßig bessere Fall ist noch der, daß man, seiner Schwachheit und ungenügenden Vorbereitung sich bewußt, das Studium aufschiebt und das Versäumte vorerst nachzuholen sucht. In diesem Falle kann es geschehen, das man erst im 6., 7. Semester sich der systematischen Theologie ernstlich zuwendet. Oder aber — und das ist wohl der häufigere, zugleich der schlimmere Fall — man folgt der Ordnung der Semester, und weil nun eben Dogmatik und Ethik an der Reihe sind, so hört man dieselben, aber ohne zu wirklichem Verständnis und innerer Verarbeitung fähig zu sein. Das Bedenkliche dieses Verfahrens tritt insbesondere dann hervor, wenn die Fakultäten, die man nacheinander besucht und hört, hinsichtlich ihrer Glaubensstellung und theologischen

Richtung auseinander gehen und wenn unvermittelt die verschiedenen Materialien der Lehre neben- und übereinander zu liegen kommen. Es gehört eben schon recht viel dazu, unter diesen Gegensätzen sich einigermaßen zurecht zu finden, und das Gewöhnlichste wird wohl sein, daß Recht behält, wer zuletzt das Wort hatte. Jugendliche Leichtfertigkeit hilft zeitweilig darüber hin; aber in dem Maße als die Gewissenhaftigkeit wächst, wird auch das Unleidliche des Zustandes empfunden. Sachlich angesehen dürfte es in der Tat besser sein, wenn einer gründlich in die Wege einer dem Glauben entfremdeten Theologie eingeführt wird und sich ihr hingibt, als wenn die Elemente der verschiedensten Richtungen unverdaut neben einander liegen. Denn wenn der innere, geistlich-sittliche Besitz sich noch einigermaßen behauptet, so kann gerade bei gründlicher Einsicht in eine falsche Theologie ein sicheres Urteil gewonnen werden über die Unmöglichkeit, dem eigenen geistlichen Bedarf zu genügen und dereinst eine Gemeinde mit guten Erfolg und gutem Gewissen zu weiden. Wer solch einen Einblick nicht gewinnt, der schwankt nun unsicher hin und her und verfällt der Gefahr der Gesinnungslosigkeit, die um so schlimmer ist, jemehr man sich an sie gewöhnt.

Es muß dem, der an das Studium der systematischen Theologie herantritt, zum Bewußtsein kommen, daß die Beteiligung der eigenen Person hier von vornherein eine andere ist, als bei



den mehr historischen und exegetischen Disziplinen. Man kann die Bilder der kirchlichen Vergangenheit an sich vorüberziehen lassen und mit Interesse dabei verweilen, ohne daß eine innerliche Erregung, ein Appell an die Stellung der eignen Person zu den Geheimnissen des christlichen Glaubens damit verbunden sein müßte; man kann sich die bunte Mannigfaltigkeit der kritischen Anschauungen und der exegetischen Versuche hinsichtlich der H. Schrift vortragen lassen, „zu einstweiliger Kenntnissnahme“, wie denn niemand, nähme er's auch noch so ernst, über die hier sich darbietenden Probleme sofort ins Klare zu kommen vermag; aber wenn sich's nun darum handelt, den Glaubensbesitz zu fixieren, welcher die Frucht unsers geistlichen und theologischen Studiums sein soll, wenn der Glaubensbesitz, welchem der Lehrer Ausdruck gibt, in Wechselbeziehung tritt mit dem des Hörers, da wird die persönliche Beteiligung doch in anderer Weise wach gerufen, und es wäre unnatürlich, ja überaus bedenklich, wenn einer dabei sitzen wollte wie etwa beim Vortrag eines philosophischen Systems. Freilich kann die Schuld dabei auch an dem Lehrer liegen. Von ihm ist zu verlangen, daß er es seinen Schülern unmöglich mache, die Sätze der Dogmatik und Ethik wie die getrockneten Blumen eines Herbariums zu betrachten und hinzunehmen. Man wird wohl, was ich hier meine, von der Ethik am ehesten gelten lassen, daß sie nämlich, indem sie das Bild des christlich-sittlichen Lebens zeichnet, ganz

von selbst eine Frage an den Zuhörer stellt, die Frage, wie sein eigener sittlicher Stand sich dazu verhalte. Aber weniger vielleicht darf man bei der Dogmatik auf Zustimmung hoffen, zumal wenn sie nach dem hergebrachten Schema abgehandelt wird, mit Beifügung einer Geschichte der verschiedenen „Anschauungen“ und weiterhin einigen eignen Bemerkungen. Da stellt sich nicht sofort ein Verhältnis zwischen dem eignen Glaubensbesitz und dem Glaubenskomples heraus, und das kritische Begucken und Benagen der einzelnen Glaubenslehren läßt die Seele leer oder beschäftigt nur jene oberflächlichen Geister, welche meinen, daß man durch solche Betätigungen zu einer Glaubensüberzeugung komme. Ich bin doch der Meinung, daß dem Dogmatiker nicht minder wie dem praktischen Geistlichen das Bewußtsein innewohnen müsse, daß er Verwalter über Gottes Geheimnisse sei (1. Kor. 4, 1), nur in höherer oder meinetwegen tieferer Weise. Es macht einen jammervollen Eindruck, wenn er an diesen Mysterien wie an einem corpus vile herumschneidet, um seine Geschicklichkeit im Sezieren dabei zu zeigen und seine Schüler dazu anzuleiten. Es ist ja recht viel Menschliches in der Dogmatik, denn wir tragen den Schatz in irdenen Gefäßen und wollen das nie vergessen; aber traurig wäre es doch, wenn der dogmatische Vortrag nur die Empfindung erweckte, daß es sich hier um eine Garnitur von Präparaten handle, die man zu prüfen und unter denen man für sich auszu-

wählen habe. Beim Eintritt in das Lehrgebäude der Dogmatik soll es dem Hörer zu Mute sein, wie wenn er in einen Dom eintrete, vor dessen überragender Größe und Majestät ihm zunächst die Lust am Kritisieren vergeht. Die Macht der christlichen Ideen, der Gottesgedanken, die in Tatsachen sich verkörpert haben, wie sehr auch Menschengedanken, ja menschliche Irrtümer dabei sich einmischen, muß auf ihn einwirken, ihn niederdrücken und erheben, ehe es nur zur Beurteilung kommt. Lernen, lernen soll man zuerst, seine Schuhe ausziehen auf dem heiligen Boden, nicht aber mit vorwitzigem Munde drein reden und nach den eignen kurzen Gedanken die Heiligtümer Gottes kritisieren. Denn um auf irgend welchem Gebiete recht zu urteilen, bedarf es eines kongenialen Geistes, der erst zur entsprechenden Höhe hinaufgezogen worden ist; sonst gleicht man dem Schuster vor dem Gemälde des Apelles. Als Goethe nach Italien kam, kritisierte er zunächst gar nicht, sondern „machte große, große Augen“. Dadurch hat er hinterher auch das Kritisieren gelernt.

Auch hier setze ich voraus, daß ein junger Theolog, welcher in seinem Studium bis zur systematischen Theologie vorgerückt ist, ein gewisses Maß von christlicher Überzeugung oder doch Sehnsucht nach christlicher Überzeugung mitbringe. Soviel darf man ihm zutrauen und von ihm fordern, daß er von dem Christentum einen innerlich heilenden und rettenden Einfluß erwartet, daß er nicht gleichgültig

und gesinnungslos dem Zentrum der Theologie sich zuwendet. Damit ist nicht gesagt, daß sein Glaubensbesitz schon ein großer oder daß er bereits zu einer innerlichen Entscheidung gekommen sein müsse. Aber eine suchende, eine aufrichtig suchende Seele muß es sein, die in einem Lebensverhältnis zu ihrem Gotte steht, zu ihm redet, seiner wartet. Die Dogmatik und ebenso die Ethik sind ja zunächst nicht dazu da, Glauben zu wecken oder christliches Leben zu erzeugen; sie zeigen nur, was der Inhalt und Zusammenhang des christlichen Glaubens, was die Art und der Fortschritt des christlichen Lebens sei. Aber doch wird, wenn dem aus dem Munde eines solchen Ausdruck gegeben wird, der selbst im Glauben steht und die Konsequenzen für sein Leben daraus zieht, es auch mitten unter den wissenschaftlichen Untersuchungen an einem Hauche des Lebens nicht fehlen, welcher der suchenden Seele belebend entgegenkommt und sie zugleich innerlich fördert. Vorschnelle Entscheidungen, wie sie ja bei der raschzugreifenden Jugend vorkommen, sollen damit nicht empfohlen werden; man kann in seinem Glaubensleben und in seiner theologischen Erkenntnis wachsen, ohne über die jeweiligen Probleme der systematischen Theologie noch im Klaren zu sein oder gar abzuschließen, und es tut nicht gut, wenn nach vorschnellem Abschluß man zu Rückzügen sich genötigt sieht.

Das größte Hindernis, welches zur Zeit einem gedeihlichen Studium der systematischen Theologie

sich entgegenstellt, ist die Unterordnung der theologischen Erkenntnis unter die jeweiligen übliche, natürlich-philosophische. Es ist ja für jeden, welcher Augen hat zu sehen, offenbar, daß nicht sowohl die materialistische, darwinistische, atheistische Weltauffassung, sondern die allmählich beliebt gewordene Kantische, antimetaphysische Erkenntnislehre das Hemmnis ist, welches auch ernster Gesinnte, von der Macht des Glaubens Erfaßte, dem kirchlichen Bekenntnis, ja vielmehr dem gemeinchristlichen Dogma entfremdet. Jene, die materialistisch Gesinnten, studieren nicht Theologie, oder man darf doch erwarten, daß sie bald wieder davon loskommen. Ich verkenne dabei durchaus nicht, daß der Einblick in naturwissenschaftliche Probleme, wie in den Zusammenhang, in die Übergänge der organischen Schöpfung, wie sie die Darwinistische Richtung und Forschung in bewundernswürdiger Weise an den Tag gebracht hat, für viele auch ernster Gesinnte eine Versuchung werden kann. Die jungen Leute, auch unreife Gymnasiasten, strömen herbei, wenn es gilt, von dieser Lehre etwas zu erschnappen. Es ist wie ein Zaubersrank, den sie einnehmen, eine Art magischer Berückung, wenn man sie sehen läßt, wie alles so ganz von sich selber geworden, ohne Beihilfe einer höhern Hand. Ein ungeheurer Aufwand von Phantasie hilft dabei den fehlenden Entwicklungsreihen nach. Die kundigsten Naturforscher sprechen es aus, daß eine überaus beschränkte Anzahl von Fällen, und solche

wiederum nur innerhalb eines engbegrenzten Gebietes es seien, wo man von Tatsachen, von wirklichen Beobachtungen vollzogener Übergänge reden könne. Logisch und spekulativ betrachtet, sagt man dort, ist diese Deszendenztheorie vorzüglich; aber angesichts der geringen Anzahl tatsächlicher Beweise, nämlich wirklich beobachteter Variabilität der Spezies, ist sie eine ganz kolossale Hypothese.

Wäre nicht das angebliche Hervorgehen dieser einheitlichen und doch so unendlich mannigfachen Organisation aus unbewußten Trieben so bodenlos wunderbar und zugleich so unglaublich, wie wenn jemand aus der Mannigfaltigkeit und Einheitlichkeit eines gothischen Bauwerks dessen Durch-sich-selbstgeworden sein, statt nach dem Plane eines Baumeisters, behaupten wollte! Wenn man wissenschaftlich nur ein Verfahren nennt, bei welchem alle Teleologie von vornherein ausgeschlossen ist, so müßte als Triumph der wissenschaftlichen Erklärung dies angesehen werden, daß das Vernunft- und Sinnlose sich, ohne zu wissen wie, zu Vernünftigem und Sinnvollem gestaltet, während doch bei den menschlichen Bildungen, in dem uns zugänglichen Reiche der Zwecke, das Gegenteil der Fall ist. Wir wollen uns doch durch die Keckheit der Behauptungen, welche gerade auf diesem Gebiete uns entgegentreten, nicht imponieren lassen. Ed. von Hartmann hat in seiner „Philosophie des Unbewußten“ einmal in recht drastischer Weise der Erstarrung Ausdruck gegeben, welche den

Menschen überkommt, wenn er sich in das Rätsel des Nicht-nicht-seins versenkt. Woher dies alles, warum dies alles? Hier gibts auch nicht einmal einen Versuch, ein Atom von eurer „wissenschaftlichen“ Erklärung. Ihr sollt euch dessen nicht rühmen gegenüber denen, die, statt nur zu erstarren und stumpf in dies Geheimnis hineinzuschauen, eine Erklärung in dem Schöpfungsgedanken, in der Setzung eines schöpferischen Gottes suchen. Denn wir tun es nicht willkürlich, sondern weil wir zweifellos und unwillkürlich von dem Endlichen dieses Weltganzen, in welches wir uns einordnen, zu dem Unendlichen, Absoluten hingetrieben werden. Es ist nicht wahr, daß man damit aus dem Zusammenhang der „wissenschaftlichen Erklärung“ heraustrete; denn unser ganzes menschlich-endliches Leben stützt sich auf diese Unendlichkeit. Der Unterschied unsers spezifisch-menschlichen Lebens von dem Leben des Tieres, mögt ihr ihn sonst erklären wie ihr wollt, fällt ohne diese Basis dahin. Wie sollte es denn unwissenschaftlich sein, wenn wir, darauf hingeletet durch unser gesamtes menschliches Sein, nun auch für die Welterklärung davon Gebrauch machen, da unsre intellektuelle Tätigkeit ohne jene Basis und ohne diesen Abschluß ebenso haltungslos in der Luft schwebt, wie unser sonstiges gesamtes Leben? Aber lassen wir dieses erste Unbegreifliche — wie steht es denn mit den Anfängen des organischen Lebens: habt ihr uns da eine „wissenschaftliche Erklärung“ zu bieten? Wir sind jetzt



weiter als je davon entfernt, ohne die Annahme eines „Zufalls“ die Entstehung einer Zelle zu erklären. Und daß die Hereinziehung eines Zufalls, und zwar gerade an dem alles bedingenden Anfangspunkt der Lebensentwicklung den Eindruck einer „wissenschaftlichen Erklärung“ mache, wird niemand behaupten. Wo die Elemente, aus denen die erste Zelle sich zusammengesetzt hat, herstammen, wissen wir nicht, dafür gibt es keine „wissenschaftliche Erklärung“. Nun tritt also der „einmalige Zufall“ der Urzeugung ein, zu dessen Erklärung die Wissenschaft uns ebenfalls keinen Vorschub leistet. Nur das Staunen wird größer, nicht das Verständnis, wenn man bedenkt, was alles in diesem ersten organischen Gebilde an Inhalt beschlossen ist. Diese ungezählte Reihe von Organismen, diese Fülle, dieser Reichtum, diese Schönheit — wenn man nur den Flügel eines Schmetterlings unter dem Mikroskop betrachtet —, diese Sinnigkeit der Anordnung, dieses Ineinandergreifen, dieser Fortschritt vom Einfacheren zum Zusammengesetzten und Komplizierteren: dieses alles, mags nun im Kampf ums Dasein oder durch Zuchtwahl, durch Anpassung sich realisiert haben, muß doch als in dem ersten Anfang potentiell gesetzt angenommen werden, weil es sonst actu nicht hätte daraus hervorgehen können.

Also wenn man die Lage der Dinge nüchtern betrachtet, so ist es schwer zu verstehen, wie ein junger Theolog, in welchem ein Rest oder ein Anfang lebendiger religiöser Gesinnung ist, dadurch in seiner

Hingabe an die Heilswahrheit und im Studium derselben könnte gehemmt werden. Es wäre auch bei den andern kaum verständlich, mit welcher Zähigkeit man an jenen Theorien und Hypothesen hängt, wenn man nicht um jeden Preis den Gedanken an Schöpfung, Schöpfungsplan, Teleologie usw. als „unwissenschaftlich“ fernzuhalten entschlossen wäre. Lieber das stärkste Wunder, wie kein zweites in der gesamten Heilsgeschichte sich findet, festhalten, wenn nur nichts „Mystisches“, nichts Göttliches dabei vorkommt. Es muß sich alles von selbst so gemacht haben wie es ist, wenn auch für keinen Verstand, weder einen natürlichen noch einen christlichen, einleuchtet, wie es sich so gemacht haben könnte.

Für den Theologen also, der nur von dem Eingreifen des Göttlichen in das Endliche, von dem Innenwirken desselben in letzterem lebt, kann in der Lage der naturwissenschaftlichen Probleme kein Hindernis des Studiums gefunden werden.

\*

\*

\*

Bei der ungeheuren Ausbreitung der exakten Naturwissenschaften und ihrer Einzelergebnisse wird der Theologe, wenn er nicht seine eigentlichen Berufsaufgaben vernachlässigen will, um es bestenfalls doch nur zu einem Dilettantismus in der Sphäre der Naturwissenschaft zu bringen, sich streng auf diejenigen Gebiete zu beschränken haben, bei denen eine Berührung mit religiös-theologischen Interessen vorliegt oder wenigstens behauptet wird. Diese sind aber

viel geringer als man in den Zeiten der Theologie meinte, in denen diese auch das gesamte natürliche Weltbild von sich aus bestimmen wollte, oder in derjenigen Periode der Naturwissenschaft, wo diese eine abschließende, die Religion ersetzende Weltanschauung schaffen und alle Welt- und Lebensrätsel lösen wollte. Eine Orientierung über so umfassende Theorien wie die Entwicklungslehre und ihre spezielle Abwandlung im Darwinismus und ihre hauptsächlichsten Beweismomente aus Paläontologie und Biologie ist dagegen für den Theologen unumgänglich. Nicht minder wird er die Elemente der Astronomie und Weltbildungslehre sich aneignen müssen, während die allgemeinen Begriffe und Voraussetzungen der Naturwissenschaft wie die des Gesetzes und der Kausalität, des geschlossenen Naturzusammenhanges schon in die Naturphilosophie hineingehören und dort mit behandelt zu werden pflegen. Eine genügend ausgebaute Apologetik wird es zudem nicht versäumen, den Theologen auch in naturwissenschaftlicher und naturphilosophischer Richtung die genügenden Kenntnisse zu vermitteln.

\*

\*

\*

Die entscheidenden Schwierigkeiten erwachsen dem Theologen nicht aus der Naturwissenschaft, sondern aus der Philosophie und zwar vornehmlich der Erkenntnistheorie und Metaphysik und deren Einfluß auf die systematische Theologie.

Der Erkenntnisprozess als solcher ist für den

Menschen überall der gleiche und folgt den nämlichen Gesetzen. Die Änderung, welche er erleidet, liegt in den Objekten. Es gibt Objekte, welche dem natürlichen, gottentfremdeten Menschen gar nicht oder doch in verzerrter Gestalt nahetreten, so daß der Erkenntnisprozeß mit Notwendigkeit irregeht. Dadurch daß wohl einzelne Strahlen, einzelne Seiten in die Wahrnehmung hineinfallen, aber ohne entsprechende Verbindung mit anderen Seiten, welche mit wahrgenommen werden, oder mit dem Ganzen, das verborgen bleibt, tritt eine Verrückung desselben ein, um so unausbleiblicher, je mehr die menschliche Erkenntnis bestrebt ist, die fehlenden Stücke nach dem Maßstabe der sonstigen natürlichen Erfahrungen zu ergänzen. Dadurch geschieht es, daß die Vernunfttätigkeit, indem sie die geistlichen Objekte bearbeitet, Unvernünftiges zu Tage fördert, aus den Wirklichkeiten der geistlichen Welt Einbildung macht, die nirgend als in dem subjektiven Hirn ihren Ort haben.

Es ist ein großer Unterschied zwischen den Objekten der physischen und der geistlichen Welt, welche erstere dem Gebiete der Notwendigkeit, letztere jenem der Freiheit angehören. Aber es verhält sich nicht so, daß darum bei jenen die Subjektivität, die subjektive Selbstentscheidung hinsichtlich ihrer Setzung ausgeschlossen sei und nur bei diesen Platz greifen. Wohl herrscht hier der Zwang der Tatsachen, der uns nötigt, die Wirklichkeit als solche anzuerkennen. Aber doch nur, weil wir mit unserem Leben, mit

unsrer Organisation in das Ganze dieser physischen Welt eingeordnet, auf die Wahrnehmungen derselben angelegt sind: die so geartete Subjektivität ist die Voraussetzung solchen Zwanges. Ist diese Organisation an irgend einer Stelle durchbrochen, ist z. B. unser Auge nicht zu entsprechenden Wahrnehmungen der Farben eingerichtet, so fällt der Zwang hinweg, mag die Wirklichkeit beschaffen sein, wie sie wolle. Die Wirklichkeiten innerhalb der geistlichen Welt, die Objekte, welche dieselbe konstituieren und auf uns einwirken, sind nun nicht minder wirklich wie jene physischen, und ohne entsprechende Subjektivität ist auch hier von einer wirklichen Wahrnehmung und Vergewisserung derselben nicht die Rede. Aber das Gebiet der Freiheit, und zwar der besonderen geistlichen Freiheit, auf dem man sich hier bewegt, bedingt den Unterschied. Und darin liegt die besondere Schwierigkeit, welche an diesem Orte dem Verständnis sich darbietet. Indessen steht doch für die Erfahrung fest, daß die Analogie des Denkens, welche auf physischem Gebiet das Verständnis ermöglicht, auch hier nicht vermißt wird. Und ebenso, mag immerhin die Weise der Übereinstimmung nicht sofort auffindbar sein, dürfen wir behaupten, daß der Gebrauch der dort herrschenden Freiheit sich der Regel, der Folge von Ursache und Wirkung keineswegs entzieht. Die Freiheitsbewegung, die Art der Selbstentscheidung ist, nachdem einmal dem Subjekt die Welt der geistlichen Objekte sich erschlossen hat, in ihrem Verlauf, ihrer

Ordnung nicht wesentlich verschieden von dem Gebrauch, welchen der natürliche Mensch innerhalb des ihm zuständigen Gebietes von seiner Freiheit macht. Überall entscheidet sich, welchem Gute der Mensch sich zuwendet, nach der Stellung, welche er demselben unter der Gesamtheit der Güter anweist, und die Freiheit der Wahl geht auf diese dem Subjekt anheimgestellte Wertung zurück. Mag hier immerhin ein im letzten Grunde unberechenbares Moment hereinspielen, wodurch das wahrgenommene Gut seinen höheren oder niedrigeren Wert bekommt, und mag hierin schließlich die Freiheit als nicht weiter zerlegbare bestehen, so ist doch der formale Prozeß der Freiheitsbewegung und der daran weiter angeschlossenen Lebensbetätigung wesentlich der gleiche; die Folge von Ursache und Wirkung wiederholt sich in ihrer Weise hier ebenso wie auf physischem Gebiet, und eben dadurch wird der Verlauf dem menschlichen Verständnis zugänglich.

Der Dualismus ist der Tod aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Wer eine unübersteigliche Schranke aufrichtet zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, der Erkenntnis des einen und des anderen, zwischen der Vergewisserung auf physischem und jener auf ethischem oder geistlichem Gebiet, zwischen Pistis und Gnosis, Glaubenserkenntnis und theologischer Erkenntnis, der ist in einem prinzipiellen Irrtum befangen und eben dadurch unfähig, zu wirklicher Erkenntnis vorzudringen. Zugrunde liegt da-

bei nicht selten eine Art von Feigheit, daß man nicht wagt, die geistliche Erkenntnis als gleichberechtigt neben die natürliche einzusetzen. Um dieser nicht unbequem zu werden und von ihr sich nicht belästigen zu lassen, sagt man, die erstere sei doch eine ganz andere als die natürliche; man könne sich ruhig allen Entdeckungen und Lehrsätzen derselben hingeben, ohne in Kampf mit der Glaubenserkenntnis zu kommen. Das ist eine Selbsttäuschung, die auf die Länge nicht vorhält, und die am wenigsten bei denen verfangen wird, welche man durch solches Entgegenkommen gewinnen will.

Ihr, die ihr mit Gewinn und Erfolg in die systematische Theologie eintreten wollt, laßt euch durch solche Vorspiegelungen nicht irreführen. Sie sind guter Meinung eronnen, als Beruhigungsmittel inmitten der schneidenden Gegensätze des natürlichen und des christlichen Bewußtseins, aber sie geben das Christentum preis, indem sie es vor dem feindlichen Andrang zu retten suchen. Laßt eure erste Sorge die sein, daß ihr euch der geistlichen Objekte wirklich bemächtigt, daß ihr in aufrichtiger Buße eurer Sünde und in lebendigem Glauben der Sündenvergebung in Christo innewerdet; dann wird die Erkenntnis von selbst nachfolgen, und wenn sie in Kampf tritt mit den Aussagen des natürlichen Bewußtseins, so werdet ihrs ertragen können. Denn jene Tatsachen des geistlichen Lebens sind es, von denen nun unser menschliches Dasein bedingt ist, und die wir darum



viel weniger aufzugeben im stande sind als die natürliche Gewißheit. Hält man uns eine Theorie entgegen, wonach alles Endliche immer nur durch Endliches bedingt sei und man darum auch bei Erklärung endlicher Dinge und Verhältnisse immer zunächst auf endliche Ursachen hingeführt werde, so widersprechen wir dem auf Grund unsrer Glaubenserfahrung, wonach, wenngleich immer durch endliche Mittel, der unendliche, ewige Gott uns in Christo unmittelbar nahegetreten ist. Auch für den natürlichen Menschen wird es dabei bleiben, was Schleiermacher mit Recht als die Grundlage aller Religion bezeichnete, daß neben und inmitten der Bedingtheit von Endlichem ein schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl ihn mit dem Unendlichen, Göttlichen in unmittelbare Beziehung bringt. Und wenn das einmal der Fall ist, so werden wir auch, auf Grund der spezifisch-christlichen Gotteserfahrung, über die von Schleiermacher aufgerichtete Schranke hinausgehen und Gott nach Maßgabe solcher Erfahrung zu erkennen versuchen dürfen. Es ist nicht wahr, daß das Absolute, nämlich der absolute persönliche Gott, der in unser persönliches Leben hineingewirkt und uns zu andern Menschen gemacht hat, bloß ein „Grenzbegriff“ für uns sei und bloß negativ sich bestimmen lasse. Das anzunehmen wäre der Tod aller Dogmatik, mag man dabei immerhin von subjektiven religiösen Empfindungen, Gemütszuständen, Wahrheiten reden. Die ganze h. Schrift auf ihrer ersten bis zur letzten Seite geht von der

Grundvoraussetzung aus, daß solche Objektivität des Göttlichen seine tatsächliche Gegenwart und Erfäßbarkeit bestehe, und ein Bruch hiermit ist nicht ein solcher mit einer philosophischen Lehre, sondern mit der Offenbarungsurkunde selbst und mit den Grundprinzipien des darauf gegründeten, ihr entsprechenden Glaubens. So lange man daher Dogmatik in der Kirche getrieben hat, nämlich eine Dogmatik, welche das historisch-gegebene Christentum für sich maßgebend sein ließ, hat man jene Grundvoraussetzung geteilt: nur mit dem Christentum selbst wird man diese Behandlung der Dogmatik aufgeben. —

Von hier aus ist den angehenden Theologen der Weg gezeigt, auf dem sie der systematischen Theologie, zunächst der Dogmatik, sich bemächtigen sollen. Es gibt ja keine größere Unwahrheit als die römisch-katholische Meinung, daß vermöge des unfehlbaren Lehramtes Irrtum in der Lehrentwicklung der Kirche vermieden worden sei. Würde nicht in der römischen Kirche das Gewissen der Kleriker von vornherein unter den Gehorsam der kirchlichen Auktorität gebeugt und dadurch geschädigt, so wäre es unbegreiflich, wie ein redlicher, frommer Mensch bei solchen Unwahrheiten es aushalten könnte. Aber wir wollen doch auch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und wollen uns die Wahrheit nicht nehmen lassen, welche dort verunstaltet vorliegt. So gewiß wir an einen Herrn Jesum Christum glauben und durch diesen Einen selig zu werden hoffen, so gewiß kennen wir

auch nur einen Leib des Herrn, die *una sancta catholica ecclesia*, die Gemeinschaft der an Christum Gläubigen, welche durch alle Zeiten der kirchlichen Entwicklung, der Spaltungen und Lehrstreitigkeiten sich hindurchgezogen hat bis auf diesen Tag und der wir angehören, so gewiß wir Christi eigen sind. Redet man von einer neuen, höheren Entwicklungsstufe, welche mit der Reformation erreicht worden sei, so verfälscht man nicht selten diese vollkommen richtige Tatsache, indem man Gegensätze erfindet, die zwischen dem Glauben der alten Kirche, z. B. den ökumenischen Bekenntnissen derselben, und den Tendenzen Luthers obgewaltet hätten. Man arbeitet damit den Anklagen der römischen Polemiker in die Hände und verletzt den evangelischen Glauben selbst, welcher mit der Einheit der Kirche steht und fällt.

In der Tat, wir Evangelischen, in deren Hauptbekenntnis, der Augustana, die Worte zu finden sind, *in doctrina ac ceremoniis apud nos nihil esse receptum contra scripturam aut ecclesiam catholicam, quia manifestum est, nos diligentissime cavisse, ne qua nova et impia dogmata in ecclesias nostras serperent* (Epilog.), wären doch in einer recht schlimmen Lage, wenn wir nicht überall in der Kirche, zumal in der alten, den Pulsschlag des gleichen evangelischen Lebens, immerhin in verkümmertem und unzureichendem Ausdruck, wiederfänden. Wem nicht bei der Lektüre Augustins, trotz seiner rhetorischen, in die Bahnen der katholischen Kirche einlenkenden Wendungen das Herz aufgeht,

dem fehlt es an dem Verständnis für das ökumenische Luthertum, er kommt von ihm ab, gerade indem er eine höhere Stufe der Entwicklung in ihm sucht und findet. Wer uns nachweisen will, daß doch Luther und die Reformation in uneigentlichem Sinne, nicht voll und ganz, zu den ökumenischen Symbolen der alten Kirche sich bekannt hätten, von dem wissen wir uns innerlich in demselben Maße geschieden, in welchem wir auf die Einheit der Kirche Gewicht legen. Es gibt kein Zeitalter in der christlichen Kirche, aus welchem dem aufrichtig und weitherzig evangelischen Christen nicht heimatliche Klänge entgegentönten, ohne daß er um deswillen das Verständnis für die mancherlei Unterschiede zu verlieren braucht. Denn auch die Wahrheiten, welche die Reformation und die evangelische Kirche neu hervorgezogen und wieder ans Licht gestellt hat, tragen in ihrer Weise und nach Maßgabe ihrer geschichtlichen Bedingtheit ein zeitliches Gewand an sich und decken sich insofern nicht mit der vollen Heilswahrheit. Mit ganzer Seele hänge ich an dem lutherischen, an dem paulinischen Lehrsatze von der Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben, diesem letzten und einigen Trost im Leben und im Sterben; aber um deswillen weise ich doch diejenigen nicht als Fremde und Feindselige zurück, die in Johanneischer Weise ihre Seele stillen in der Gemeinschaft mit Gott, dessen Liebe uns in Christo zu sich gezogen, ohne daß der Gegensatz zwischen Glauben und Werken, der Gegensatz zwischen

Menschlichem und Göttlichem sich mit gleicher Stärke bei ihnen hervordrängt. Denn es hängt von den Lebenserfahrungen des Christen ab, ob ihm jener Gegensatz so deutlich ins Bewußtsein getreten ist, ob nicht für ihn die Eine göttliche Gnade und Gabe, von der er lebt, beides zusammenschließt, sein Glaubens- und Heilungsleben. Es kann nicht leicht jemand stärker als ich gegen die Knechtschaft unter den Mönchsgelübden, zusamt der gesamten Gewissensvergewaltigung in der römischen Kirche, sich auflehnen, und die uns hierin von der römischen Kirche erworbene Freiheit erachte ich für das edelste Kleinod unsrer evangelischen Kirche. Aber ich kann dabei nicht vergessen, wieviel aufrichtig fromme Seelen, vor denen ich mich tief demütige, in den Klöstern sich um ihrer Seelen Seligkeit abgemüht haben, und es freut mich, auch in dieser Hinsicht Luthers Urteil mir aneignen zu können: nam et haec evangelicae libertatis pars est, posse se subdere voto et legibus; et lex Dei non est ex fide, ait apostolus, utique nec ex libertate et contra evangelium, et tamen libere sub ea vivimus, Multi ergo liberi sub votorum servitute fuerunt (Br. an Melanchthon vom 9. Sept. 1521, bei de Wette II, 45 ff.). —

Ich hoffe, daß ich die Anforderungen nicht zu hoch stelle, und will man sie nicht als Forderungen annehmen, so mag man sie als Wünsche gelten lassen: ich möchte, daß wer dem Studium der systematischen Theologie sich widmet, einigermaßen in den

Geist vergangener Zeiten eingedrungen sein möge, daß er mit den apostolischen Vätern, vielleicht mit Tertullian, jedenfalls mit Augustin Bekanntschaft gemacht habe. Augustins Konfessionen, Stücke wenigstens aus *de civitate Dei*, die schön und bequem geschriebene Schrift *de doctrina christiana*, wie pflegen diese in die Seele einzudringen und den Horizont zu erweitern! Auch von der Theologie des Mittelalters möchte ich die Anfänger der systematischen Theologie etwas kosten lassen, weniger zwar von der strengen Scholastik, die das jugendliche Gemüt in geringerem Maße anspricht, als von der Mystik, deren tiefe Innigkeit der religiös gestimmten Seele überaus wohl tut, so daß ich mir gar keinen wirklichen Theologen, vor allem auch keinen praktischen Theologen, denken kann, der nicht Freude und Erbauung daran finden müßte. Die Schriften von H. Eckart und Tauler sind ja nicht schwer zu erreichen, und wer auch nur ein wenig in diese Welt sich eingetaucht hat, wird einen bleibenden Eindruck und Gewinn davontragen. Sollte wirklich einer steif und stumpf genug sein, um Thomas a Kempis nicht auf sich einwirken zu lassen, etwa um deswillen, weil hier neben der evangelisch-begründeten Weltentsagung die ebenso begründete Weltbeherrschung nicht genügend zum Ausdruck gekommen ist? Oder sollte er, gerade wenn der Geist der Reformation ihn schon erfaßt hat, nicht mit demselben Wohlbehagen sich in die „deutsche Theologie“ versenken, wie seinerzeit Luther, unan-

gesehen die Unterschiede, welche deren Grundanschauungen von denen der Reformation unterscheiden? Bekannt ist, wie hoch Luther den h. Bernhard gehalten hat, so gewiß ihm der Unterschied zwischen dessen und seinen eignen Anschauungen nicht entging. Die Glut der Liebe, die Versenkung in die Person des Erlösers, das dadurch bedingte Zurücktreten des eignen Ich kann nicht anders als das evangelische Gemüt anziehen, auch wenn dieses auf anderen Wegen zur Selbstverleugnung und zur Hingabe an Christum gekommen ist. Und wie sehr man auch den — früher nicht genug beachteten — Unterschied zwischen der Anselmschen und der nachmaligen evangelischen Versöhnungslehre betonen möge, keinenfalls wird man den Einfluß in Abrede stellen können, welchen dieselbe auf die evangelische Theologie ausgeübt hat. Ich kann es daher nur empfehlen, daß die Studierenden schon während der Universitätszeit, indem sie der systematischen Theologie sich widmen, Bekanntschaft mit Anselms berühmten Büchlein *cur Deus homo* machen. Sie finden darin auf der einen Seite echt evangelische Gedanken, begründet auf lautere Frömmigkeit, und bekommen zugleich einen Einblick in die üble rationalistische Weise der Scholastik, dieser immerhin noch sehr zahmen Scholastik, wo man mit allen möglichen und unmöglichen Gründen die kirchliche Lehre zu begründen suchte.

Als selbstverständlich setze ich voraus, daß kein



Theologie-Studierender die Universität verläßt, ohne die eine oder die andere Schrift von Luther gelesen zu haben. Er ist unvergleichlich, und keiner von allen, die man von der Apostel Zeit an nennen möge, auch Augustin nicht, reicht an ihn heran. Er greift so an das Herz, daß es bis in seine Tiefen erregt, erquickt, fortgerissen wird. Was ihm diese Wirkung sichert, das ist nicht bloß die Unmittelbarkeit und die Gewalt evangelischer Empfindung und Erkenntnis, sondern zugleich das deutsche Element, die überwältigende deutsche Rede. Es ist, als ob hier die Quintessenz des Evangeliums mit der Quintessenz deutschen Geistes in einer Weise sich verbunden hätte, die jedem deutschen Manne, wenn nicht der Haß gegen das Evangelium in ihm lebt, das Herz abgewinnen müßte. Man hat, wenn man Luther reden hört, das Gefühl: hier bist du heimisch, hier vernimmst du Klänge aus dem Vaterhaus —, in dem Manne hat in wunderbarster, nie wiedergekehrter Weise sich zusammengefaßt und ausgedrückt, was unsre deutsche Art ausmacht, die Gabe und auch deren Schranke. Zu dieser Gabe rechne ich allerdings auch den ehrlichen deutschen Manneszorn, der herausflammt ohne zu schonen und zu berechnen, und nur die Kehrseite ist der kräftigen inneren Empfindung und Ueberzeugung; statt des heimlichen Intriguierens und Stechens, womit kleinliche und schwächliche Seelen sich begnügen, weil sie den Mut nicht haben, Auge in Auge dem Feinde gegenüberzutreten. Wobei ich

freilich die Schranke jener Gabe, oder soll ich lieber sagen: den Ueberschuß, derselben nicht übersehe.

Gegenüber der überwältigenden Kraft, mit welcher Luthers Worte auf den nur einigermaßen empfänglichen Leser eindringen, treten ja Melanchthons Schriften sehr zurück; man muß für den Humanismus Sinn haben, den Humanismus nach seiner edelsten, dem Evangelium zugewandten Seite, um mit innerem Wohlbehagen seinen Ausführungen zu folgen. Aber gleichwohl scheint es mir wünschenswert, auch erreichbar, daß ein Theologie-Studierender, womöglich in dem Jahre, da er der systematischen Theologie sich widmet Melanchthons Loci, natürlich in der ersten Auflage, durchlese.

Jedenfalls aber, wenn für Melanchthons Loci keine Zeit bliebe, muß ich darauf dringen, daß die Bekenntnisschriften unsrer evangelisch-lutherischen Kirche, tunlichst schon in den früheren Semestern, zum Gegenstand eindringenden Studiums gemacht werden. Ich kann mir nicht leicht einen Studierenden denken, der nicht möglichst bald ebenso in den Besitz einer guten Ausgabe der symbolischen Bücher (welche wie die Müllersche beide Texte, den deutschen wie den lateinischen enthält), wie in den einer guten kritischen Ausgabe des N. T. sich zu setzen versuchte. Hier lernt er, in der Augsburgischen Konfession und in der Apologie, Melanchthon von seiner besten Seite und ebenso Luther in seinem die Quintessenz der evangelischen Wahr-

heit erschließenden Catechismus maior kennen. Je unbefangener er dieser Lektüre sich hingibt, um so mehr wird er gesichert sein vor dem Versuche, ein paar Stellen dieser Bekenntnisse herauszuziehen, um dadurch eine der evangelischen Kirche feindlich entgegenstehende Lehre begründen zu helfen.

Wünschenswert wäre es immerhin, wenn auch die übrigen Bekenntnisschriften, die Schmalkaldischen Artikel und die Konkordienformel, noch während der Universitätszeit in den Kreis der Lektüre aufgenommen würden. Denn sich darauf verpflichten zu lassen, wie das ja nicht selten bald nach dem theologischen Examen geschieht, ohne sich auch nur einigermaßen mit ihrem Inhalt bekannt gemacht zu haben, ist doch recht widernatürlich. Und selbst wo das nicht der Fall wäre, dürfte ein evangelischer Theolog darauf hingewiesen sein, beizeiten auch das abschließende lutherische Bekenntnis kennen zu lernen. Wohl weiß ich, daß es Theologen gibt, die es wie mit Gänsehaut überläuft, wenn man auch nur den Namen der Konkordienformel nennt; sie ist das möglichst wenig gelesene und das bestgehaßte Bekenntnis unsrer Kirche. Gewiß, es war nicht mehr jene frische, vom ersten Feuer des reformatorischen Gedankens durchglühte Bewegung, wo die Augsburgerische Konfession als Flagge über dem kühn dahinsteuernenden Schifflein der evangelischen Kirche zu wehen begann, mit dem stolzen Worte als Aufschrift: ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht

(Ps. 119, 46); es war nicht mehr die Zeit, wie damals, wo der kleine Katechismus Luthers, genial herausgeboren aus seinem frommen und kindlichen Herzen, seinen Siegeszug durch die evangelische Welt antrat — es waren geringere Zeiten, von Argwohn und Mißtrauen zersetzt, wo nicht selten die Personen den Sachen nicht mehr gewachsen waren und persönliche Interessen in übler Weise sich hervordrängten; aber um so mehr muß man die Männer respektieren, welche inmitten dieser vermehrten Schwierigkeiten das schier unmöglich scheinende Werk mit Daransetzung aller ihrer Kraft, ja auch mit zeitweiliger Aufopferung ihres Rufs und Namens wieder aufnahmen und durchsetzten. Wenn man lernen will, wie innige Frömmigkeit, wie der ursprüngliche Hauch der Reformationszeit sich mit der Schärfe des dogmatischen Urteils verband, so wird auch in dieser Hinsicht die Lektüre und das Studium der Konkordienformel nicht ohne Gewinn bleiben.

Ganz unerläßlich ist für das gedeihliche Studium der systematischen Theologie, sich bis zu einem gewissen Grade der Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts zu bemächtigen. Es gab eine Zeit und sie liegt doch nur einige Jahrzehnte hinter uns, da galt es den jungen lutherischen Theologen für eine Ehrensache, die Theologie ihrer Väter kennen zu lernen. Wie man Luthers Werke in seinen Besitz zu bringen suchte, so freute man sich, irgend eines der alten Dogmatiker habhaft zu werden und ihn zu

studieren. Das ist jetzt anders geworden. Nicht einmal die wissenschaftlichen Vertreter der Dogmatik erachten es noch für nötig, sich mit diesen lutherischen „Scholastikern“ noch viel zu beschäftigen.

Man darf getrost auch hier das Wort anwenden: *nulla ars habet osorem nisi ignorantem*. Ich brauche mich nicht auf das bekannte Wort von Lessing über den Wert jener altlutherischen Dogmatik zu berufen. Ich behaupte, daß, wer mit religiösem Sinn, mit einem durch die Reformation gebildeten Verständnis ausgerüstet an die Lektüre von Chemnitz, insbesondere seines *Examen Concilii Tridentini*, herantritt, dem das Herz aufgehen müsse über den frischen evangelischen Geist, über den Hauch unmittelbarster in der Schrift und in der Erinnerung an Luther lebender Frömmigkeit, die gründliche Gelehrsamkeit, den glänzenden Scharfsinn, die verhältnismäßig auch noch reine und fließende Sprache. Wenn irgendwo, so wird man hier dessen inne, daß der Übergang von der ersten reformatorischen Periode zur zweiten, zu den Epigonen, keineswegs durch einen Abfall bezeichnet ist, sondern daß nach einer Zeit geistlicher Produktion nun ganz naturgemäß eine Periode der Reproduktion sich einleitete, wo man das im unmittelbaren Leben Errungene geistig zu verarbeiten und sich zum Verständnis zu bringen suchte.

Gewiß, es ist für den Ungewohnten eine harte Speise, die ihm in der scholastisch-verfestigten Dogmatik des 17. Jahrhunderts geboten wird. Es ist

den Theologen jener Zeit der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie unbesehen die Formen der aristotelischen Philosophie, die doch keineswegs nur Formen sondern zugleich inhaltlich bedingt waren, in die Theologie herübernahmen und mit Hilfe derselben sie bearbeiteten. Ich habe viel an der Weise unsrer alten Dogmatiker auszusetzen; aber zu wünschen ist immerhin, daß man sie erst lese und verstehe, ehe man sie tadelt. Wenn man das Mißtrauen erwägt, welches durch die vielen Lehrstreitigkeiten in den Gemüthern der rechtgläubigen Theologen erweckt worden war und zum Teil selbst schon auf der falschen Hineinfassung des Glaubens in die hergebrachten Lehrformen beruhte, so wird man begreifen, wie nun die Wacht, welche jene Theologen über die Rechtgläubigkeit hielten, sich auf beides zugleich bezog, den Inhalt und dessen Fassung, und daß daraus eine beklagenswerte Unfreiheit und Starrheit sich ergeben mußte. Man hatte den Blick verloren für die Freiheit, zu welcher das Wesen und der Besitz des evangelischen Glaubens den Menschen erhebt, nicht bloß hinsichtlich seiner Persönlichkeit überhaupt, sondern insbesondere auch hinsichtlich seiner Erkenntnis. Der evangelische Christ lebt als ein Kind im Hause Gottes, nicht wie ein Knecht; und weil ihn Gott freigemacht hat, ist er der peinlichen Furcht enthoben, welche überall mit gesetzlichem Wesen sich verbindet. Irrt er auf seinem Wege — und an Irrungen wird es nicht fehlen —, so trägt er vermöge seiner

evangelischen Stellung das Vermögen der Korrektur in sich und findet sich wieder zurecht. Ohne Zweifel, die evangelische Wahrheit wärs auch in steifer, gesetzlicher Form, zu haben, ist besser, als sie überhaupt nicht zu haben; dieser Gedanke bewegt mich oft, wenn ich unreife Tadler über unsre Väter, unsre alten Dogmatiker, herfallen und sie kritisieren sehe. Ich fühle dann immer unwillkürlich den Trieb, mich auf die Seite unsrer ehrwürdigen Alten zu stellen. Aber ein Ideal ist jene gesetzliche Gebundenheit, jene Verfestigung in überlieferte Erkenntnisformen, nicht, und wer den sachlichen Wert der alten Dogmatik zu schätzen weiß, der hat auch ein Recht, sie zu tadeln.

An sich ist es vollkommen begründet, wenn der Dogmatiker aus den Tatsachen des Glaubens logische Konsequenzen zieht und damit das Glaubensmaterial erweitert. Aber man soll allerdings dessen eingedenk bleiben, daß ein Unterschied ist zwischen den Tatsachen selbst und den daraus gezogenen Folgerungen. Unsre Alten haben es daran fehlen lassen. Sie kamen dazu, auf diesem Wege durch die Konsequenzen den Tatsachen selbst Gewalt zu tun. Man kann das z. B. bei der Lehre von der Inspiration erkennen. Da legte man die zweifellose Tatsache, daß die h. Schrift Gottes Wort und inspiriert sei, zugrunde, und konstruierte daraus eine Theorie, welche den Tatsachen ins Angesicht schlug. Und das im Namen der Frömmigkeit. Gottes Wort, Gottes Geist ist lauter und kein Stäubchen darf daran haften. Es



muß alles fehlerfrei sein bis in die hebräischen Vokalzeichen hinein. Aber unser Herr Jesus Christus, in welchem keine Sünde war und in dessen Munde kein Betrug erfunden, hatte auch keine Gestalt noch Schöne; er konnte nicht durch diese sündige und befleckte Welt gehen, ohne daß der Schmutz der Welt auf ihn gefallen wäre. Ein mit glühender Liebe an seinem Herrn hangender Jünger wie Petrus konnte so schwach werden, daß er aus Furcht vor den Juden momentan seine Überzeugung verleugnete (Gal. 2), und Paulus bekennt, sich nicht mehr genau aller derer zu erinnern, die er getauft habe (1. Kor. 1, 16). Man muß also doch eine Grenze ziehen, wieweit die Unfehlbarkeit der Apostel reiche, und die zog man dort infolge schlechter Konsequenzmacherei nicht.

Begreiflich war man nun auch nicht in der Lage, mit freiem, ungetrübtem Auge die Unvollkommenheit, die Ergänzungsbedürftigkeit der bisher gewonnenen dogmatischen Bestimmungen anzuerkennen. Man suchte die Schwierigkeiten, welche in der Lehre sich darboten, um so mehr zu verhüllen und zu vertuschen, je mehr der Widerspruch der Gegner sich darauf richtete. Man legte die Schrift so aus, daß sie das Beweismaterial für die dogmatischen Lehrsätze darbot, und die Auslegung erreichte ja in den meisten Fällen ihren Zweck; aber eine gewisse Enge und Gebundenheit, eine Begrenzung des geistigen Horizontes war die Folge, so daß man die Fülle und die Mannigfaltigkeit der Schriftzeugnisse übersah und

alles unter eine Schablone brachte. Man verlor den Blick für die Wahrheit auch auf gegnerischer Seite, wo ja vielfach die Widersprüche ein Anzeichen dafür sind, daß die Kirche und die kirchliche Theologie in gewissen Punkten nicht, wie sichs gebührt, ihres Amtes gewaltet. Man hatte kein Auge mehr für die auf anderen Gebieten aufkommende und sich durchsetzende Wahrheit, man versäumte es, die positiven Beziehungen zwischen ihr und dem religiösen Leben aufzufinden und gelten zu lassen; man stand zuletzt isoliert da in einer dem ursprünglichen evangelischen Glauben fremdgewordenen Welt.

Man mag als Beispiel das Verhältnis der Orthodoxie zu der eindringenden Mystik, zu dem aufkommenden Pietismus betrachten. Nach beiden Seiten hin fehlte es vielfach an dem klaren Urteil, was darin recht und gut, und was dem evangelischen Glauben widersprechend sei. Wie könnte man sich sonst die übertriebene, abstoßende und ungerechte Zurückweisung von Männern wie Jakob Böhme und J. Arndt erklären, in deren Theorien und Bestrebungen, neben ihren Verirrungen und Einseitigkeiten, Wahrheitsmomente genug enthalten sind? Wie den häßlichen, mehr und mehr ins Extrem geschobenen Kampf gegen Speners und Franckes Pietismus? Aber auch hier werden wir nicht verurteilen, ohne zu entschuldigen. Die Fortschritte der Kirche und der Theologie bewegen sich vielfach in Gegensätzen, und die Gegenwart beweist, wie dieselbe Un-

gerechtigkeit gegen Mystik und Pietismus auch bei höchst aufgeklärten, über die alten Orthodoxen weit hinausgeschrittenen Theologen sich findet. So wenig ich erwarten kann, daß die angehenden Theologen sich schon während der Universitätszeit mit solchen Mystikern und Theosophen beschäftigen, so würde ich doch jeden beklagen, der nicht irgend einmal, wenn sich Gelegenheit darbietet, Bekanntschaft damit machte und seine Seele den Lebensströmen öffnete, welche von dort, immerhin in ungleicher Mischung, hervorquellen. Wer nicht für Mystik, Kontemplation, Theosophie ein Sensorium hat, der wird ein trockner Geselle, dem im Amte leicht Frische und Tiefe ausgeht.

Ich habe die Mängel unsrer älteren dogmatischen Theologie hervorgehoben, um das Recht zu gewinnen, ihr Studium dringend denen zu empfehlen, welche den systematischen Disziplinen mit Erfolg sich widmen wollen. Wie man in der Regel jedem, der sonst auf Bildung Anspruch macht, es anmerkt, wenn er die altklassischen Sprachen und Literaturen nicht hat auf sich einwirken lassen, so fühlt man es jedem, der in der systematischen Theologie ein Urteil haben will, ab, wenn er nicht bei unsern alten Dogmatikern in die Schule gegangen ist. Solche Schärfe der Auffassung, solche Klarheit des Ausdrucks findet man sonst nicht weiter, und gegenüber der saloppen, zweideutigen, unklaren, auch wohl im Trüben fischenden Ausdrucks- und Darstellungsweise vieler Späteren tut es wohl und ist von Gewinn, sich darin zu üben.

Ich wenigstens gestehe, daß ich seinerzeit in Quenstedts *Theologia didactico-polemica* geschwelgt habe und nie vergessen werde, was ich ihm in jener Hinsicht verdanke. Und es ist nicht wahr, was man wohl öfter hört, daß diesen Alten unter dem stählernen dogmatischen Panzer nicht ein warmes evangelisches Herz geschlagen hätte. Man darf nur genauer draufmerken, um des Gegenteils inne zu werden. Das ist der ungeheure Unterschied, welcher trotz der scholastischen Ähnlichkeit unsre alten Dogmatiker von den mittelalterlichen Scholastikern trennt. Disputiersucht, Freude an dialektischen Haarspaltereien, wie dergleichen hier nicht selten begegnet, ist dort keineswegs bräuchlich. Die dogmatische Theologie des 17. Jahrhunderts war ebenso wie die des 16. wesentlich Bekenntnistheologie; der Gedanke, mit Aufbietung aller geistigen Kräfte festzuhalten und zu verteidigen was man überkommen und errungen hatte, beherrschte sie, und es erklären sich daraus auch zum Teil die Mängel wissenschaftlichen Fortschritts, wie sie oben hervorgehoben wurden.

Daß nun unsre jungen Theologen während ihrer Studienzeit diese alten Dogmatiker selbst studieren sollten, dies zu verlangen wird niemand in den Sinn kommen. Von großen Forderungen nach dieser Seite abzustehen, wird durch das Vorhandensein hinreichender Auszüge aus den alten Dogmatikern, besonders bei H. Schmid: „die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche“ (7. Auflage, 1893), erleichtert.

Über die folgende Periode des Pietismus und der sich anschließenden Wolffschen Theologie kann, wer auf dem Gebiete der neueren Dogmatik sich mit selbständigem Urteil bewegen und nicht gedankenlos herrschenden Strömungen folgen will, ungleich schneller, ja ohne viel rechts und links zu sehen, hinweggehen. So hoch man die praktische Tätigkeit dieser pietistischen Theologen werten mag, deren Einflüsse wie ein Spatregen das allmählich dürrgewordene Land befeuchteten und lange noch in der rationalistischen Zeit für fromme Seelen einen Halt bildeten, so unfruchtbar war ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie.

Soll man aus der Zeit der kirchlichen Auflösung im 18. Jahrhundert den jungen Theologen eine sie fördernde, gerade auch nach der dogmatischen Seite hin fördernde Lektüre empfehlen, so wüßte ich keinen andern zu nennen, als den unvergleichlichen Friedrich Christoph Oetinger, dessen Theologie Auberlen (die Theosophie F. Ch. Oetingers in ihren Grundzügen, Tübingen 1847) in trefflicher Weise zusammengefaßt hat. Ich könnte mir keine bessere Verwendung eines Ferienabschnittes denken als die Vertiefung in jene wundersame Welt der Theosophie, aus welcher niemand, auch wenn er keine Anlage zur Theosophie hat, ohne Bereicherung seines christlichen Lebens und seiner Theologie hervorgehen wird.

Gern hätte ich schon auch, wenn unsre jungen Theologen, und wärs erst nach der Zeit ihres akade-

mischen Studiums, einen unmittelbaren persönlichen Eindruck von der Eigentümlichkeit des Rationalismus bekämen. Sie würden dadurch leichter in der Gegenwart sich orientieren. Sie kommen uns ja jetzt recht nüchtern und trocken vor, diese alten Rationalisten mit ihrem vernunftgemäßen Christentum, und auch recht komisch in ihrem Eifer gegenüber der aufkommenden monistischen Theologie und dem Auftreten Schleiermachers. Sie meinten nun die Vernunft für alle Zeiten gepachtet zu haben, und siehe, da kamen Leute, die von dieser Vernunft nichts mehr wissen wollten und doch auch auf Vernunft Anspruch machten. Aber bei alledem lag auf den Angesichtern dieser ehrlichen Rationalisten noch ein Schein von der Abendröte des Glaubens, die nun allmählich immer mehr verblaßte; es waren in ihrer Art fromme Leute, welche wirklich an die väterliche Güte Gottes glaubten und ihre Hoffnung auf die Vorsehung Gottes setzten. Ihr Gebet war ein aufrichtiges und ernstliches; sie übten das Bittgebet nicht minder, wie das Dankgebet, und waren dessen gewiß, daß Gott, wenngleich nicht auf übernatürliche Weise, so doch durch Fügungen seiner Weisheit und Güte Gebet erhöere. Wer sie kennen gelernt hat, verliert den Respekt vor dem neuauftauchenden Rationalismus mit seinen gewundenen Phrasen, mit seinen künstlichen Konstruktionen, mit seinem Mangel an Unmittelbarkeit und Frische.

Auch dies ist ja freilich mehr nur ein frommer Wunsch, wenn ich den Anfängern in der systema-

tischen Theologie einen Eindruck wünschte von der gewaltigen Geistesbewegung, welche durch die monistische Philosophie in die Theologie hereinkam. Wenn alles, was immer wir sind und uns umgibt, von dem Christen auf Gott zurückgeführt werden muß, aus dem Brunnen seiner schöpferischen Macht stammend, seinen Stempel an sich tragend, so liegt darin ein unverjährbares Recht des Monismus, nicht in dem Sinne schlechter Identifizierung Gottes und der Kreatur, wohl aber in dem Sinne einer das Universum durchwaltenden Gleichartigkeit, die es dem Menschen erst ermöglicht, den Werken Gottes und ihrem Schöpfer selbst nahezukommen. Niemals wird sich, so schwer immer der Gegenbeweis sein möge, die Vorstellung halten können, daß jene Gleichartigkeit nur aus der Brille der Subjektivität sich erkläre, womit der Mensch alles ihn Umgebende und auf ihn Einwirkende betrachte. Soll ich aber ein Werk aus dieser Periode nennen, so möchte ich, da es doch wohl vergeblich sein würde, auf Schelling und Hegel nach religionsphilosophischer Seite zu verweisen, am liebsten Marheineke anführen, mit seinen leicht zu bewältigenden „Grundlehren der Dogmatik“ in der ersten Auflage vom Jahre 1819.

In anbetracht dieses, doch sehr gemäßigten Monismus, dürfte der Gewinn, welchen der junge Theologe aus solchen Schriften wie jener Marheinekés zu ziehen vermag, nicht zurückgestellt werden gegenüber dem Ertrag, welchen das Studium Schleiermachers



ihm einzubringen vermag. Denn der schlechte Kantische Dualismus ist zwar bei Schleiermacher durchbrochen, aber keineswegs überwunden. Diesen Dualismus haben wir als einen Todfeind des Glaubens und der Theologie zu bekämpfen. Aber allerdings, während ich bisher nur von Wünschenswertem gesprochen, muß die Beschäftigung mit Schleiermacher als unumgänglich für alle diejenigen bezeichnet werden, welche einen Einblick in die gegenwärtige systematische Theologie und ein selbständiges Urteil darüber gewinnen wollen. Denn es bedarf keines Beweises, daß die Einflüsse und Anstöße, welche Schleiermacher auf die seinerzeitige Theologie ausgeübt, in der Gegenwart so oder anders, positiv oder negativ, anziehend oder abstoßend, noch fortwirken, und daß kein Systematiker sich denselben völlig hat entziehen können. Es ist, um diesen Einfluß auf sich wirken zu lassen, wohl am besten, wenn man von der Beschäftigung mit dem Rationalismus vulgaris zu ihm übergeht. Gegenüber solcher Enge und hausbackenen Verständigkeit diese Weite des Blickes, diese Unmittelbarkeit der religiösen Empfindung, diese Fähigkeit des Wiederanknüpfens an das kirchliche Dogma und die kirchliche Lehre, dieser eminente, seine rationalistischen Gegner weit überragende Scharfsinn, diese dialektisch gebildete Gedankenbewegung und Sprache, diese unvergleichliche Gabe der Organisation und Konstruktion! Wer hier nichts für die systematische Theologie lernen könnte oder wollte, der sollte das

Studium derselben von vornherein aufgeben. Und wenn auch Schleiermacher dem Hegelianismus feindlich gegenüberstand, gleichwie dieser jenem, so wird man doch von beiden Seiten her ein Verständnis für systematischen Aufbau und Zusammenhang sich verschaffen können, dessen man gerade heutzutage ganz besonders bedarf.

Ohne Zweifel, ich kann mir keinen der systematischen Theologie in fruchtbarer Weise hingegebenen Theologen denken, der nicht irgendwie Schleiermacher und andererseits die monistisch gerichteten Dogmatiker für das Verständnis der Systembildung ausnutzte. Und auch in praktischer Beziehung wird er Gewinn davon ziehen, wenn es ihm zum Bewußtsein kommt, daß Schleiermachers Begründung der Religion eine Tatsache ausspricht, welche bei allen sonstigen Mängeln fort und fort und unabhängig von allen religionsphilosophischen Theorien sich bewähren wird und diejenige Seite des Menschenwesens erschließt, vermöge deren er niemals aufhören kann, irgendwie „Religion“ zu haben. Es ist ja ein großer Irrtum Schleiermachers, eine Folge einer schlechten Konstruktionsweise, daß er meinte, von dieser allgemeinen Zeichnung der Religion aufsteigen zu können bis zum Christentum; wie ja immer und immer wieder die Religionsphilosophen zur Annahme einer solchen Reihenfolge geneigt sind. Aber wir wollen bei allem Widerspruch gegen diese schlechte, der historischen Wirklichkeit widersprechende Konstruktion die Wahr-

heit nicht übersehen, welche jener Verallgemeinerung des Begriffes von Religion zugrunde liegt und nicht selten von streng christlichen Theologen verkannt wird. Wo und wie immer der Mensch mit dem Unendlichen, alles Bedingenden, Absoluten in Berührung kommt und sich von ihm bedingt fühlt, da findet sich eine religiöse Erregung, deren Wahrheit innerhalb ihrer Schranke wir auch bei Pantheisten und Materialisten anerkennen wollen.

Wir wollen den angehenden Theologen nicht verhehlen, daß beim Studium Schleiermachers sie durch recht viel Spreu sich werden durchzuarbeiten haben. Wenn man nicht ohne Befriedigung den engen Anschluß der Dogmatik (und Ethik) an die Kirche in ihrem jeweiligen Bestand wahrnehmen wird, insbesondere aber die Hereinstellung der Person des Erlösers in den Mittelpunkt des christlichen Glaubens, so macht doch die unausgesetzte Verschiebung und Umsetzung gerade der spezifisch-christlichen Begriffe, die dialektische Bemühung sie anzuerkennen und doch etwas anderes bedeuten zu lassen, einen peinlichen Eindruck, der um so mehr von der Lektüre Schleiermachers abzuschrecken geeignet ist, als die Schwierigkeit der Sprachweise wesentlich damit zusammenhängt. Diese dialektischen Übungen, namentlich in Schleiermachers Glaubenslehre, können immerhin für den jungen Theologen, der sich mühselig durch sie hindurcharbeitet, den Erfolg haben, daß er dadurch einen Vorschmack erhält und gerüstet ist

zum Verständnis ähnlicher Vorgänge, die in der neueren Theologie begegnen. Auch daran mag der junge Theolog seinen Scharfsinn üben, daß bei genauerem Aufmerken sich als Täuschung herausstellt, als ob Schleiermachers Theologie, ja sogar auch schon sein Glaubensbegriff, unabhängig sei von seiner philosophischen Grundanschauung.

Das Beste, was sich bei Schleiermacher findet, ist der mystische Zug, welcher mit dem Hindurchwirken des Urbildes Christi in seiner Gemeinde gesetzt ist und welcher mit der aufrichtigen Frömmigkeit des Mannes zusammenhängt. Der subjektive Ausgangspunkt des dogmatischen Systems, wie er bei Schleiermacher sich findet, wird der Theologie, wenn sie sich und ihre Aufgabe recht versteht, niemals wieder verloren gehen dürfen, wie anders immer sich derselbe auch für uns gestalten möge und wie gänzlich verfehlt bei Schleiermacher die Lostrennung der subjektiven religiösen Erkenntnis von der Erkenntnis der Glaubensobjekte selbst, insbesondere der überweltlichen, sein möge. Ebenso werden wir, zumal in der Jetztzeit, wo nicht bloß die natürliche Ethik sich durchaus von jedem religiösen Einfluß losgesagt hat, sondern auch auf theologischem Gebiete ähnliche Bestrebungen sich finden, um so mehr der bleibenden Wahrheit uns zu erinnern haben, welche in Schleiermachers strikter Verbindung der christlichen Sittlichkeit mit dem christlichen Glauben gelegen ist. Denn von dem Augenblicke an, wo der christlichen

Theologie das Bewußtsein dieser Verbundenheit verloren ginge, würde sie das Grundwesen des Christentums preisgeben. Man mag auch an Schleiermacher lernen, daß das System und insbesondere die Gotteslehre in bedenklicher Weise pantheistisch geartet sein kann, ohne daß mit diesem theoretischen Fehlgriff schon das wirklich religiöse Leben, wodurch die Theorie tatsächlich richtig gestellt wird, dahinsinkt. Und welch einen offenen Blick hatte sich Schleiermacher für die mannigfachen Verhältnisse des natürlichen Lebens bewahrt, in die er vermöge seiner universalen Richtung eindrang, um sie mit der Eigenart der christlichen Sittlichkeit in Beziehung zu setzen. Mag man hinsichtlich der Art und Ordnung, wie diese natürlichen Lebensverhältnisse in Schleiermachers Lehre von der christlichen Sitte systematisch vorgeführt und untergebracht werden, noch so sehr von ihm abweichen, mag man es überhaupt als eine wesentliche Verfehlung seiner Theologie ansehen, daß er das richtige Verhältnis zwischen Natürlichem und Übernatürlichem nicht gefunden hat, so wird es doch für alle Zeiten und für alle Fälle der theologischen Ethik obliegen, das ganze Gebiet des Natürlichen der Grundanschauung des Christentums und den spezifisch ethischen Gesichtspunkten desselben unterzuordnen.

Schwieriger ist es nun freilich, auf dem Gebiete der neueren und neuesten systematischen Theologie die rechte Auswahl zu treffen. Wem es daran liegt, einen direkten Ausläufer der Schleier-

macherschen Grundanschauung kennen zu lernen, dem wird die Glaubenslehre von Alexander Schweizer, wer die Ausgestaltung der monistisch-Hegelschen Richtung in neuerer Zeit verfolgen will, dem wird das Studium von Aloys Emanuel Biedermanns Dogmatik zu empfehlen sein. Bei allem inneren Widerspruch gegen die Grundanschauungen Schweizers, seine Konstruktion des Fortschritts von natürlicher Religion zu Gesetzes- und Erlösungsreligion, seine Christologie, seine Erlösungslehre fühlt man sich doch auf dem Boden einer klaren, systematisch fortschreitenden Entwicklung, und die allenthalben erkennbare und doch gar nicht sich hervordrängende Unterrichtetheit zumal auf dem Gebiete der reformierten Dogmatik, gibt den Eindruck der Sicherheit und Befriedigung. Keine Phrasen, keine schillernden Redensarten, kein gesuchtes Halbdunkel, sondern Offenheit, Ehrlichkeit, eine klare, edle, einfache Sprache. Was nun aber die andere, in der Gegenwart mehr zurückgetretene Seite der Dogmatik anlangt, die monistisch geartete, so könnte es ja in gewisser Hinsicht vorteilhafter erscheinen, die von der links-Hegelschen Richtung ausgegangene „Glaubenslehre“ von David Friedrich Strauß zur Lektüre zu empfehlen, weil man hier die Konsequenzen des monistischen Standpunktes deutlicher übersehen kann als anderwärts. Indessen liegt doch diese „Glaubenslehre“ (so genannt wie *lucus a non lucendo*) schon soweit zurück, daß wichtige Erscheinungen der neueren Zeit gar nicht mehr zur

Sprache kommen konnten, und dann hat die religiöse Gesinnungslosigkeit des Mannes etwas Widerwärtiges und Abstoßendes. Deshalb würde ich mehr zu Biedermann raten. Die einleitenden wie die abschließenden Schlußabschnitte von Strauß: „Leben Jesu“ (1835) verdienen dagegen, um der Offenheit ihrer Abtrennung der Christusidee von dem geschichtlichen Jesus willen, die bis in die Gegenwart nachwirkt, eine genaue Lektüre. Nicht minder wurzelt bei Strauß die Auflösung der evangelischen Geschichte in Mythen d. h. in geschichtsartige Einkleidungen allgemeiner religiöser Ideen, wie sie die absichtslos dichtende Sage vollzogen haben soll.

Soll ich schließlich noch in der Kürze der neueren und neuesten systematischen Theologie gedenken, so würde ich von den positiv und kirchlich gesinnten Dogmatikern am liebsten Martensen und Thomasius in den Händen der jungen Theologen und der nach der Universitätszeit, wenngleich nicht zum Zwecke des akademischen Berufes, Weiterstudierenden sehen. Die lichte Klarheit, die edle Sprache, der weite Blick, die vornehme Eleganz Martensens, bei tiefer und warmer christlicher Erkenntnis, wie sie ja vor allem auch in seiner Ethik sich kundgibt, hat etwas überaus Anziehendes und Fesselndes.

Ein wesentlich anderes Interesse ist es, was mich neben Martensen insbesondere Thomasius erwähnen heißt. Hier fehlt ja jener universalistische Zug, welchen ich bei Martensen hervorhob, aber die



anima candida des Christen, die Unmittelbarkeit und Einfachheit des praktisch christlichen Glaubens ist es, welche seinen theologisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ihren eigentümlichen Reiz gibt. Thomasius verfügte über ganz bedeutende dogmenhistorische Gelehrsamkeit, und er war unermüdlich, aus dem unerschöpflichen Borne der von ihm gründlich durchforschten Lutherschriften seine Dogmatik zu bereichern und zu erfrischen. Er erkannte die Kirche, unbeschadet ihrer Verirrungen und Zerspaltungen, als eine Einheit, die auch als solche in den Zeugnissen der verschiedenen Perioden zur Erscheinung komme, mag dabei immer das Gold der evangelischen Wahrheit mit viel unedlem Metall legiert sein. Die entgegengesetzte Anschauung, die Auflösung dieser kirchlichen Einheit, die Ablösung der reformatorischen Glaubenserkenntnis von der früheren Entwicklung würde ihm als eine Schädigung des unmittelbaren Christenglaubens erschienen sein.

Ich will, indem ich Martensen und Thomasius hervorhebe, keineswegs die Verdienste andrer positiv gerichteter, mehr oder weniger konfessionell gesinnter Dogmatiker, wie Kahnis, Philippi, Vilmar, Dorner, verkannt wissen. Es handelt sich nur darum, was ich zunächst in den Händen von Studierenden, welche überhaupt zu solcher Lektüre kommen, sehen möchte. Keinen der genannten Dogmatiker wird ein junger Theolog ohne Gewinn studieren.

Es ist ja der Streit über Union und Kon-

fession eines der traurigsten Kapitel in der Geschichte der neueren Theologie, und bei der Rückwirkung, welche von da aus auf die Dogmatik ausgeübt werden mußte, mag es am Platze sein, hier ein Wort darüber einfließen zu lassen. Ich wünsche dringend, daß unsre jungen Theologen von jenen Streitigkeiten möglichst unbehelligt bleiben, wenn nicht die Lage der Dinge sie unmittelbar zur Befassung mit denselben nötigt. Wer mit gutem Gewissen in der Union es auszuhalten vermag, der soll ruhig bleiben, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen. Nur sollen es theologische und kirchliche Motive sein, die ihn darin festhalten, nicht solche des preußischen Patriotismus oder sonstiger politischer Erwägungen. Denn diese Verquickung, die leider nicht selten sich findet, ruiniert die kirchliche Einfalt, so daß man statt klar und sicher das kirchliche Interesse ins Auge zu fassen und danach zu handeln, nebenhin auf anderes schießt, auf die politischen Machthaber, auf deren Wünsche und Interessen, und dadurch sich bestimmen läßt. Die Torheiten einer „Nationalkirche“, deren Gespenst immer wieder aus dem Grabe heraufbeschworen wird, liegen von jenen kirchenpolitischen Voraussetzungen aus nicht fern und sind vollends geeignet, jedes klare kirchliche Urteil zu verwirren. Ich weiß, daß man durch Opposition wider jene in der Gegenwart beliebten Gedanken sich leicht dem Vorwurf des Mangels an Patriotismus aussetzt. Indessen wird man sich desfalls damit trösten, daß jener Vorwurf ein recht alter

ist und bereits die ersten Christen im römischen Reich ihn auf sich nehmen mußten. Wir werden in der Entwicklung des kirchlichen Lebens und auch der Theologie nicht eher vorwärts kommen, als bis die unselige Mischung kirchlicher und politischer Interessen aufhört, jene Mischung, welche ja mit einer gewissen geschichtlichen Notwendigkeit eingetreten ist, aber in der Gegenwart weniger Berechtigung hat als je. —

Ich bin mir der Schwierigkeit bewußt, die bei Besprechung der Theologie Ritschls mir entgegentritt. Denn das Werk über „Rechtfertigung und Versöhnung“ vollständig und mit selbstständigem Urteil während der Universitätszeit zu studieren, wird man nicht leicht einem zumuten dürfen, und noch weniger die „Geschichte des Pietismus“, aus welcher man über die letzten Motive der Ritschlschen Theologie im Grunde noch bessern Aufschluß erhält als aus ersterem. Aber wenn es nun während der Universitätszeit kaum möglich sein wird, ohne Hintenansetzung von anderem die Hauptwerke Ritschls zu studieren, so ist es dagegen ausführbar, kleinere Schriften wie z. B. die über „Theologie und Metaphysik“ sich näher anzusehen, da hier wenigstens nach einzelnen Seiten hin die Grundgedanken zum Vorschein kommen und zugleich die Kampfesweise Ritschls in charakteristischer Art zu Tage tritt.

Es ist ganz selbstverständlich, daß eine wissenschaftliche Beurteilung einer solchen historischen

Erscheinung nur von dem vollzogen werden kann, welcher das Ganze durchgearbeitet hat und der Sache gewachsen ist. Aber auch vom Standpunkt des Glaubens aus, läßt sich eine begründete Kritik an einer solchen Erscheinung üben, wie es die Ritschlsche Theologie ist. Es gilt hier wohl zu unterscheiden zwischen dem, was unmittelbar Sache und Setzung des Glaubens ist und was zwecks weiteren intellektuellen Verständnisses sich daran anschließt. Vielleicht ist es nicht auf allen Punkten sofort klar, wo das eine aufhört und das andre anfängt, wie ja in Wirklichkeit auch zur Auffassung von Tatsachen die intellektuelle Tätigkeit schon mit in Anspruch genommen wird. Aber im allgemeinen werden wir damit ausreichen, wenn wir Tatsachen des Glaubens und Theorien über diese Tatsachen unterscheiden; von den ersteren leben wir unser inneres Leben, mit den anderen suchen wir die Entstehung und den Zusammenhang jener Tatsachen zu erforschen. Dieser Zusammenhang dehnt sich in dem Maße aus, als der Trieb des Verständnisses und das Verständnis selbst wächst, und die systematische Zusammenfassung und Gliederung ist das Ziel dieses Prozesses. Ich gebe zu, der Übergang ist fließend, und schon der einfältig Gläubige, als selbstbewußte Persönlichkeit, nimmt einen Anlauf zur intellektuellen Durchdringung und Verbindung. Aber damit ist der Unterschied nicht beseitigt, und der Ausgang von den Tatsachen des Glaubens bleibt derselbe.

Hierin also meine ich, liegt die Möglichkeit, daß auch ein noch angehender Theologe, oder ein praktischer Geistlicher, welcher überhäuft mit Amtsgeschäften die umfangreichen, nicht leicht zu lesenden Werke Ritschls nicht durchzuarbeiten vermag, innerlich klar werde über die Hauptfragen, um die es sich hier handelt. Was unsre Kirche in ihren Bekenntnissen niedergelegt hat, daß sind keine Theorien, sondern Tatsachen, als solche in Wort und Begriff gefaßt, Tatsachen, auf welche die Kirche ihr geistliches Leben gründete, gleichwie sie andererseits durch Lebenserfahrung festgestellt worden waren. Der angehende, ungeübte Theologe, der aber mit dem Glauben seiner Kirche sich zusammengelebt hat, wird sich in dem gegebenen Falle ebenso verhalten, wie ein natürlich gesunder Mensch, dem man die Speisen entziehen will, mit denen er bisher sein natürliches Leben erhalten und gefördert hat. Er wird, was man ihm dafür bietet, entweder ohne weiteres zurückweisen, oder er wird sie wohl kosten, ihren Wert aber gemäß dem beurteilen, was bisher als nährende und erquickende Speise von ihm genossen wurde. Also ich meine, die Entscheidung liegt, wie Gleiches auch vormals geschehen, nicht auf dem Gebiete der gelehrten Theologie, sondern des praktischen Glaubens, auch für die Theologen. Aber darum will ich das Studium der Ritschlschen Theologie ihnen keineswegs widerraten haben oder als unnütz verwerfen.

Das Wesen dieser Theologie läßt sich als

Verkürzung des Christentums bezeichnen, und daraus erklärt sich die Geringfügigkeit der positiven Resultate. Der jenseitige Hintergrund der Person Christi wird weggeschnitten, denn als Präexistenter ist Christus für uns verborgen, und Christi Präexistenz kann für uns nicht Gegenstand der Nachbildung sein. Jesu gegenwärtige Herrlichkeit, sein königlich-hohepriesterliches Amt, seine Vertretung der Gläubigen bei dem Vater, seine geistleibliche Verbundenheit mit der Gemeinde wird eben um der Jenseitigkeit willen und wegen der mystischen Seite der Sache zurückgestellt. Es bleibt uns nur die historische Erscheinung Christi als Mittel der göttlichen Offenbarung, und wenn wir fragen, durch welche Mittel nun in der Gemeinde diese Offenbarung sich fortsetze, wie dieser historische Christus in der Gegenwart fortwirke, so werden wir mit der Verweisung auf die natürlich gemeindliche Tätigkeit abgespeist und hinsichtlich der übernatürlichen Vermittelung zur Ruhe verwiesen. Der Hintergrund des göttlichen Subjektes der Liebe, welche in der Offenbarung des Erlösers und in der Gründung des Reiches Gottes sich betätigt, bleibt verborgen und unzugänglich; hier wie sonst ist nur die Erscheinung etwas wirkliches. Verborgen bleibt nun freilich, wenngleich in einem andern Sinne, auch dies, wie etwas erscheinen könne, ohne daß etwas dabei erscheine, wie es ein Subjekt der Liebe geben könne, ohne daß man von diesem Subjekt reden dürfte, welches die Liebe erzeugt. Und

gleichwie der jenseitige Hintergrund, so bleibt auch der jenseitige Vordergrund, die der Menschheit Gottes bevorstehende Vollendung verborgen; die eschatologischen Vorstellungen der ersten Christengemeinde, die aber — wie es scheint — Christus selbst geteilt hat, existieren für die gegenwärtige Gemeinde nicht mehr.

Aber eben um dieser Verkürzung willen wünsche ich, daß unsre jungen Theologen die Werke Ritschls studieren. Denn sie werden dadurch heimisch in unsrer Zeit, welcher das Auge für das Überweltliche jenseits der Erscheinung Liegende mehr oder weniger verschlossen ist. Da Zeitrichtungen in Persönlichkeiten sich verkörpern und zusammenfassen, so wird für immer Ritschls Name damit verbunden bleiben, bei den einen, indem sie gedankenlos ihn als den Urheber jener Richtung hinstellen, bei den andern, indem sie zu verstehen suchen, daß gerade in unsrer Zeit solch eine Strömung und solch ein Repräsentant derselben hervortreten mußte.

Aber das ist doch nur die eine Seite der Sache, und ich wünsche, daß man die andere darüber nicht verkenne. Keine historische Erscheinung auf dem Gebiete der Kirche und der Theologie ist umsonst da und soll umsonst da sein; denn ihr Aufkommen und ihre Gestaltung steht in Gottes Hand, welcher die Vollendung seiner Gemeinde damit beabsichtigt, wenngleich unter Einrechnung menschlichen Fehls und Irrtums. Wie es sich späterhin gerächt hat, daß man



die Periode des Rationalismus kirchlicherseits nicht besser ausgenutzt und die Wahrheitselemente desselben sich angeeignet hat, so würde es sich wiederum rächen, wollte man über den Ritschlianismus als Feind der evangelischen Wahrheit und der kirchlichen Theologie einfach zur Tagesordnung übergehen. Es liegt Wahrheit darin, die wir uns aufs neue wollen einschärfen lassen, so wenig sie selbst eine neue, der christlichen Erkenntnis unerhörte ist, daß wir in der dogmatischen Disziplin nicht von der natürlichen Theologie, sondern von der Offenbarung auszugehen haben; und nur dies wäre zu wünschen, daß Ritschl noch viel energischer und durchgreifender diesen Gedanken verfolgt hätte, damit nicht seine Schüler das alte apologetische Verfahren erneuerten, den Menschen auf natürlichem Wege bis dahin zu führen, wo er den Entschluß faßt, der christlichen Wahrheit als der Lösung des Welträtsels sich hinzugeben. Aber freilich Ritschl konnte das nicht, weil er die übernatürlichen Wirkungen des Geistes zurückstellte und insofern pelagianisch gerichtet war. Man soll, indem man jenen Anlauf Ritschls rühmend hervorhebt, zugleich anerkennen, daß derselbe Theolog, welcher wesentlich rationalistische Züge in sich vereinigte, in diesem Stücke einen Rationalismus auszufegen im Begriff stand, welcher bereits bei den orthodox lutherischen Dogmatikern sich festgesetzt hatte. Und bis auf die neueste Zeit ist dieser rationalistische Sauerteig aus unsrer kirchlichen Theologie nicht

ganz ausgelegt. Nicht minder ist der Zusammenhang mit der realistischen Richtung der Gegenwart bedeutsam und lehrreich. Der Gegensatz gegen apriorische Spekulation, gegen diese Seite der Metaphysik, wie sie z. B. noch in Rothes Ethik sich geltend machte, ist vollkommen berechtigt. Es ist verkehrt, die Glaubensunterweisung von oben anzufangen, von dem ewigen Wesen des Sohnes Gottes, während doch alles Gewicht des Erlösungswerkes auf dem historischen gelegen ist und die geschichtliche Person Jesu es ist, auf welche unser Glaube sich konzentriert. Neu ist das ja freilich auch nicht, sondern gleichwie Luther eben dieses eingeschärft hat, so hat auch die gläubige Theologie der neueren Zeit es keineswegs verkannt. Aber es kann nicht oft genug betont und wiederholt werden, daß die Apostel, weil sie Christi Herrlichkeit in seiner geschichtlichen Person schauten, dadurch hingeleitet wurden zu seiner ewigen, überweltlichen Herrlichkeit. Wie denn, was uns die Schrift über Jesu Auferstehung und Rückkehr zum Vater, über Jesu gegenwärtige Herrlichkeit und zukünftige Machterweisung sagt, abermals auf seine geschichtliche Bewährung als Erlöser sich zurückführt. Nur schob Ritschl diese durchaus auch in der Schrift begründete Wahrheit ins Extrem. Mir kommt diese Lostrennung des Geschichtlichen von den innen und jenseits der irdischen Erscheinung gelegenen Wurzeln wie ein moderner Blumenstrauß vor, dessen Blüten auf Drähten befestigt sind. Sie welken bald dahin,

weil sie abgelöst sind von dem, was ihnen Saft und Leben zuführte. Mißgönnt der Erde nicht, sagt Goethe, die tiefverborgenen Quellen; ich möchte den Theologen zurufen, mißgönnt dem Glauben nicht das Eindringen in die geheimnisvollen Tiefen, aus denen die gesamte Heilsökonomie hervorgegangen ist. Denn die Offenbarung, von welcher unser Glaube lebt, ist doch nur ἀποκάλυψις μυστηρίου χρόνοις αἰωνίοις σκεπημένον (Röm. 16, 25).

\*

\*

\*

Die Ritschlsche Theologie hat noch etwa zwei Jahrzehnte nach Ritschls Tod († 1889) durch eine Reihe hervorragender Werke die theologische Lage mit bestimmt. Besonders in der Form, aber doch auch im Inhalte erfuhr sie eine weitergehende Annäherung an die kirchliche Anschauung in Julius Kaftans verbreitetem Lehrbuch der „Dogmatik“ (5. u. 6. Aufl. 1909). Die scharfe Trennung von Glauben und Wissen blieb bestehen, die in der heiligen Schrift niedergelegte geschichtliche Offenbarung sollte im Prinzip die eigentliche Norm der christlichen Wahrheit abgeben. Tatsächlich wurde aber ihr Verständnis und ihr Inhalt auf das Stärkste bestimmt durch die — nach Kaftans Meinung — für die christliche Religion bestimmenden beiden „praktischen Grundideen“ der Versöhnung und des Reiches Gottes. Die Gottheit Christi wurde entschiedener betont, aber ein näheres Eingehen auf das präexistente jenseitige Wesen Jesu abgelehnt.

Die antimystischen und antimetaphysischen, ethizistischen Gedankengänge Ritschls erfuhren — unter kräftigster Polemik gegen anders urteilende Richtungen — ihre stärkste Steigerung bei W. Herrmann, besonders in seinen Werken über den „Verkehr des Christen mit Gott“ (5. u. 6. Aufl. 1908) und in seiner „Ethik“ (5. Aufl. 1913). An die streng kantisch orientierte wissenschaftliche Grundlage schloß sich eine ihr entsprechende Umgestaltung des Christentums. Durch seine Beziehungen zu sittlichen Persönlichkeiten wird der einzelne Mensch sittlich lebendig. In ihm erwacht das Verpflichtungsgefühl „unbedingt wahrhaftig-geistige Gemeinschaft mit anderen zu wollen und dadurch selbst innerlich selbständig zu werden“. Die Durchführung dieser sittlichen Aufgabe gelingt aber nicht aus eigener Kraft. Sie wird erst möglich durch die Berührung mit Jesus Christus, genauer mit seinem „inneren Leben“. In diesem ist nämlich das sittliche Ideal restlos verwirklicht. Dadurch entsteht zugleich die Gewißheit, daß das Gute oder Gott die Macht über die Wirklichkeit ist, die auch die Sünden vergibt. Das Christentum und speziell der am inneren Leben Jesu offenbar gewordene Gott gewinnt demnach die Bedeutung, dem Menschen die sittlichen Forderungen seines Gewissens verwirklichen zu helfen. Die Kantische Grundbestimmung des Verhältnisses von Religion und Sittlichkeit, nach welcher die erstere das Mittel zur Durchführung und zur Vollendung der letzteren ist, wird speziell auf

das Christentum und die Person Jesu angewandt. Jesus erscheint wesentlich als eine Inkarnation des selbständigen, zeitlos ethischen Ideales, sodaß nach Herrmann für ihre Erfassung und Bewertung die kritische Herausarbeitung eines geschichtlichen Jesusbildes nebensächlich ist. In der Dogmatik sind die aus dem sittlich-religiösen Grunderlebnis erwachsenden Glaubensgedanken zwar im Anschluß an die neutestamentliche Gedankenwelt, aber in voller individueller Freiheit zu entfalten. Schärfste Ablehnung erfahren Geschichte und Dogma, soweit sie autoritativ objektive und überindividuelle Größen sein wollen. Der kräftige ethisch individuelle Zug, der in weiten Strecken der Herrmannschen Werke eine predigtartige Ausführung gewonnen hat, übte und übt noch einen starken Einfluß auf die theologische Jugend aus. Die Notwendigkeit einer umfassenden einheitlichen Weltanschauung, der mystische Zug in der Religion, die Autorität der Geschichte und ihrer überindividuellen Gebilde bleiben freilich unberücksichtigt. Auch der neuern religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Fragestellung ist Herrmann ferngeblieben. —

Adolf Harnack wandte die Ritschl-Kantische Dogmatik wie auf die Entwicklung des Dogmas in seiner Dogmengeschichte (4. Auflage), so auch auf die Urgeschichte des Christentums an. Mit den „Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft und der Lebenserfahrung, die aus erlebter Geschichte gewonnen ist“, wollte er in seinem — immer wieder

aufgelegten — „Wesen des Christentums“ (1. Auflage 1900) als Inhalt des Evangeliums Jesu feststellen: Die Lehre von der Wirklichkeit Gottes des Vaters, die Versicherung des ewigen Lebens und dessen, was die Dinge und Kräfte wert sind, mit denen wir es zu tun haben und die Anweisung für die rechte Lebensführung. Damit war im Grunde die alte rationalistische Dreieinigkeit wieder erreicht: Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Jesus selbst erhielt die Bedeutung des Lehrers, aber auch die der persönlichen Verwirklichung und Kraft des Evangeliums, so daß man von ihm doch sagen konnte: Gott war in Christo. Die mit Harnacks *Wesen des Christentums* in besonderem Maße einsetzende Popularisierung der Ritschlschen Theologie wurde immer stärker durch den Entwurf zahlreicher Bilder des „historischen Jesus“ betrieben, die in Volksbüchern den Massen und besonders der Lehrerwelt zugänglich gemacht wurden. Seine eindrucksvollste Darstellung in dem Jesusbild, das Frenssen seinem Roman „Hilgengenlei“ eingefügt hatte — unter ausdrücklicher Berufung auf die wissenschaftlichen Vorbilder — wurde dem „historischen Jesus“ zum Verhängnis und leitete eine folgenschwere Krisis ein. Der „historische Jesus“ enthüllte sich auch weiteren Kreisen immer deutlicher als das, was er war, nämlich als eine — Romanfigur, ein Bild, von Theologenhänden gemacht, auf daß es uns gleich sei. Die dogmatische Bedingtheit der ganzen Quellenkritik und erst recht der positiven

Zeichnung Jesu trat deutlich ans Licht. Zugleich aber erhob sich die Frage, ob die lebendige Religion sich entscheidend an eine vergangene und zudem noch stark isolierte historische Erscheinung knüpfen lasse oder ob sie nicht vielmehr auf metaphysischen, zeitlosen Ideen ruhe, die in dem Gesamtverlauf der allgemeinen Religionsgeschichte, wenn auch mit besonderer Deutlichkeit im Christentum hervorgetreten sind. Der Umschwung in der allgemeinen geistigen, philosophischen und religiösen Situation drängte die Ritschlsche Theologie und sonderlich ihre Popularisierung in den „historischen Jesusbildern“ immer mehr in den Hintergrund. —

Nicht der skeptisch verstandene, sondern der metaphysisch gedeutete Kant und dann immer deutlicher die großen spekulativen Systeme des deutschen Idealismus, vor allen Dingen dasjenige Hegels, begannen wieder die geistige Temperatur zu bestimmen und auch auf die Theologie hinüberzuwirken. Die religionsgeschichtliche Theologie, wie sie besonders von Tröltzsch in seiner Schrift: „Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte“ (2. Aufl. 1912) ausgeführt ist, führt diese Wendung auf der theologischen Linken im Widerspruch zur Ritschlschen Theologie durch. Das Christentum und auch die Person Jesu ist gegenüber den anderen Religionen nicht zu isolieren, sondern in ihren Zusammenhang einzustellen. In der gesamten Religionsgeschichte herrscht eine Entwicklung und diese Entwicklung ist



zugleich eine Offenbarung Gottes. Recht verstanden und geordnet drängt der Zug der Ideen in der Religionsgeschichte auf das Christentum hin. Dieses erscheint somit — wenigstens für unseren Kulturkreis — als das bisher höchste religiöse Gebilde. Seine Absolutheit d. h. seine unüberbietbare, auch in aller Zukunft beharrende Einzigartigkeit, ist dagegen aufzugeben, mindestens nicht streng zu beweisen. Überhaupt ist auch die Höchststellung des Christentums nicht mit zwingender Notwendigkeit wissenschaftlich zu erhärten; es bedarf vielmehr einer „axiomatischen Tat“, d. h. einer aus persönlicher Lebenserfahrung erwachsenden Entscheidung, wenn man im Christentum die höchste Religion sehen will. Das Christentum selbst ist auch nicht schon in seiner historischen Urgestalt vollendet, sondern sein Wesen erschließt sich nur in der ganzen Länge und Breite seiner Entfaltung, bei der es neue und höhere Entwicklungsstufen erreicht. Unter ihnen ist die neuprotestantische, die aus einer Verschmelzung des reformatorischen Christentums mit dem modernen Geistesleben erwächst, die höchste. Dieses moderne Geistesleben wurzelt in Renaissance und Humanismus und hat seine höchste Vollendung in der Aufklärung und dem deutschen Idealismus gewonnen.

Dieser Neuprotestantismus soll den Charakter einer durch und durch kulturfreundlichen, kirchenfreien Bildungsreligion gewinnen. Zu diesem Zweck muß er den „exklusiven Supranaturalismus“

d. h. die Annahme einer besonderen und einzigartigen christlichen Offenbarung aufgeben, nicht minder den pessimistischen Erbsündengedanken d. h. die Meinung von einer durch und durch bösen und unvernünftigen Macht, welche die Welt und den einzelnen Menschen durchwaltet. Das Böse ist nur ein Nochnicht des Guten, eine Vorstufe in der Entwicklung zur Höhe. Die Erlösung ist infolgedessen nicht entscheidend Sündenvergebung und Wiedergeburt, sondern die Kraft zur Vollendung und Erhöhung der menschlichen Natur. Die Ausbildung der menschlichen Persönlichkeit und ihre Ertüchtigung für innerweltliche kulturelle Ziele, die freilich auch eine gewisse Askese in sich schließen, erscheint als das Ziel. — Diese geschichtlichen und prinzipiellen Gedanken sind neben Schleiermacher vor allen Dingen R. Rothe und den Philosophen Lagarde und Dilthey zu verdanken, während sie von Tröltzsch nur zusammengefaßt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurden. Im Neuprotestantismus handelt es sich um eine Beiseiteschiebung fast aller dem Christentum spezifisch eignenden Elemente und darum um eine Aufhebung des Christentums als individuellen Religionstypus. Die wirksamen positiven und negativen Grundideen des Neuprotestantismus stammen jedoch nicht etwa aus dem „modernen“ Geistesleben oder aus diesem doch nur soweit, als es selbst nichts anderes ist als die Ausdrucksform der landläufigen Grundideen des natürlichen Men-

schentums, wie es in besonderer Klarheit in der orientalischen wie klassischen Antike hervorgetreten ist. Naturalismus wie Optimismus, Humanismus wie Moralismus sind schon die charakteristischen Merkmale außerchristlicher Weltanschauungen und Religionen. Innerhalb der religionsgeschichtlichen Theologie handelt es sich aufs Prinzip gesehen um nichts anderes, als um die Rückgängigmachung des Fortschrittes in der Religionsgeschichte, den das Auftreten des eigenartigen Typus der christlicher Religion gebracht hat, zu Gunsten der allgemeinen Religionsgeschichte. Es ist daher deutlich, daß es sich in der Auseinandersetzung mit der religionsgeschichtlichen Theologie, soweit deren Prinzipien ihren Vertretern zum Bewußtsein gekommen sind, nicht um theologische oder konfessionelle kirchliche Differenzen handelt, sondern in der Tat um den Kampf zwischen grundverschiedenen Religionstypen. — (Cf. Grütz-macher: *Alt- u. Neuprotestantismus* Bd. I, Leipzig 1918).

Die neuere positive Theologie ist demgegenüber in ihrem gemeinsamen Grundwesen dadurch charakterisiert, daß sie in der Eigenart des Christentums als Religion und Weltanschauung — unbeschadet der Anerkennung einzelner geschichtlicher und auch psychologischer Zusammenhänge — ihren Ausgangs- und Zielpunkt hat. Die Unterschiede innerhalb der positiven Theologie kommen wesentlich dadurch zustande, daß die verschiedenen Seiten der christlichen Religion, die metaphysische, die geschichtliche und

die psychologische je nachdem stärker unterstrichen und bald die eine, bald die andere als wissenschaftlicher Ausgangspunkt in den Vordergrund gerückt wird. Dazu tritt dann noch eine — aufs Große und Ganze gesehen — nebensächliche differente Deutung der einzelnen Elemente.

In kraftvollster und auch wissenschaftlich bedeutendster Form ist innerhalb der gesamten Theologie des 19. Jahrhunderts die positive Theologie durch den Erlanger Typus mit den beiden, in sich wieder durchaus selbständigen, Charakterköpfen Hofmanns und Franks vertreten worden, denen auf ethischem Gebiet Harless voranzustellen ist (cf. Grützmacher: Der ethische Typus der Erlanger Theologie, Neue Kirchliche Zeitschrift 1917). Hofmann († 1877) war Schrifttheologe und Ausleger fast des gesamten neuen Testaments. Ihm war die Bibel das Denkmal einer besonderen Heilsgeschichte, einer fortschreitenden, durch die beiden Stufen von Weissagung und Erfüllung sich entwickelnden Offenbarung. Die Eigentümlichkeit des Christentums liegt mithin in einem einzigartigen Geschichtsverlauf, in den Gott in die Geschichte der Menschheit zu ihrer Erlösung von Sünde und Übel eingeht. Hinter ihm und von Hofmann — zum Teil unter Anregung von Schellings Offenbarungsphilosophie — nur angedeutet steht eine besondere christliche, im Dreieinigkeitsgedanken sich zusammenfassende Metaphysik. Neben die christliche Geschichte als ihre gegenwärtige Auswirkung

stellt Hofmann das spezifisch-christlich religiöse Erlebnis. Aus seiner Beschreibung glaubt Hofmann gleichfalls das ganze Wesen des Christentums entnehmen zu können, so daß er zwei zunächst gegeneinander selbständige Quellen für die Erkenntnis der christlichen Wahrheit gewinnt: das religiöse Erleben — der Christ ist dem Theologen Gegenstand seines Erkennens — und die christliche Heilsgeschichte. Letztere soll dann die Richtigkeit und Vollständigkeit der ersteren, die sich in einem System zusammenfaßt, in der Form eines heilsgeschichtlich gruppierten Schriftbeweises begründen. Bei der Formulierung der christlichen Wahrheit kam es Hofmann darauf an, „alte Wahrheit in neuem Gewande“ darzubieten. Er versuchte das besonders in der Versöhnungslehre, nicht ohne dabei — auch nach dem Urteile ihm nahestehender Theologen — die alte Wahrheit zu gefährden oder mindestens wesentliche Momente in ihr zu übersehen. Da Hofmann einer der originalsten und theologiegeschichtlich einflußreichsten Theologen ist — auch Ritschl ist zum Teil von ihm abhängig — ist die genauere Beschäftigung mit ihm unumgängliche Notwendigkeit. Bei der Schwierigkeit seiner Werke empfiehlt sich zur Einführung die Biographie Waplers: J. von Hofmann (Leipzig 1914).

Frank († 1894) setzte seinerseits bei der spezifisch-christlichen Erfahrung ein, die er besonders unter sittlichem Gesichtspunkte als Wiedergeburt und Bekehrung, als die Ersetzung des alten sündigen Ich durch ein neues

geheiligt Ich beschrieb. Diese Erfahrung begründet entscheidend die Gewißheit des Christen um die Wahrheit des Christentums und zwar nicht nur als eines innerpsychologischen Tatbestandes, sondern auch als einer einzigartigen metaphysischen und dann auch heilsgeschichtlichen Wirklichkeit. In der religiösen Erfahrung sind unmittelbar auch die sie wirkenden Ursachen, wie der dreieinige Gott gegeben und von ihr aus als gewiß zu erfassen; nicht minder gilt das auch von den die Überwelt und seelische Innenwelt mit einander verbindenden Größen, wie Wort und Sakrament, in denen die besondere göttliche Heilsgeschichte sich dauernd wirksam erhält. Für Frank tritt die Geschichte zugunsten der heiligen christlichen Psychologie und der — leise platonisierenden — christlichen Metaphysik zurück. Bei der Einzelformulierung der christlichen Wahrheit schließt sich Frank — bei aller Selbständigkeit — an die kirchliche Überlieferung besonders an diejenige in den protestantischen Bekenntnissen an, indem er die sozial-christlichen Überzeugungen den individuellen Formulierungen überordnete. War bei Hofmann eine Beziehung zwischen christlicher Theologie zur Geschichte und zum historischen Sinn des 19. Jahrhunderts geknüpft, so entstand bei Frank eine religiös christliche Parallelbildung zu den psychologisch-erkenntnistheoretischen Fragestellungen der modernen Philosophie und der idealistischen Systembildungen von Plato bis Schelling (cf. Grützmacher: Frank, Neue Kirchliche Zeitschrift 1914). Eine Korrek-

tur der Erlanger Theologie in Frankscher Prägung vollzog Ihmels in zwei bedeutsamen Punkten in seiner „Christlichen Wahrheitsgewißheit“ (3. Aufl. 1914). Einmal erschien ihm als grundlegende Erfahrung nicht die ethische der Wiedergeburt, sondern die spezifisch religiöse der Rechtfertigung und Sündenvergebung, in welcher der richtende Gott für uns in Jesus Christus zum gnädigen wird. Der tragende Grund und Anlaß dieser Erfahrung aber ist das Wort der Schrift, das die Heilsgeschichte zusammenfaßt. Infolgedessen begründet sich die Wahrheitsgewißheit des Christen dadurch, daß das objektive geschichtliche Wort von der Sündenvergebung den spezifisch-religiösen Akt des Glaubens auslöst. Sein Gesamtverständnis des Christentums hat Ihmels zunächst in einer kürzeren Veröffentlichung dargelegt: „Centralfragen der Dogmatik in der Gegenwart“ 3. Aufl. 1917, die um ihres sich auf die Hauptfragen beschränkenden und allgemein verständlichen Charakters willen auch dem angehenden Theologen vom ersten Semester an als die beste Einführung in die Probleme der systematischen Theologie dienen können.

Durch seine Stellungnahme hat Ihmels auch eine Brücke gebaut zu einem zweiten Typus innerhalb der neueren positiven Theologie, die von dem Erlanger keineswegs soweit entfernt ist, der sogenannten biblischen Theologie, wie sie besonders von Cremer († 1903) und Kähler († 1913) vertreten wurde. Für beide Theologen ist der biblisch-reformatorische Zentralgedanke die



Rechtfertigung, d. h. die Änderung des göttlichen Verhaltens zu uns, indem Gott in seinem Urteil aus einem richtenden ein gnädiger wird. Daraus erwächst dann erst die Möglichkeit der Änderung auch unseres sittlichen Verhaltens. Bei Cremer wird die dadurch entstehende christliche Gewißheit stark an die Gewissensvorgänge des natürlichen Menschen angeschlossen, so daß das Christentum wesentlich dadurch seine Rechtfertigung empfängt, daß es die Gewissensqual des natürlichen Menschen stillt und seinen Gewissensbedarf befriedigt. Das Interesse an der Metaphysik und dementsprechend an der Philosophie — bei Cremer auch an der geschichtlichen Entwicklung innerhalb der Offenbarung — tritt bei diesen Theologen stärker zurück als bei den Erlangern. Sie wollen auch die Formeln der Dogmatik möglichst denen der biblischen Theologie angenähert erhalten. Die spezifisch religionsgeschichtlichen Probleme liegen sowohl den Erlangern wie den Biblizisten, obwohl sich bei ihnen, besonders bei Kähler, schon eine Reihe bedeutsamer Ausführungen finden, noch ferner.

Damit dürfte eine genügende Orientierung über die charakteristischen Haupttypen der systematischen Theologie, wie sie für eine Einführung in das theologische Studium erwünscht ist, gegeben sein. Eine Charakteristik eben erst abgeschlossener oder gar noch werdender Formen der systematischen Theologie in der Gegenwart, über deren geschichtliche Wirkung und Dauer sich noch

garnichts sagen läßt, dürfte dem Anfänger keine Klärung bringen. Wünscht er einen solchen Bericht, so findet er ihn in Franks: Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen seit Schleiermacher. Bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von R. H. Grützmacher. (Leipzig 1908. Deichertscher Verlag) und in den alljährlichen „Systematischen Heften“ der „Theologie der Gegenwart“ vom Jahre 1908 an (Leipzig, Deichertscher Verlag). Einen guten inhaltlichen Querschnitt durch die dogmatische und ethische Gedankenwelt des Christentums ohne allzu scharf ausgeprägten Typus bieten die durch Klarheit ausgezeichneten Grundrisse der Dogmatik (5. Aufl. hrsg. v. Preuß) und Ethik (3. Aufl. hrsg. v. Preuß) von dem verstorbenen Professor Kirn in Leipzig.

\*

\*

\*

Handelt es sich nun um den Abschluß des Universitätsstudiums, so wäre freilich sehr zu wünschen, daß einigermassen Gereifte, Mündiggewordene zum Übergang in die praktische Tätigkeit sich rüsten. Für möglich halte ich dieses, wenn man nur die Anforderung nicht zu hoch stellt. Ich setze voraus, daß bei aller noch vorhandenen Unklarheit und Unreife doch ein Anfang inneren, geistlichen Lebens in dem Studierenden und damit ein entsprechender Anfang der Erkenntnis gemacht sei. Wo Aufrichtigkeit und Treue sich findet, wie wir sie früher gefordert haben, da werden die ersten Versuche der praktischen Tätig-

keit, der Predigt und Katechese, nicht über jene Anfänge hinausgehen. Denn in allewege gilt hier das Wort des Apostels: ich glaube, darum rede ich. Es ist ein gefährliches Spiel, mag es auch zuweilen vorgekommen und geglückt sein, daß man den Glauben, den man noch nicht hat, so lange predigen solle, bis man ihn habe. Es mag vielleicht in solchem Falle ein dem Menschen noch unbewußter Glaube zugrunde liegen, welcher das Experiment gelingen läßt; etwa wie A. H. Franke bei seiner Bekehrung „den Gott, den er noch nicht kannte noch glaubte, um Rettung aus seinem elenden Zustande anrief, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre“. Es kann vorkommen, daß aus verborgenem Glaubensleben heraus solch eine Bitte sich losringt und Erhöhung findet, wie denn hierfür in dem weiterem Leben Frankes der Tatbeweis gegeben ist. Aber zur Regel wollen wir diese Führung nicht machen und am wenigsten jungen, ungereiften Leuten anraten, ein Evangelium zu verkündigen, das sie nicht glauben. Darunter würde die Wahrhaftigkeit leiden, von der wir gesehen, daß Gott es ihr, eben ihr, gelingen läßt. Es würden durch solche Unwahrhaftigkeit unter Umständen „Brandmale“ ins Gewissen kommen, die sich nicht mehr austilgen ließen. Dagegen will ich hier an jenes Wort des Herrn erinnern, welches von der Treue derer redet, die über wenigem getreu sind: sie haben die Verheißung, daß sie über viel werden gesetzt werden.

Im allgemeinen wird man ja dem Studierenden, auch in den letzten Semestern, nicht raten dürfen, öfter zu predigen. Auch wenn die Reife dazu vorhanden ist, hat der Student in dieser Zeit besseres und nützlicheres zu tun; zum Predigen findet sich für ihn später Gelegenheit genug und mehr als es ihm vielleicht lieb ist. Und vollends, wenn jene Voraussetzung, wie wohl in den meisten Fällen, nicht zutrifft! Wenn es also in solchem Falle geschieht, so geschehe es mit der Aufrichtigkeit, welche sich bestrebt, nichts zu äußern, was nicht irgendwie mit dem inneren Leben, mit den Anfängen desselben zusammenhängt. Eben darin liegt auch die Forderung, daß alle falsche Rhetorik, aller Schwulst der Rede, alle gesuchten Redeb Blumen vermieden werden. Ich weiß nicht, ob letzteres zu betonen jetzt noch ebenso am Platze ist wie früher, wo auf den Gymnasien hie und da bei den Aufsätzen Schönrednerei getrieben und geduldet ward. Unbarmherzig all diese Schöb-linge der Unwahrheit und der Eitelkeit abzuschneiden, muß eine der ernstlichsten Aufgaben des jungen Predigers und seiner Berater oder Beurteiler sein. Es ist ohnedies, wie schon früher angedeutet wurde, eine der schlimmsten Gefahren für den Geistlichen, daß er, durch seinen Beruf veranlaßt, sich in eine höhere Stimmung und Ausdrucksweise hineinversetzen muß, als ihm bei seiner jeweiligen Lebenslage und inneren Verfassung naheläge. Für das feinere Gehör macht dergleichen einen peinlichen Eindruck; aber mehr als

dieses will es bedeuten, daß darin ein Zwiespalt gelegen ist, welcher der Einfalt und Lauterkeit in der Verkündigung des Wortes Eintrag tut.

Indem ich so alles Gemachte, alle Künstlichkeit in Ausdruck und Bewegung zurückweise, will ich doch damit gar nicht sagen, daß ein Prediger wie ein Klotz auf der Kanzel stehen solle, und man ihm außer dem redenden Munde keine weitere Bewegung ansehen dürfe. Das wäre eine Rohheit und ein Zeichen von Unbildung, besser wohl als jene Künstlichkeit, aber darum doch nicht zu loben. Zu fordern ist eine solche Durchgeistung und Beherrschung des körperlichen Organs in Haltung, Stimme und Gebärde, daß das Äußere unwillkürlich der entsprechende Ausdruck des Innern werde. Der ganze Mensch soll predigen, und nicht bloß der Mund. Das läßt sich nun freilich nicht bei der Predigtvorbereitung erzielen. Denn alsdann würde sofort wieder Manier eintreten. Sondern es muß außerdem und vorher erworben werden, als Frucht einer sorgfältig und mit Konsequenz betriebenen Durchbildung, einer wesentlichen ästhetischen Durchbildung, da man nicht bloß ein Auge bekommt für das Schöne, Maßvolle, Passende, und ein Ohr für das Wohllautende, die an den Gedanken und das Gefühl sich anschmiegende Erscheinung sondern in sich selbst nach Kräften dieses Wohllautende und Wohlanständige durchzusetzen versucht.

Ich will auch, da es außerhalb meines speziellen Berufes liegt, keinerlei Ratschläge für das Studium

der praktischen Theologie geben. Nur insoweit dasselbe mit dem der systematischen zusammenhängt und insoweit ethische Fragen dabei in Betracht kommen, gestatte ich mir, noch etwas näher darauf einzugehen. Ich halte es für untunlich und unrätlich, daß jemand die Kanzel besteigt, ehe er durch die systematische Theologie dazu vorgebildet worden ist. Wobei ich freilich unter systematischer Theologie etwas anderes verstehe, als eine Summe willkürlicher Gedanken über Gott und göttliche Dinge. Es soll der Niederschlag sein der bisherigen theologischen Lebens- und Gedankenarbeit, was sich in der Dogmatik nebst der ursprünglich zu ihr gehörigen Ethik fixiert. Diese Zusammenfassung ist kein Luxus, kein Zierrat, dessen der junge Theologe auch entbehren und dabei gleichwohl tüchtig sein könnte zum praktischen Amt. Sondern wenn er die Kanzel besteigt oder wenn er die Unmündigen lehrt, soll er wissen, was er sage und setze; d. h. er soll systematisch durchgebildet oder doch hinreichend geübt sein. Denn es gibt keine wirkliche Erkenntnis außer einer solchen, wo das Einzelne seine Stelle hat inmitten des Ganzen und vom Ganzen aus verstanden wird, d. h. eben der systematischen.

In der Regel also soll der junge Theolog über nichts zur Gemeinde reden, was nicht irgendwie ein Stück seines eignen Wesens und Lebens geworden ist. Wenn diese Forderung später, im praktischen Amt, schwer durchzuführen ist, da hier durch die vor-

geschriebenen Texte auch solche Stoffe dem Prediger sich darbieten, hinsichtlich derer ihm persönliche Erfahrung und Erkenntnis mehr oder weniger noch abgeht, so läßt es sich dagegen für den angehenden, freistehenden Theologen leichter erreichen. Nur soll er nicht der Gemeinde seine Ungewißheit vorlegen und sie damit ärgern; denn soweit er noch darin steckt, hat er gar nicht Recht und Beruf zu predigen. Also vermeide er — jetzt und zukünftig — solche Wendungen wie die: „wir wollen dahin gestellt sein lassen“, wie sichs mit diesem oder jenem Dogma, z. B. dem Abendmahlsdogma, mit der oder jener Tatsache, z. B. der Erbsünde, verhalte; er soll solche zu nichts dienende Phrasen unterlassen, nicht zunächst weil er sich dadurch vor den Leuten bloßstellen würde, sondern weil auf die Kanzel keine Räsonnements gehören, geschweige denn skeptische, sondern positive, geistgetragene Zeugnisse und Unterweisungen. Wer im Namen Gottes zur Gemeinde zu reden sich anschickt, der soll nicht menschliche Schwächen und Jämmerlichkeiten ihr vortragen, sondern ein sicheres und festes Gotteswort, woran man sich halten kann. Wer Träume hat, sagt der Prophet (Jer. 23, 28), der predige Träume, wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht.

Im allgemeinen wird es jetzt wieder mehr üblich, über ethische Themata zu predigen, und daran ist an und für sich nichts zu tadeln, wenns nur christliche Ethik ist, eine solche, die ihren Ort



und ihren Halt nirgend hat außer in der Dogmatik. Ich sage das auch hier nicht, um mich in allgemeine Erörterungen einzulassen, sondern um meinen jungen Freunden einen Rat zu geben, den sie gerade in der Gegenwart wohl gebrauchen können. Gerade weil neuerdings der Zug des alten Rationalismus wiederkehrt, der Zug zu einer Ethik, die mehr oder weniger vom Glauben sich abgelöst hat, ist es von Belang, einzuschärfen, daß es eine unter Christen gültige Sittlichkeit nur gibt, insofern sie schlechthin und in allen ihren Teilen auf den wirklich christlichen Glauben gegründet ist. Der Gehorsam, die Treue, der Fleiß, die Dankbarkeit eines Christen ist, weil auf Wiedergeburt und Bekehrung begründet, wesentlich anders geartet als die entsprechenden sittlichen Betätigungen eines Nichtchristen; und wenn es im Christenleben vorkommt, daß sie nicht anders geartet oder so weit sie es nicht sind, entfällt ihnen der christliche Charakter.

Ich habe nichts gegen Moralpredigten, wenn sie nach dieser Richtschnur gearbeitet sind. Aber ich möchte, gerade weil das Moralisieren etwas sehr nahe liegendes ist, die jungen Leute darauf aufmerksam machen, daß es im ganzen schwerer ist, solch eine Moralpredigt zu halten als eine unmittelbare Glaubenspredigt. Sie will aus der Erfahrung des christlichen Lebens heraus gehalten sein, welches selbst eine Weiterführung der Glaubensstufe ist.

Es soll bei dem Studium der christlichen

Ethik jeder einzelne Satz wie eine Frage an den Hörer erscheinen. Steht dein Herz zu Gott so, wie die christliche Lehre von der Wiedergeburt und Bekehrung es aussagt und fordert? innerhalb welches Stadiums der christlichen Entwicklung, wie sie die christliche Ethik darzustellen hat, befindest du dich? gibt deine Lebenserfahrung dem Zeugnis, was der Ethiker nicht etwa bloß als Einzeltatsache, sondern als ein bei aller Mannigfaltigkeit der Lebensführung gemeinsames Erlebnis zu konstatieren hat? Und wenn nun etwa dem Hörer an verschiedenen Orten zum Bewußtsein kommt, daß eine Leere in ihm vorhanden sei, wo für andere Erfülltheit mit positivem Lebensinhalt ist, oder gar negative Größen, so muß doch, wenn anders irgend ein wirklicher Glaubensgrund in ihm vorhanden ist, ihm zum Bewußtsein gebracht werden, was gemäß solcher Voraussetzung in jene Lücke eintreten, welche positive Größe an Stelle jener negativen vorhanden sein müßte.

Ich habe dieses vorausgeschickt, um die Stimmung zu charakterisieren, welche bei dem jungen Theologen vorherrschen soll, wenn er die ersten Versuche zur Predigt unternimmt. Es soll eine christlich-sittliche Tat sein, wenn er sich dazu entschließt, mit dem Worte des Evangeliums vor die Gemeinde zu treten. Er soll von dem Schauer erfaßt sein, welcher den innerlich-empfindlichen Menschen durchweht, wenn er heiligen Boden betritt. Er soll zunächst sich selbst predigen, was er der Gemeinde zu pre-

digen sich vornimmt. Ja mehr noch: die Predigt soll eine nicht ohne Wehen sich vollziehende Geburt aus der Tiefe seiner bisherigen christlichen Lebenserfahrung sein. Wohl ist es von äußerster Wichtigkeit, daß man den Text, welcher der Predigt zugrunde liegt, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt exegetisch studiere, um sich seines Inhaltes vollkommen zu bemächtigen; aber es ist gar nicht nötig, kann unter Umständen sogar schädlich sein, fremde Gedanken aus homiletischen Hilfsbüchern oder aus Predigten über den gleichen Text herüberzunehmen. Sondern hier gilt es zunächst, eine Probe abzulegen über das, was man zu persönlichem Eigenbesitz sich erworben. Daß man weiterhin der Nahrung und Vermehrung des Eignen bedarf, daß es sehr heilsam ist, an fremden Mustern sich zu bilden, die im Innern schlummernden Gedanken und Erfahrungen dadurch aufzuwecken und zum Bewußtsein zu bringen, dies ist selbstverständlich und soll damit keineswegs gemißbilligt werden. Denn hier steht es, wenn anders der Geistliche mit einem an der Person Christi hangenden Herzen ins Amt getreten ist, keineswegs so, daß die Benützung solchen Materials ein Sichschmücken mit fremden Federn oder gar eine Unwahrhaftigkeit, Aneignung eines dem Eigenbesitz widerstrebenden Gehaltes sein müßte, sondern je nach Begabung und Individualität treten dem Einzelnen bald leichter, bald schwerer die vielen Seiten und Beziehungen vor die Seele, welche in einer einfachen

von ihm zu predigenden Schriftwahrheit enthalten sind, und es ist kein fremdartiges Material, welches durch Benutzung fremder Arbeit ihm zugeführt wird. Freilich wird die Benutzung auch hier eine gedeihliche nur dann sein, wenn sie dem persönlichen Verhältnis des Geistlichen zu seiner Gemeinde keinen Eintrag tut und die Predigt nicht zu einem allgemeinen Vortrag über christliche Wahrheiten herabsinkt. Denn mit einer richtigen Predigt muß es doch sein wie mit einem ordentlichen Brief: er kann an niemand anders geschrieben werden als an den Adressaten. Man muß sich die Person vergegenwärtigen, an die man schreibt, und der Ton muß dem entsprechend gewählt werden. So soll auch jede Predigt, welche der Geistliche seiner Gemeinde hält, nicht etwa bloß seiner persönlichen Individualität entsprechen, so daß er auf Lieblingsgedanken herumreitet, sondern zugleich der Eigenart seiner Gemeinde, als wodurch nicht bloß der Inhalt, sondern Farbe und Ton der Predigt bedingt ist.

Das alles trifft natürlich bei dem angehenden Theologen nicht zu, der vor einer ihm fremden Gemeinde zum erstenmal das Wort Gottes verkündigt; es würde sich für ihn nicht einmal schicken, wenn er sich den Schein gäbe, als ob ein persönliches, seelsorgerliches Verhältnis zwischen ihm und der Gemeinde bestände. Es können nur die allgemeinen Zeitrichtungen sein, worauf er einzugehen in der Lage ist, und auch diese keineswegs so, daß er ein

Geschützfeuer auf dieselben eröffnet und auf Polemik sich einläßt. Polemische Ergüsse haben schon bei einem im Amt befindlichen Geistlichen in der Regel geringen Erfolg, zumal die Personen, welchen die Ergüsse gelten, meist nicht in der Kirche sind, und die wirklich vorhandenen etwas ganz anderes darin suchen, nämlich Nahrung für ihre Seelen. Jedenfalls die angehenden jungen Theologen bitte ich um ihrer selbst und um ihrer Gemeinde willen, sich zunächst und auch in der ersten Zeit ihrer amtlichen Tätigkeit der Polemik tunlichst zu enthalten und auf das Zeugnis von den Heilswahrheiten zu beschränken. Ich sage Zeugnis, nicht Lehrvortrag, sondern Zeugnis, wie es aus dem Glauben des Herzens hervorquillt und darum auch „Herz zum Herzen schafft“. Denn nichts tut bei einem jungen Manne wohler als frisch aus der Seele quellendes Leben, und nichts ist hier abstoßender als altkluge Verständigkeit, schulmeisternde Polemik, phrasenhafte Rhetorik.

Ich dünke, es müßte bei einem angehenden Theologen zu solch einem Leben, zu solch einer durch den Geist Gottes geweckten Begeisterung kommen, wenn er das heilige, hehre Ziel vor Augen, die Schrift nicht bloß in theologisch-wissenschaftlichem, sondern in persönlich-gläubigem Interesse liest und in der letzten Zeit seines Studiums sich einigermaßen in die unvergleichlichen, unendlich reichen Schätze vertieft, welche unsre evangelische Kirche in Liturgie, Kirchenlied, Erbauungs-

literatur zusammengehäuft hat. Wohl dem, der hierbei zeitig ein Verständnis bekommt für das Echte, Wahre, Geisterfüllte, wie es in den älteren Liedern, den Melodien des 16. Jahrhunderts, in der ältern asketischen Literatur vorliegt. Ich weiß recht wohl, daß die Wirksamkeit des h. Geistes nicht auf das 16. Jahrhundert beschränkt ist, und bin gar nicht dafür, daß man die Perlen der nachfolgenden Zeit, auch des 18. und 19. Jahrhunderts, vernachlässige. Aber der müßte doch ein nicht bloß vom Geiste Gottes, sondern auch von aller natürlichen, edleren Bildung verlassener Mensch sein, welcher mit philiströs-altklugem Sinne an den gewaltigen Erzeugnissen unsrer älteren kirchlichen Literatur Anstoß nehme und dafür die glatteren Formen der späteren Zeit mit ihrem dürftigeren Gedankeninhalt vorzöge. Ein Theolog sollte sich schämen, wenn für ihn die kühne, rauhe, ja auch inkorrekte Ausdrucksweise der älteren Zeit denselben Anstoß brächte, wie für den ungebildeten Laien, dessen übel geschultem Geschmack man immerhin den Einspruch gegen ihm anstößige Formen verzeihen mag. Es gehört ja nicht viel dazu, sich ein wenig in die Geschichte des Kirchenliedes hineinzulesen und die besten Erzeugnisse desselben im Gedächtnis festzuhalten; sich mit dem Sinne der Liturgie bekannt zu machen, damit man diese wiederkehrenden kirchlichen Formen nicht in Eintönigkeit wiederhole, sondern durch Hineinlegung von Geistesodem zu beleben wisse. Es scheint mir

durchaus notwendig, daß ein Student in den letzten Semestern Erbauungsschriften wie die von Arndt, Scriver, Heinrich Müller u. dgl. zu Gesicht bekomme und behufs seiner eigenen Erbauung studiere. Wer an der Brust dieses quellenden Lebens, wie es vor allem bei Arndt trotz seiner Anlehnung an die ältere Mystik urwüchsig hervorbricht, sich genährt hat, der hat damit ein für allemal den Geschmack verloren für die unsägliche Prosa, wie sie in späteren Erbauungsbüchern vorliegt. In Scrivers Seelenschatz, in seinen Haushaltungspredigten u. a. liegt eine Fülle geistlichen Materials, welches geeignet ist, den Prediger der Gegenwart mit Vorrat für sein Amt auf viele Jahre hinaus zu versehen. Nur daß ihnen der eigentümliche würzige Duft fehlt, der von Arndts Schriften wie von einer ausgeschütteten kostbaren Salbe ausgeht. Ich bin zu wenig bewandert in der Predigtliteratur der Gegenwart, um auch nach dieser Seite hin den angehenden Theologen guten Rat erteilen zu können; denn ich halte mich an meinem Teile bei vorkommendem Bedarf gern an die Alten. Aber ich glaube, daß Quellen eines unmittelbaren, geistgeborenen Lebens insbesondere bei Hofacker, Löhe, Ahlfeld, Bezzel, W. Walther, Ihmels selbstverständlich nicht allein bei ihnen, fließen.



## VI. Die persönliche Lebenshaltung.



Ich habe mich bei dem Fache am längsten aufgehalten, in welchem ich den Mittelpunkt meiner akademischen und meiner literarischen Tätigkeit gefunden habe. Und in diesem Stücke wird man vielleicht am ehesten geneigt sein, meinen Rat zu beachten, während meine kurzen Einblicke in andere Disziplinen als laienhafte, oder doch recht subjektiv geartete erscheinen können. Ich kann aber diese Ergüsse einer langjährigen akademischen Erfahrung nicht schließen, ohne noch einige Worte über die persönliche Lebenshaltung des jungen Theologen in seinen letzten Semestern, bei seiner unmittelbaren Vorbereitung auf das geistliche Amt hinzuzufügen. Hier handelt sich nicht um Kenntnis bestimmter, etwa praktischer Disziplinen, sondern um ein persönliches Urteil, welches aus dem allgemeinen Verständnis der Aufgabe eines praktischen Theologen geflossen ist. Es werden vereinzelte Bemerkungen sein, wie sie langjährige Beobachtung des studentisch-theologischen Lebens an die Hand gibt.

I. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber

ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war (1. Kor. 13, 11).

Das Wort ist mir öfters in den Sinn gekommen, wenn ich das studentische Gebahren ins Auge faßte und die Schwierigkeit, bei vorgerücktem Alter sich dem zu entziehen. Ich schicke voraus, was im Grunde selbstverständlich ist, daß ich der Jugendlichkeit des Studentenlebens nach keiner Seite Abbruch tun möchte. Wer nicht wirklich jung gewesen, kein rechter Jüngling gewesen ist, der wird auch kein rechter Mann werden; denn daß er es wird, hat jenes zur Voraussetzung. Das gilt vor allem von unsrer deutschen Jugend, deren Naturanlage mit ihrer Sinnigkeit, ihrer Phantasie, ihrem Freundschaftsbedürfnis, ihrer Hingabe an ideale Güter ein längeres Verweilen bei jugendlichem Spiel — ich fasse Spiel hier im edelsten Sinne des Wortes — gestattet und rechtfertigt, als anderwärts. Weil aus unsrer akademischen Jugend eine Auslese von Männern werden soll, darum wünschen wir, daß sie diese Anfangsperiode auskostet, ja wir drücken ein Auge zu, wenn gelegentlich die Schranken überschritten werden. Kein traurigerer Anblick als ein greisenhafter Jüngling, ein philiströser Student, der in seinem Leben nicht geschwärmt hat, der die Welt der Ideale für Schwindel erachtet. Wir haben jetzt solche hochweise Jünglinge, die über „Illusionen“ lächeln in einem Alter, wo man sonst noch Illusionen sich zu machen gewohnt ist. Eben darum drücke ich mich in der Forderung der Jugendlichkeit möglichst

stark aus, und ich möchte die theologische Jugend gar nicht davon ausnehmen.

Ja ich gehe noch einen Schritt weiter und will nicht ohne weiteres das Kindische von dem Jugendlichen trennen. Denn die Grenze ist schwer zu ziehen, und wer das Erstere will, muß gelegentlich auch das Andere mit in den Kauf nehmen. Wie in dem Kindlichen, so steckt auch in dem Kindischen häufig ein Sinn, den man nur erkennen darf, um sich mit ihm auszusöhnen. Wenn unsere Bauern etwa die studentischen Aufzüge z. B. beim Fuchsenbrennen sehen, so wird ihnen dieses Gebahren ohne Zweifel als rein kindisch erscheinen. Für den Tieferblickenden, der das Vernünftige in dem Wirklichen aufzusuchen gewohnt ist, verhält es sich anders, und ihm erschließt sich der Sinn dieses kindischen Gebahrens. Es ist bekannt, wie mild und verständig Luther über die studentischen Depositionen seiner Zeit urteilte. Da manchem meiner jungen Freunde Tholucks „Akademisches Leben des 17. Jahrhunderts“ nicht bekannt sein wird, so will ich die betreffenden Stellen daraus hervorheben. „Die Gewohnheit, die akademischen Novizen gewissen Vexationen zu unterwerfen, bestand schon auf den vorreformatorischen Universitäten. Beanus, der stehende lateinische Terminus für den ‚Fuchs‘ (wohl vielmehr Fux = Fex) ist das französische *bec jaune*. Der Beanus wurde als *pecus campi* angesehen, cui, ut rite ad publicas lectiones praeparetur, cornua deponenda essent, daher Depo-

nieren. Mit einem tentamen vor dem philosophischen Dekan, bei welchem der Novize zuerst sich inskribieren lassen mußte, waren Vexationen verbunden, welche schon damals einen hohen Grad von Ungebühr erreicht haben müssen“. Es finden sich akademische Anordnungen, in denen die schon damals überhand genommene Rohheit und Gemeinheit bei jenen Depositionen eingeschränkt und verboten wird. „Das Hauptstück unter den Zeremonien bestand in dem Absägen der auf einer übergeworfenen Ochsenhaut befindlichen Hörner. Über eine um eben jene Zeit in Wittenberg von Luther vollzogene Deposition gibt eine oratio de depositione academica 1569 von Joh. Dinckel, Prof. hebr. in Erfurt, aus Mathesius' zwölfter Predigt über Luthers Leben, folgende Nachricht. Im Jahre 1540 legten die Söhne einiger Joachimsthalischen Bürger in Gegenwart der Eltern, denen Luther bei sich hospitium gegeben, die Hörner ab und wurden nach der Gewohnheit dem Luther zur Absolution übergeben. Dieser hielt dabei folgende Rede. 'Mein Sohn, dies ist nur der Anfang jener Depositionen, die im ganzen Leben deiner warten. Jener legt dir auf eine halbe Stunde die Hörner an und verspottet dich, aber es werden größere Depositoren über dich kommen — zunächst dein Lehrer, der täglich an dir deponieren wird, was in Sitten und Religion ungeschliffen ist, bis er dich tüchtig abgehobelt dem Pastor übergeben wird; auf den wird die Obrigkeit folgen, dann wirst du ein Weib nehmen,

das dich auf ihre Weise deponieren und leutseliger machen wird, dann wirst du in ein Staats- und Kirchenamt kommen: was werden dir nicht da Bauern, Adlige und Bürger für Hörner aufsetzen! . . . Nun sage mir etwas aus den Autoren her, die du gelernt hast, damit ich höre, wie fleißig du gewesen, ob du auch die Grammatik repetiert habest' (II, 201 ff.)“.

Man sieht, wie Luther den Sinn inmitten des kindischen Unsinns zu treffen wußte, und eben dieser Sinn ist es, der uns damit versöhnt. Unsre gegenwärtigen studentischen Gebräuche, soweit sie den Depositionen analog sind und mit ihnen geschichtlich zusammenhängen, wollen ebenso beurteilt sein. Nur möchte ich eines dabei betonen. Jene Gebräuche sollten nicht dazu dienen, Ausdruck studentischen Lebens, studentischer Fröhlichkeit zu sein, so daß man gemeint hätte einem Studenten gebührten solche Kindereien, seien von seinem Wesen unzertrennlich. Sondern sie sollten bildlich den Abstand zum Ausdruck bringen, welcher zwischen dem neuen Lebensstadium, in welches der angehende Student eintrete, und dem früheren bestehe. Die Meinung dabei war die, daß jene Hörner und alles, was damit bedeutet wurde, abgelegt werden sollten. Bei uns kommt es, wie mir scheint, zuweilen vor, daß man sich mit der Meinung trägt, die studentische Zeit sei eine solche, wo es sich gezieme, dergleichen Hörner aufzusetzen und zu tragen. Es wäre gut, wenn die richtige Auffassung der Sache allmählich wieder allgemein Platz griffe.

Wenn nun aber für den Theologie-Studierenden die kurzen Semester zu Ende gehen, welche der Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf gewidmet sind — ich rede zunächst gar nicht von dem bevorstehenden Examen —, so darf man fordern, daß allmählich der Gedanke in der Seele überwiegt, was es bedeute, zum Wächteramt in einer christlichen Gemeinde sich zu rüsten. Hier sitzt der größte Schaden bei der Vorbereitung unsrer angehenden Theologen, und dieser Schade ist durch spätere Seminare schwer auszugleichen. Jedes Kolleg sollte, ohne unmittelbar erbaulichen Charakter an sich zu tragen, doch die geistliche Seite des Stoffes irgendwie hervortreten lassen. Und von der praktischen Vorbereitung am Schlusse der Studienzeit gilt das begreiflicherweise doppelt. Ich glaube, daß nach dieser Seite hin die protestantischen Fakultäten in Schottland, in der französischen Schweiz und auch in Frankreich manches vor uns voraus haben. Bei uns studiert man vielfach unheiligen Geistes bis an den Schluß — das Heilige wird mit unheiligen Händen angefaßt. Das sollte den Studierenden je länger je mehr unmöglich gemacht werden; sie müßten in die Lage kommen, sich zu entscheiden — entweder der Theologie sich wirklich hinzugeben oder mit ihr zu brechen. Aber bei manchen, bei nicht wenigen sieht man keinen Anfang zu dem, was der Apostel fordert, daß man allmählich ablege, was kindisch war.

Es ist nichts schöner, als wenn ein Mann jugend-

lichen Sinn, jugendliche Empfänglichkeit und Frische sich bis ins Alter hinein bewahrt. Das sollte für jeden, den Gott zu höheren Jahren kommen läßt, insbesondere für den Theologen, ein Gegenstand besonderen Studiums, angelegentlichster Bemühung sein. Nur nicht sich genügen lassen an den paar Gedanken, die man zunächst sich angeeignet hat; nur nicht so hölzern und ledern sein, daß man von sich abweist, was nicht die eigne Leibfarbe trägt; die Welt Gottes, die geistliche wie die natürliche, ist so groß und herrlich, daß man gar nicht daran auslernen kann. Aber diese Jugendlichkeit und Aufgeschlossenheit, die jeder nach Vermögen sich bewahren möge, hat gar nichts zu schaffen mit dem kindischen Wesen, welches in dem Maße abgelegt werden soll, als man dem männlichen Alter sich annähert. Ein kindischer Mann, nämlich ein Mann, welcher das mancherlei Kindische, wie es unserm Studentenleben anhangt, in seinen späteren Jahren noch ebenso einschätzt, wie damals als er mitten darin lebte, ist eine abschreckende Figur. Ich verdenke es keinem, wenn er von Zeit zu Zeit sich wieder hinein versetzt in die fröhliche, harmlose Jugendzeit und wiederum fröhlich ist mit den Fröhlichen. Aber klägliche Gestalten sind es, die unter dem Joch des Amtes seufzend hier nichts als Prosa des Lebens empfinden und sehnüchtelnd nach der „alten Burschenherrlichkeit“ ausschauen. Wenn ihr das Mannesleben mit seinem Kampf, mit seinen Niederlagen und Erfolgen, mit dem



Reichtum seiner Erfahrungen recht durchlebt und genießt, so liegt darin wohl noch mehr Poesie als in der immerhin idealen, aber von verschiedenen Strömungen durchkreuzten, hin und her schwankenden Jugendzeit, allerdings weniger lyrische als dramatische Poesie. Diese Poesie ist überall da, wo ein Mann — selbst wenn wir vorerst von christlichen Regungen absehen — den Kampf mit den Widrigkeiten des Lebens aufnimmt und nicht feig sich zusammendrücken läßt. Aber allerdings von dem Theologen, welcher die Quellen des Lebens und der Kraft kennt, darf man in diesem Stücke etwas Sonderliches verlangen.

Die Studentenzeit kann sehr wohl dazu dienen, jene Männlichkeit zu entwickeln, ohne welche ein ge-  
deihlicher Übergang aus der Vorbereitungszeit in das  
Amtsleben nicht gedacht werden kann. Denn es liegt  
in der Natur dieser Lebensperiode, wo man noch  
nicht durch ein Amt in seinen persönlichen Ansprüchen  
und seiner persönlichen Geltung getragen wird, daß  
man sich auf sich selbst gestellt fühlt und durch  
seine Individualität sich zu behaupten sucht. Das  
empfindliche Ehrgefühl hängt damit zusammen. Ein  
Mann kann sich viel leichter von irgend einem Buben  
schimpfen lassen als ein Student. Und bei einem  
Manne macht empfindliches, übelnehmendes Wesen  
einen kläglichen, eben weil einen unmännlichen Ein-  
druck. Freilich denken wir dabei zugleich auch an  
das Wort von Rückert, welches die Probe freier, stolzer  
Männlichkeit ausdrückt: „wenn wie nichts Guts dich

schilt ein Wicht und es soll dich nicht brennen, so muß es dich auch kitzeln nicht, wenn sie was Rechts dich nennen“. Zur Männlichkeit gehört auch dies, daß man wenigstens angefangen hat, sich selbst zu kennen, und daß man durch ungünstige Urteile sich ebenso wenig verdrießen als durch Lobeserhebungen in falsche Höhen tragen läßt. Wer auf Universitäten gelebt hat, der weiß, wie oft unreife, hochnäsige Kritik einem jungen Mann, der sich dadurch imponieren läßt, die Karriere verdirbt, während ein Anderer verdorben wird durch den unzeitigen Beifall, den man ihm spendet. Es ist also nichts Geringes, was ich von euch fordere, ihr jungen Theologen, die ihr euch zum Examen und zum Amte rüstet. Je weniger ihr der Natur der Sache nach fertig sein könnt mit eurer Ausbildung, um so mehr ist die Gefahr vorhanden, daß das Kindliche und Kindische, welches in der Anfangszeit sein relatives Recht hat, dem Werdenden oder gar dem Gewordenen noch anhänge. Die Gefahr liegt um so näher, als der gewaltige, niederdrückende Ernst des theologisch-praktischen Berufs dem alten Menschen lästig fällt und die Seele gelegentlich lüstern wird nach dem leichten Spiel der akademischen Jugend. Ohne Schwankungen geht es hier nicht ab; aber gerade je jugendlicher die Entwicklung vorher gewesen, je mehr der darin gelegene Trieb und Drang sich befriedigt hat, um desto leichter wird die Wandlung vor sich gehen; die Dinge werden als erlebte objektiv vor der Seele stehen, wie etwa bei Goethe

die Erlebnisse, die sich ihm danach poetisch gestalteten, und er wird ebendadurch innerlich sich von ihnen befreien.

Wenn ich daher Vikariatsstuben finde, in denen die Reliquien der vergnügten Studentenzeit an den Wänden hängen, so kann das ja einen doppelten Sinn haben, einen guten und einen schlimmen. Sie können sein wie die abgelegte Haut der Schlange, anstatt deren sie eine neue bekommen hat und in die sie niemals wieder hineinzufahren beabsichtigt; oder aber sie sind Überreste und Erinnerungen unüberwundener Gelüste, zu denen man unter der Last der gegenwärtigen Arbeit sehnsüchtig aufblickt. Da hat man noch nicht „abgelegt“, was gesunderweise nur einem früheren Stadium der Entwicklung angehörte. Und ich fürchte, der letztere Fall ist der häufigere. Es kommt noch etwas anderes hinzu. Für den gemeinen Mann, welcher die akademische Laufbahn nicht durchgemacht und das akademische Leben nicht genossen hat, ist an sich schon das freie akademische Gebahren, die Zeitvergeudung, die Leichtfertigkeit, welche sich vielfach darin kundgibt, ein Gegenstand des Anstoßes: mit harter, schwieliger Arbeit von früh bis spät muß er um sein Dasein ringen, während die jungen Herren singend durch die Straßen ziehen und beim Becherklang fröhlich kommersieren. Doch damit findet man sich allenfalls noch ab, weil es nun einmal so hergebracht ist; wenn aber ein ernster, vielleicht von schweren Erfahrungen gedrückter Bauers-

mann die Stube des Vikars oder Verwesers betritt und dort die Abzeichen der lustigen Studentenzeit sieht, da mag es wohl geschehen, daß darunter der Glaube an den Ernst der Gesinnung leidet, womit der junge Mann seines Amtes wartet. Mein seliger Freund von Zezschwitz hatte schon als Student auf seinem Arbeitspult einen Totenschädel, den er mit ernstesten Bibelsprüchen beschrieb. Ich will das selbstverständlich nicht als allgemeines Muster hinstellen; aber ein Kruzifix oder überhaupt Erzeugnisse heiliger Kunst dürften das Arbeitszimmer eines angehenden Amtsträgers besser schmücken als die abgelegte (oder in Wirklichkeit noch keineswegs abgelegte) Haut des gewesenen Studenten.

Oft ist es rührend zu sehen, wie mit dem Amtsrock des jungen Vikars gleichsam ein anderer Mensch aus ihm geworden ist. Der frühere Springinsfeld schreitet nun mit Würde daher, sodaß die Verwandlung für den Kenner nicht selten einen komischen Eindruck macht. Und doch ist das gar nicht ohne Bedeutung. Ich wollte, in allen protestantischen Kirchen wäre dieser Amtsrock obligatorisch. Er vergleicht sich der militärischen Uniform. Sieht man bei einer Mobilmachung die Leute herbeiströmen in der ganzen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit ihrer Herkunft und ihres Berufslebens, so erkennt man sie kaum wieder, wenn sie mit militärischem Gewande angetan nun alsbald in geschlossener Reihe, in gleichem Schritt und Tritt daher marschieren. So

ist auch der Amtsrock des nun ins Amt Eintretenden eine stetige Mahnung für ihn, nun als solchen sich zu betätigen, als welcher er damit vor aller Welt erscheint. Dieser Amtsrock kann eine Art von Gewissen für ihn sein, welches ihn abmahnt und abhält von Dingen, die seiner Stellung und seinem Berufe nicht entsprechen. Um so schlimmer, wenn unter dem Amtsrock der alte Mensch bleibt, der er vorher war, und der händelsuchende, renommierende Student nun in pfäffischer Weise auf seine Amtsehre aus ist und geistliche Händel sucht statt der fleischlichen. Es gibt nichts abstoßenderes als diesen Kontrast, und der Schade wäre vielleicht noch gering, wenn er bloß diejenigen träfe, welche mit solcher Amtsfigur zu tun haben. Denn — ich habe das öfters bemerkt — unsere Gemeinden vertragen recht viel darin. Sie sind schließlich doch nicht ganz tot zu machen. Aber viel verhängnisvoller, seelengefährlicher ist die Sache für den Amtsträger selbst, der dadurch unwillkürlich zur Heuchelei angeleitet wird und innerlich zugrunde geht, wenn nicht eine nachträgliche Bekehrung ihm zurechthilft. Die Katholiken, durch den Charakter des Amtes geschützt, können sich darin mehr gehen lassen als wir Protestanten. Ich habe katholische Geistliche am Sonntag Morgen in Badeorten mit ihren Konfratres Karte spielen sehen, ohne daß man viel Anstoß daran zu nehmen schien. Wir können das Amt nicht gleichermaßen von der Person trennen. Unsre jungen, ins Amt eintretenden

Theologen sollen nicht dem Mönch Ilsan in der alt-deutschen Sage gleichen, der nach zwanzig Jahren noch immer sein Sturmgewand unter der Kutte trug, ein ungeschlachter Patron, der den Rosengarten mit plumpen Füßen zertrat, seine Klosterbrüder bei den Ohren zog und schimpfte wie ein Landsknecht. Und wenn sie es auch nicht so arg treiben wie der Mönch Ilsan, so findet man doch, selbst wo eine wirkliche Bekehrung eingetreten ist, nicht selten noch das frühere burschikose, aufreizende Wesen, nur daß die Gebiete verändert sind, auf denen diese Lebensgewohnheiten sich kundgeben. Darum beherzige man wohl, was der Apostel von sich sagt: da ich ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. Man könnte es wohl auch umkehren und sagen: eben damit, daß ich es abtat, erwuchs ich zu einem Manne.

2. Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Mauern: Prov. 25, 28. Nahe genug liegt es, dieses anderen Wortes sich zu erinnern, wenn man dem Übergang ins männliche Alter nachdenkt. Unser Luther hat das Wesen des Gedankens trefflich erfaßt und richtig ausgedrückt, wenngleich er sich nicht an den Wortlaut bindet. „Eine erbrochene Stadt ohne Mauer, so ein Mann, dessen Geiste keine Zurückhaltung“.

Selbstverständlich ist der Übergang vom Kinde und Jüngling zum Manne etwas zunächst natürlich Werdendes und Gegebenes. Eine gewisse Verfestigung

tritt geistig ein, gleichwie sie physisch und leiblich eintritt. Man wird fest in seinen Anschauungen, man fühlt sich durch den Gegensatz unangenehm berührt; aber insoweit handelt sichs dabei um etwas Neutrales, was im guten wie im schlimmen Sinne genommen werden kann. Man könnte solche Verfestigung auch wohl eine allmähliche Verholzung nennen, welche im Gegensatze steht zur Aufnahmefähigkeit, zu frischer Hingebung an neue Eindrücke, zu jener Jugendlichkeit, die sich auch der ältere Mann tunlichst bewahren soll. Aber abgesehen davon fragt es sich, worin die auf alle Fälle eintretende Verfestigung ihr Wesen hat. Wir wollen gleich den scheinbaren Gegensatz ins Auge fassen. Eine Verfestigung kann eintreten in kindischem Wesen, in ihrer Weise auch ein Fortschritt zu männlichem Wesen, aber was für einer! Der ehemalige Student bleibt Student in seinen Lebensgewohnheiten, fühlt sich nirgend wohler, als wenn er sich in studentischer Weise gehen lassen kann, hat an studentischem Kommt, an studentischen Witzen seine Freude. Aber der Eindruck, den solch ein Gebahren auf den verständigen und gereiften Mann macht, ist ein abstoßender. Man gedenkt unwillkürlich jener Szene in Shakespeares' Heinrich IV. (V, 5), wo Fallstaff seinen ehemaligen Kumpan, den Prinzen Heinrich, nachdem dieser zum Manne und zum Könige geworden, noch in alter, unverschämter Weise anreden will: „Heil, König Heinz, mein königlicher Heinz!“ Da antwortet



der König: „Ich kenn dich, Alter, nicht; an dein Gebet! Wie schlecht steht einem Schalksnarr'n weißes Haar! Ich träumte lang von einem solchen Mann, so aufgeschwemmt vom Schlemmen, alt und ruchlos: doch nun erwacht, veracht ich meinen Traum. Den Leib vermindre, mehre deine Gnade, laß ab vom Schwelgen: wisse, daß das Grab dir dreimal weiter gähnt als andern Menschen. Erwidre nicht mit einem Narrenspaß, denk' nicht, ich sei das Ding noch, das ich war; der Himmel weiß und merken soll's die Welt, daß ich mein vor'ges Selbst hinweggetan, wie nun auch die, so mir Gesellschaft hielten. Vernimmst du, daß ich sei, wie ich gewesen, dann komm und du sollst sein, was du mir warst, der Lehrer und der Pfleger meiner Lüste. Bis dahin bann ich dich bei Todesstrafe, und all die andern auch, die mich mißleitet, zehn Meilen weit von unserer Person.“

Ich meine nicht, daß der Gegensatz allenthalben ein so schneidender sein müsse, wie hier. Aber etwas ähnliches muß in dem vorsichgehen, der zum Manne gereift ist. Ich finde es nicht geeignet, wenn die alten Herren, die einmal in die Räume der Verbindung wiederkehren, bei studentischen Festen mit den jungen Leuten noch auf demselben Fuß verkehren. Unpassend und unwürdig ist dieses, wenn es von den Alten ausgeht; frech und ungezogen, wenn von den Jungen. Es erscheint mir darum auch das durchgeführte Duzen zwischen beiden Teilen nicht sachgemäß. Auch ohne dieses kann der Ver-

kehr ein heiter ungezwungener sein, bei dem man sich des gleichen Ausgangspunktes, der gleichen jugendlichen Erinnerungen bewußt ist.

Also die Verfestigung als solche ist es nicht, die wir anstreben; sie kann auch im Schlimmen, im Mangel an Festigkeit bestehen. Man hat sich gewöhnt, auf jeden neuen „Wind der Lehre“ zu achten, und rühmt sich vielleicht noch dessen als eines Vorzuges; was beim Jüngling nicht verwunderlich ist, daß er auf neue Richtungen begierig und mit einer gewissen Unbefangenheit eingeht, das wird nun Charaktereigentümlichkeit des Mannes, eine gewisse Flatterhaftigkeit und Bestimmbarkeit, die ihm übel ansteht. Es ist doch ein großer Unterschied, dessen man sich hier wohl bewußt bleiben möge, ob man für alle Bewegungen der Zeit unzugänglich, einfach und eigensinnig an seinem bisherigen Erwerb festhält, oder ob man den Standort und die Grundsätze preisgibt, von denen aus allein eine wirkliche und gedeihliche Aneignung des Neuen möglich ist. Es muß eine harmonische Verbindung, Eingliederung in das bereits Gegebene stattfinden; und selbst wenn Rückzüge notwendig sind, dürfen dieselben nicht das Fundament zerbrechen. Es gibt keine neu auftauchende kirchliche oder theologische Richtung, von der man nicht so oder so zu lernen hätte; aber wenn jemand daraus das Recht ableiten wollte, antikirchlichen und unevangelischen Bestrebungen sich anzuschließen, wie die „moderne Theologie“ sie enthält, so

würden wir einen solchen für charakterlos ansehen müssen.

Zurückhaltung, feste Geschlossenheit, das Gegenteil einer erbrochenen, dem Feinde allwärts zugänglichen Stadt, fordert der angezogene Spruch von dem Geiste. Es bedarf dessen am meisten gerade bei denen, die den Vorzug umfassender, leicht erregbarer Empfänglichkeit haben. Goethe, der sich dessen in hohem Maße erfreute, redet von Befestigungslinien, hinter die er sich zurückziehe. Dem gemeinen Urteil erscheint solch ein Mensch leicht als egoistisch, unzugänglich, vornehm ablehnend. Und ich leugne gar nicht, daß solch üble Eigenschaften sich damit verbinden können. Aber wehe gerade dem Reichbegabten, Leichtempfindlichen, der solche Befestigungen nicht kennt und dessen Stadt daliegt mit zerrissenen Mauern, jedem herumschweifenden Feinde zugänglich. Er bringt es zu nichts, weder wissenschaftlich noch ethisch.

Beides nämlich gehört zusammen, und soll hier im Zusammenhang aufgefaßt werden, mag es auch in der schlechten Praxis häufig auseinanderfallen. Die Selbstzucht und Selbstbeherrschung, welche Sache des Geistes ist, hat nach der intellektuellen Seite hin gerade für den Theologen besondere Wichtigkeit. Im Unterschied von den meisten höheren Berufsarten anderer Art wird von dem praktischen Theologen fortwährende freie Produktivität gefordert. Der Jurist, der nach seinem Verwaltungskodex, nach seinem Ge-

setzbuch zu verfahren hat, der Arzt, welcher die Anzeichen der Krankheit erforscht und die entsprechenden Heilmittel dafür sucht und anwendet, der Lehrer, welcher ein bestimmtes Material des Wissens und Könnens seinen Schülern beibringt, sie sind nicht in demselben Maße produktiv, freischöpferisch tätig, wie es der praktische Theolog ist oder wenigstens sein soll. Es ist das die allerschwerste Seite des theologischen Berufes, und darum kann hier auch der Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit ein recht schneidender und grausamer sein. Denn, wie wir wissen, es sind gar nicht immer die hervorragend Begabten, welche dem theologischen Berufe sich widmen. Und *corruptio optimi pessima*. Daher kommen jene ledernen oder blechernen Gesellen, die auf ein paar eingelernten oder zusammengerafften Gedanken herumreiten und keinen Hund vom Ofen locken. Aber auch diese größte Schwierigkeit wird leicht überwindbar, wenn man das Wort der Schrift beherzigt -- ich meine, als ein Stück des eignen Herzens und Seins in sich trägt --: Bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht (Ps. 36, 10). Aus dieser Quelle strömt dem Müden Kraft zu und Stärke genug dem Unvermögenden. Der Herr, der sein Hirte ist, weidet ihn auf grüner Aue und führt ihn zu frischem Wasser.

Für den Theologen gerade ist es, in anbetracht der von ihm geforderten Produktivität, von außerordentlicher Bedeutung, daß sein Geist beizeiten die

Haltung lerne, welche die schweifenden Gedanken be-  
meistert, zügelt und ordnet. Am wenigsten Verständnis  
hierfür hat das weibliche Geschlecht, zu dessen Eigen-  
tümlichkeiten und Vorzügen es gehört, der Äolsharfe  
gleich bei jedem vorüberstreichenden Lufthauch wieder-  
zuklingen. Aber es gibt auch Männer, studierte  
Männer, die keine Ahnung haben von jener Selbst-  
zucht des Geistes. Ihre Stadt ist für jeden land-  
streichenden, plötzlich auftauchenden Gedanken offen,  
und die Knechtschaft, unter der sie dabei stehen,  
kommt ihnen kaum zum Bewußtsein. Es gibt sogar  
Systematiker, die von dieser Selbstzucht keine Vor-  
stellung haben und die, wenn sie einen Gedanken-  
komplex leidlich durchgeführt haben, dann einen Ge-  
dankenstrich machen und zu einem andern übergehen,  
der ihnen dabei eingefallen ist. Quidquid in buccam  
venit. Der liebe Gott, dessen Ebenbilder wir sein  
sollen, macht's nicht so, sondern ist die geschlossenste  
Einheit inmitten einer unendlichen Mannigfaltigkeit.  
Die Gedankenkolonnen müssen beherrscht werden und  
in geordneter Reihe aufmarschieren: der Blick muß  
geübt werden für jedes fremde Element, welches hier  
sich eindringen will, und die Kraft muß gewonnen  
werden, solch ein fremdartiges Element fernzuhalten  
oder auszuschneiden. Nun wird man verstehen, wie  
gerade bei dem produktivsten Geschäft, der Predigt,  
diese Selbstzucht, diese Gymnastik und Systematik  
des Geistes sehr am Platze ist. Man wolle auch nicht  
einwenden, daß für den Laien, für den gemeinen Mann

dem der Geistliche zu predigen hat, diese Zucht und Haltung gleichgültig sei; der gemeine Mann hat zwar nicht Logik studiert und Systematik gelernt, aber er merkt es recht wohl, wenn der Pfarrer „seinen Geist nicht halten kann“, sondern vom hundertsten ins tausendste kommt. Er merkt es, weil jeder menschliche Geist auf Einheit und Zusammenhang angelegt ist. Er fühlt die Unordnung und fühlt sich dabei unbehaglich, etwa wie der Laie, der nicht Musik studiert hat, die Disharmonien spürt, die in sein Ohr hineinklingen.

Wenn es recht hergeht, muß diese Zucht der Gedanken auf der Universität gelernt werden, welche eben darum eine Hochschule heißt. Sie muß gelernt werden bei Lehrern, die sie selbst gelernt haben und üben, sie muß angeeignet werden durch beständige Kraftaufbietung und Anspannung. Für den Studenten welcher zumeist rezeptiv sich zu halten hat, ist es nicht leicht, solche Schneide und Energie der Gedanken sich anzugewöhnen. Viele denken gar nicht daran, was dabei auf dem Spiele steht. Im Kolleg hören sie mit ganzem oder halbem Ohr auf das, was der Professor ihnen vorträgt; sie hören es und wissen nicht recht, was sie davon sich aneignen sollen. Und am Abend sitzen sie mit ihren Freunden und klöhnen sich aus, d. h. sie lassen vollends das Steuerruder, die Zucht der Gedanken von sich. Und in der Nacht, wenn sie aufwachen, überlassen sie sich auch ihren Gedanken, die in ihnen auftauchen und in sie ein-

dringen wie in eine erbrochene, mauerlose Stadt und da auf den Gassen lärmend sich herumtreiben. Der Mann, dessen Geist Selbstzucht gelernt hat, soll ihnen ein quos ego zurufen und sie bannen.

Die rechte Weise, seinen geistigen Besitz zu erweitern, ist zugleich damit gegeben. Denn nun greifen wir nicht Beliebiges auf, was auf dem Wege uns begegnet, wie etwa ein herumziehender Handelsjude alles in seinen Sack steckt, womit er meint ein Geschäft machen zu können; sondern in der Weise, wie der leibliche Organismus die Speisen sich aneignet, die zur Aufrechterhaltung und Förderung seines Daseins dienen, so geordnet und sicher ist der geistige Genuß, und alles Einzelne unterwirft sich dem Bedürfnis und Wohle des Ganzen. Kommt ein ungesundes Element herein, so wird es kurzer Hand herausgeworfen; meldet sich ein Gast, ein fremder Gedanke, zur Unzeit, so wird er abgewiesen und auf die Seite gestellt bis zur rechten Stunde. Das kann wohl auf den ersten Moment egoistisch erscheinen, aber es ist keineswegs notwendig der Fall. Denn zuerst muß der Mensch, das Subjekt da sein, welcher für Andre etwas leistet und Anderer sich annimmt, dann erst kann die Leistung erfolgen und eine förderliche sein. Ungebetene Gäste aber setzt man billig vor die Tür.

Hier zeigt sich nun der Zusammenhang zwischen der intellektuellen und der ethischen Seite dieser Haltung. Auch als intellektuelle, als Selbstzucht der Gedanken, ist sie ethisch bedingt, wie ja alle Selbst-



beherrschung, alle Selbstmächtigkeit des Menschen ein Stück seiner Gottesebenbildlichkeit und wesentliche Aufgabe seiner persönlichen Betätigung ist. Der Mensch ist zur Weltbeherrschung geschaffen; wie aber soll jemand der Welt mächtig werden, wenn er nicht seiner selbst mächtig ist? Hat diese Selbstmächtigkeit Gottes Aus- und Durch- und Fürsichselbstsein und folgeweise seine Weltmächtigkeit zum Urbild, so liegt darin zuoberst der sittliche Charakter jener Selbstzucht begründet — denn es gibt keine Sittlichkeit ohne Beziehung auf ein höchstes Gut und kein höchstes Gut außer Gott.

Wenn ich nun hierauf, auf diese sittliche Seite, unsern Spruch anwende, so setze ich dabei allerdings ein gewisses Maß von christlicher Gesinnung und christlicher Erkenntnis voraus, welche der Theolog sich bis zu seinem Übergang in die praktische Tätigkeit angeeignet haben soll. Ich mache dabei keine hohen Anforderungen, denn wir bleiben hierin alle Stümper bis ans Grab. Es gibt wenig Christen, welche in der Selbstbeherrschung es so weit bringen, daß sie nicht gelegentlich bei stark einwirkenden Reizen, in ungewohnten Situationen aus der Fassung gebracht würden und erst mühsam dieselbe wiedergewinnen. Das gehört zu dem täglichen Kampfe des Christenlebens. Aber Eins darf man doch fordern und voraussetzen, weil ohne dieses das ganze Leben und Wirken des Theologen eitel sein würde, daß er weiß, wo der Schwerpunkt seines Wesens und Stre-

bens als Christen gelegen sei: in der Gemeinschaft Gottes, des höchsten Gutes. So lange die Seele nicht in Gott ihren Schwerpunkt findet und immer wieder, wie viele Schwankungen täglich eintreten mögen, dorthin zurückstrebt, so lange sie an irgend einem geschaffenen Gute hängt außer und wider Gott, statt der Kreatur sich hinzugeben, weil Gott sich in ihr zu erkennen und zu genießen gibt: so lange kann von einer Haltung, einer christlichen Haltung des Theologen nicht die Rede sein. Jawohl, es gibt sittliche Haltung auch auf außerchristlichem Gebiet; denn ein Mensch kann sich edle Güter ausdenken und zurechtmachen, edle Perlen auf seinem Lebenswege suchen, in deren Gewinnung und Behauptung seine sittliche Tätigkeit verläuft. Aber für das christliche Urteil ist das keine christliche, d. h. keine ihrer Idee entsprechende Sittlichkeit, und die Haltung, welche daraus erwächst, ist nicht die christliche, von der wir reden.

Ich will versuchen, es noch deutlicher und konkreter auszusprechen. Der Theolog, je mehr er ausreift, muß es zu einer Grundstimmung seines Lebens bringen, die ihn inmitten der täglichen Erlebnisse, des Wechsels, der Mannigfaltigkeit und der Gegensätzlichkeit seiner sonstigen Erfahrungen nicht verläßt oder doch wieder gewonnen wird, einer Grundstimmung, in der er früh am Morgen sein Leben beginnt und am Abend es beschließt, jener: dein sind wir, mit dir halten wir's du Sohn Isai! (1. Chr.

13, 18). Durch Gebet und Schriftlesung, durch Meditation und Arbeit soll es dahin kommen, daß er immer enger, immer inniger seinem Heilande Jesus Christus anhangt und daß hierin die Grundstimmung seines Lebens besteht. Alles was sonst Dogma und Bekenntnis heißt, worin der Theolog gefestigt sein soll, gegenüber oberflächlichen und leichtfertigen Angriffen, hat für ihn nur Wert und Bedeutung, wenn es auf jener Grundlage ruht. Denn wenn unser Bekenntnis etwas anderes wäre als Aussage von Christus und unsrem Verhältnis zu Christus, so müßten wir es wegwerfen.

Der junge Theolog, der in den praktischen Dienst eintritt, braucht diesen Halt jetzt mehr als zu irgend einer Zeit. Zunächst zu dem Zwecke, daß er nicht andern predige und selbst verwerflich werde. „Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend welchen er verschlinge“ (1. Petr. 5, 8); nehme sich ja keiner davon aus, weil er ein Theolog und weil ihm als solchem der Spruch geläufig ist. Es ist der größte Triumph des Teufels, wenn er solch einen Theologen zu Falle gebracht hat, einen solchen, welcher als eifriger Vertreter des christlichen Glaubens galt und es vielleicht auch wirklich war. Denn man darf nicht meinen, daß ein solcher ein Heuchler gewesen sein müsse, weil es mit ihm einen solchen Ausgang genommen. Er hat vielleicht nur der Mahnung vergessen, die der Apostel dort der folgenden Warnung vorausschickt: „Seid nüchtern, wachet“

(1. Petr. 5, 8). Die ganze Meute der pseudoliberalen Massen, der aufgeklärten Zeitungsschreiber erhebt sich in solchem Falle, um ihrer sittlichen Entrüstung Ausdruck zu geben. Denn es gibt keinen grimmigeren Haß auf Erden als den gegen den christlichen Glauben. Kann man ihm etwas auswischen, so tut mans mit Freuden. Und im Grunde ist es die Meinung, daß all diese Mucker und Pietisten innerlich so angefault seien, wie es in einzelnen Fällen zu Tage kommt.

Es ist charakteristisch, daß auf solche Fälle förmlich Jagd gemacht wird. Sie gehören zur Lieblingslektüre des liberalen Philisters. Denn es ist immer ein Stück Entlastung für ihn, wenn die strengen Prediger, welche so gern Andere richten, selbst als Schufte erfunden werden. Kommt der Fall vor, und er ist ja gar nicht selten, daß eine falsche Anklage, welche durch die Blätter die Runde gemacht hat, sich als erlogen erweist, so nimmt man sie höchst ungern zurück und gibt höchstens in einem Winkel des Blattes, vielleicht erst nach geraumer Zeit, dem Widerruf seine Stelle. Inzwischen hat sich die Nachricht verbreitet, und den Widerruf liest man mit viel geringerem Interesse als die Behauptung.

Hier ist es, wo ich dem jungen Theologen die „Haltung“ einschärfen möchte, deren er zur Führung seines Amtes bedarf. Es gilt an erster Stelle sich rein erhalten im Kampfe wider Versuchung und Sünde, in Gebet und Wachsamkeit; an zweiter Stelle aber

und das wird von manchen redlichen Seelen nicht genug beachtet — auch jeden bösen Schein, auch den unschuldigsten Anlaß zur Verleumdung meiden, Er hat zu beachten, daß die Welt, die ihn umgibt, allewege auf das Schlechteste bedacht ist, auch bei scheinbarer Gutmütigkeit. Die Haltung, deren der Theolog dabei bedarf, ist nun nicht bloß diese, daß er sich selbst und daß er vor jedem bösen Scheine sich hütet, sondern auch, daß er sich nicht erbittern läßt, wenn bei redlichstem Streben, bei lautrem Wandel, der Schmutz der übeln Nachrede ihm nicht erspart bleibt. Wenn ein junger Theolog, im ersten Liebesseifer, alle Kraft im Dienste seines Berufes aufbietet und Undank, Verdächtigung einerntet, dann ist es nicht leicht „die Haltung“ zu bewahren, die auch hier und gerade hier von ihm gefordert wird. Schlechtes Menschenvertrauen mag daran zu Schanden werden; die Augen sollen immer wachsamer und schärfer ausblicken, daß sie sich nicht berücken und täuschen lassen; aber die Liebe soll darum nicht aufhören, die das Beste hofft, noch die innere Ruhe und Heiterkeit der Seele, welche weiß, daß nichts geschieht ohne den Willen des Vaters, und daß seine Liebe größer ist als aller Menschen Feindschaft. Es ist eine unsägliche Wohltat Gottes, wenn ein junger Geistlicher inmitten der Stumpfheit, die ihn umgibt, nicht in seiner Weise ebenfalls abgestumpft, bei der Kälte, auf die er mit seinem Eifer stößt, nicht auch erkältet und starr wird. Diese mehr als menschliche

Gabe ist von Gott zu erbitten, und wenn er sie verleiht, ihm zu verdanken, damit sie bleibe und sich mehre. Gott läßt dabei auch die tröstliche Erfahrung machen, daß einige die enge Pforte finden, die zum Leben führt, und einige als Auserwählte von dem großen Haufen der Berufenen sich scheiden. Das gibt dann die Haltung des Geistes, mittelst deren man sein selbst mächtig bleibt, immer auf das letzte Ziel gerichtet, die Sammlung und Bewahrung der kleinen Herde, und dessen bewußt, daß auch die entschiedensten Feinde des Evangeliums nach der Wahl Glieder dieser kleinen Herde werden können. Unser Dienst gilt allen, denn Gott will, daß allen geholfen werde; und daran haben wir uns zu halten, auch wenn in Wirklichkeit wenigen geholfen wird.

Aber auch nach einer andern Seite möchte ich den zur Praxis übergehenden Theologen die Notwendigkeit solcher Haltung nahe legen, im Verhältnis nach oben, zu den ihnen Vorgesetzten. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein junger Mann, der in eine bis dahin ihm fremde Welt eintritt, trotz seines Eifers, ja gerade um seines Eifers willen, Verstöße macht, die ihn in Konflikt mit seinen Behörden bringen. Nicht selten ist die Würdigung der formellen Korrektheit eine verschiedene dort und hier. Es besteht wohl auch bei dem jungen Theologen das Bestreben, die vorgeschriebenen Bahnen, die ausgefahrenen Geleise einmal zu verlassen und neue Wege einzuschlagen. Da macht es ja einen niederdrückenden

Eindruck, wenn „Remedur“ eintritt. Die kalten Paragraphen, zwischen die der junge Amtsträger sich gestellt fühlt, der bürokratische Stil, in welchem er Weisungen und Zurechtweisungen empfängt, können leicht Erkältung und Erbitterung in ihm hervorrufen, welche geeignet sind, seinem persönlichen geistlichen Leben und seiner amtlichen Haltung Eintrag zu tun. Ich kann daher den in die Praxis übergehenden Theologen nur raten, sich möglichst bald das Handwerkszeug anzuschaffen und alles sich anzueignen was zum amtlichen Handwerk gehört. Es ist ja ein trauriges Geschäft, auf dieser öden Heide von Verordnungen und Weisungen sich herumzutreiben, und es ist eine Tatsache, daß die armseligsten Geister häufig die größten Virtuosen auf diesem Gebiete sind. Der im Geiste brennende Theologe, der sich nicht verleiten läßt und nicht geneigt ist, dieser Seite des Amtslebens eine höhere Würdigung entgegenzubringen als ihr gebührt, soll womöglich an Pünktlichkeit, Genauigkeit, Peinlichkeit der äußeren Amtsführung von keinem dieser steifleinenen Gesellen sich übertreffen lassen. Vor allem aber wird ihm dadurch die „Haltung“ erleichtert, auf die es uns hier im Zusammenhang mit unserm Schriftwort ankommt. Es ist nichts trauriger, als wenn man sieht, daß ein junger Geistlicher, der die Flügel erheben will, um den Idealen und Zielen seiner amtlichen Tätigkeit entgegen zu fliegen, nun geärgert am Boden liegt, weil er sich hie und da die Flügel an unbe-



achteten Verordnungen und Paragraphen verbrannt hat. Auch wenn es geschehen ist, soll er im Hinblick auf die Herrlichkeit des Amtes, das ihm vertraut ist, obenauf bleiben, sich nicht erbittern lassen, das Geringe gering achten. Es muß von ihm gelten, was Goethe von Schiller sagt: „Hinter ihm im wesenslosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Die gleiche Mahnung möchte ich an die zum Amte sich Rüstenden richten mit Beziehung auf die Konflikte, denen sie in seelsorgerlicher Hinsicht ausgesetzt sind. Je weiter unsre Gemeinden vom lebendigen Glauben sich entfernen, um so empfindlicher werden sie bei Antastung ihrer Gebrechen. Es ist nicht an dem, daß stadtkundige, dorfkundige Vergehen nun alsbald die Bestrafung unter Namensnennung gestatten. Insbesondere bei Leichenreden spannt man darauf, ob. Andeutungen dieser Art fallen, und vornehmlich, wenn offne Rüge ergeht, dann ist Feuer im Dach und offne Anklage bereit. Aber auch, wenn gar keine spezielle Anklage, weder bei der geistlichen noch bei der weltlichen Behörde, erhoben wird, sondern nur irgend ein Schreier in öffentlichen Blättern darüber Lärm schlägt, ist große Neigung vorhanden, „Remedur“ eintreten zu lassen und der „öffentlichen Meinung“ Genugtuung zu verschaffen. Die Predigt wird, wie billig eingefordert, und wie sollten in der Predigt eines Anfängers, gerade je eifriger er ist, nicht Anhaltspunkte zu einer Rüge sich finden? Es geht hier nach dem gewiß berechtigten Prinzip, daß das Gericht

anfangs am Hause Gottes (1. Petr. 4. 17); nur daß darüber der Gedanke an das Ende derer, welche dem Evangelium Gottes nicht gehorchen, zurücktritt. Man muß die Gemeinden schonen, mit dem Knaben Absalom säuberlich fahren; dagegen darf man den Geistlichen zutrauen, daß sie eine „väterliche Rüge“ ertragen und wenn sie dieselbe nicht vertragen — nun gut, man hat sie doch in seiner Hand. Hier kann auch leicht Erbitterung bei dem jungen Theologen eintreten, mögen die Absichten der geistlichen Behörden noch so wohlwollende sein. Man ist sich der besten Absicht bewußt, man fühlt sich der Gemeinde gegenüber bloßgestellt; man spürt in sich die Neigung, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen. Aber eben dieses ist, wogegen ihr anzukämpfen habt. Alles was masculini generis, geschweige denn spiritualis generis in euch ist, muß gegen solche Empfindlichkeit ankämpfen, denn sie ist eine weibische Schwäche. Gedenkt an eure eigenen Fehler, die euch in solche Lage gebracht haben! Gedenkt an die Höhe und Herrlichkeit eures Amtes, an die offene Tür, die euch Gott nach so vielen Seiten gegeben hat. Wie der Apostel sagt, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll (Rom. 8, 18), so wollet erwägen, daß solch elende Konflikte und Anstöße, wo alles von Menschlichkeiten wimmelt nicht wert sind, daß ihr darüber die Fassung und Haltung des Geistes verliert, die allein zur geistlichen Führung des Amtes befähigt.

3. Alles ist euer, ihr aber seid Christi (1. Kor. 3, 21, 23). Mögen wir unsre Gedanken über „die persönliche Lebenshaltung“ des dem Amte nahestehenden Theologen mit einem Worte des Apostels schließen, welches in seiner Weise die vorher aufgestellte Forderung schon in sich schließt und begründet. Denn wenn einer seine Fassung und Haltung bewahrt hat, auch im tiefsten Leid, bei ungerechter Anklage, so ist es unser Herr Christus; und wenn wir sein sind, er in uns und wir in ihm, so wird seine Haltung auch unsere Haltung sein. Oder wenn wir ins Schwanken kommen, wie es ja leider oft der Fall ist, so zieht uns seine Hand wieder zurück und wir lassen uns von ihm zurückziehen.

Es ist das Höchste, was ein Mensch für Zeit und Ewigkeit erreichen kann, Christi zu sein, in jenem Sinn, wie es der Herr selbst und wie es die Schrift meint, im eigentlichen, nicht im figürlichen Sinne. Und darum ist es auch das Höchste und Letzte, was ich einem angehenden Theologen vor das Auge zu stellen weiß. Dabei wollen wir zunächst den Gedanken an die Vorbildlichkeit Christi fahren lassen. Und ebenso erweist sich hier jede Vorstellung von Christo als einem gottinnigen Menschen als unzureichend. Lebenskräftiges-gottmenschliches Prinzip muß Christus für uns sein, damit jenes *Χριστοῦ εἶναι* des Apostels sich verwirklichen könne; denn wehe uns, wenn wir eines Menschen eigen wären. Er der Weinstock, wir die Reben; er das Haupt, wir die

Glieder. Ja die ganze Gemeinde der Gläubigen kann mit ihm zusammengekommen Christus genannt werden (1. Kor. 12, 12), und die Aussage Gal. 3, 16 verglichen mit V. 27—29 erhält von hier aus ihre Deutung. Hier kommt man nicht aus ohne echte und wahre Mystik. Wir versenken uns in die Person Christi, und wohl dem der, es mit solcher Innigkeit zu tun vermag wie Bernhard und Franziskus! Die edelsten Blüten christlichen Glaubens und Lebens nimmt uns, wer uns dieser Mystik beraubt. Wir wollen uns ihm gleichstellen, auf gleichem Fuß mit ihm verkehren, weil er uns gleich und unser Bruder geworden ist; und dafür ist in dem Gläubigen gesorgt, daß ihm der Gedanke an die überragende Herrlichkeit Christi nicht verloren geht.

So lange ihr jungen Theologen in dieser Gemeinschaft steht und aus dieser Quelle für euer Leben und für euren Beruf schöpft, werdet ihr vor Abfall bewahrt bleiben und in jeder Versuchung, aus jeder Verirrung euch zurechtfinden. Ihr werdet Lutheraner bleiben; denn keinen anderen Zweck hat die Reformation gehabt, als uns den Zugang zu Christus ungehemmt wieder zu eröffnen, den Born dieser Gnade ungetrübt wieder zu erschließen. Ihr werdet dadurch auch vor allem Pietismus, vor pietistischer Engherzigkeit und Beschränktheit bewahrt werden. Denn nun wollen wir unsern Herrn Christus preisen als den, wie er in der Schrift gepriesen wird, als den „historischen Christus“, außer welchem es nur einen ein-

gebildeten gibt, nämlich als den, der, nachdem er die Reinigung unserer Sünden durch sein Blut vollbracht, sich gesetzt hat zur Rechten Gottes im Himmel über alle Macht und Gewalt und Kraft und Herrschaft und jeglichen Namen, der genannt wird, nicht allein in dieser, sondern auch in der zukünftigen Welt, und hat alles unter seine Füße getan.

Ich lege großes Gewicht auf diese Universalität des Christenstrebens und Christenbesitzes, zumal auch bei dem praktischen Geistlichen. So widerwärtig der gemachte pastorale Ton ist, nicht minder wie das unselige Kanzel-Pathos, so ungehörig bei jungen Geistlichen die Einmischung ist in Nichtbefohlenes, unter dem Vorwande, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei, so sehr muß man darauf halten, daß das Pfarrhaus bei aller Einfachheit der Lebensverhältnisse, bei allem Verständnis für die Interessen und den Ton des gemeinen Mannes eine Stätte höherer Bildung sei und bleibe, wo alles Zugang hat, was wahr ist, was lieblich, was wohllautet. Das ist man seinem Herrn Christus schuldig, der wohl unter den Sündern saß, aber ohne selbst ein Sünder zu werden, der verachtetste und unwertesteste, und doch zugleich der schönste unter den Menschenkindern. Alles ist euer! Gäbe es irgend etwas Schönes, Großes und Erhabenes, irgend einen Gegenstand menschlichen Wissens und Könnens, irgend ein Ziel menschlicher Betätigung, welches sich nicht damit vertrüge, daß wir Christi sind, so würde damit dieses Letztere selbst

erschüttert werden. Hier gilt es noch viel pietistischen Sauerteig auszufegen. Oft gewinnt es den Anschein, als ob diese natürliche Welt mit ihrer unendlichen Wesensfülle, die doch als solche von Gott stammt und Gottes Gedanken ausprägt, gleichzusetzen sei jener Welt, von welcher der Apostel sagt: Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist (1. Joh. 2, 15). Die weltlichen Geschäfte gelten als unheilig, und es gewinnt den Anschein, als komme der Christ erst wieder zu sich, wenn er von ihnen sich abwendet und mit Lektüre der Schrift und durch Gebet sich Gotte unmittelbar zuwendet. Aber das gottinnige Gemüt, wie es durch die Zugehörigkeit zu Christo geworden und fernerhin werden soll, blickt die Welt mit dem Auge Gottes an, der in ihr lebt, es sieht überall Gottes Finger, Gottes Wunder, Gottes Güte -- in den Lilien auf dem Felde, deren Gestaltung und Wachstum noch kein menschlicher Verstand im Grunde des Wesens erklärt hat, in der unendlichen Mannigfaltigkeit der pflanzlichen und tierischen Gebilde, in der gewaltigen Entwicklung der menschlichen Kultur und Geschichte, dem Fortschritt menschlicher Kunst, Wissenschaft, Industrie, Verkehr. In allem diesen findet das gläubige Auge, welches von dem Zentrum der Christusgemeinschaft die Dinge betrachtet, den Finger Gottes, die „vielgestaltige Weisheit“ Gottes (Eph. 3, 10), und wenn in dem allen, auch in der Naturwelt, die unheimlichen Mächte des Abgrunds ihn anstarren, so ist ihm vermöge seiner Stellung im

Zentrum die Fähigkeit verliehen, die Werke Gottes zu erkennen, ohne damit dem Argen sich hinzugeben und in Weltliebe Gottes zu vergessen.

Strebt nach harmonischer Ausbildung eures Christenstandes und laßt eure Pfarrhäuser ein Abbild, einen Widerschein solcher Harmonie werden: von hier aus gewinnt auch das Äußere eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf. In den bescheidensten Verhältnissen kann diese Harmonie zu Tage treten. Es ist gar nicht gleichgültig, ob ihr in der Einrichtung eurer Häuser Geschmack zeigt oder der plumpe Nützlichkeitsstandpunkt herrscht. Denn was Gottes ist, das ist nicht blos wahr und gut, sondern auch schön. „Herr mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt“ — „du lässest mich fröhlich singen von deinen Werken, und ich rühme die Geschäfte deiner Hände. Herr, wie sind deine Werke so groß; deine Gedanken sind so sehr tief. Ein Törichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht“. Ich meine, gleichwie Gottes wunderbares Tun bis in das Kleinste hinein sich kundgibt, alles Stoffliche durchgeistend und verklärend, so müßte es euch, ihr Theologen, die ihr von der Herrlichkeit Gottes zu zeugen habt, bis in die Fußspitzen durchdringen, daß ihr Christi seid, und eure Lebenshaltung müßte bis in das Äußerlichste hinein — ungesucht und ungezwungen — es bekunden.

Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Mir gilt dies Wort ebenso als eine Verheißung,



wie als eine Mahnung und Warnung. Wenn ich die Geringschätzung der Welt ansehe, wie sie jetzt mehr als sonst auf dem geistlichen Stande ruht, da ergreift mich's wie mit Wonnegefühl: ihr, die ihr nichts habt, seid es doch, die alles haben (nämlich mit Christo); ihr, die ihr arm seid, macht doch viele reich — der Tag wird's offenbaren (2. Kor. 6, 9); die Sanftmütigen, die Elenden, die ohne Gewalt zu tun in Gott gefaßt und zufrieden sind, werden das Land erben (Ps. 37, 11). Und sie sollen dieser Herrschaft nicht erst dereinst, sondern schon jetzt inne werden; denn es gibt keine Gewalt, die stärker wäre als die Gewalt Christi, welche sieghaft ist, Frieden schafft angesichts des Feindes, dem gegenüber alle irdische Macht und Weisheit die Waffen strecken muß, der Sünde und des Todes.

Aber zu dieser Weitschaft und Herrschaft kommt ihr nur, wenn ihr zuvor in die Enge gegangen, den schmalen Weg zu Christo, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. Nur soweit dürft ihr des alles mächtig sein und werden wollen, als ihr Christi seid. Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Vergeßt es nicht, daß die Reiche der Welt, deren Christus auf dem Wege des Leidens und Gehorsams teilhaftig werden sollte, ihm vom Versucher vorzeitig angeboten wurden. Fangt nicht damit an, der Welt mächtig und universal gerichtet sein zu wollen, sondern damit fangt an, daß ihr Christi eigen

sein wollt, täglich aufs neue, täglich dies das erste, das andre die Gabe, die euch zufällt. Aliis inserviando consumor, heißt ein alter Spruch. Laßt euch dazu auch den anderen gesagt sein: Christo Jesu inhaerendo, inserviando dominabor.

# Nietzsche

Ein akademisches Publikum

von Richard H. Grützmacher

o. ö. Universitätsprofessor

**Dritte verbesserte und verkürzte Auflage**

VI, 144 Seiten. M. 2.80, geb. M. 3.60

**Inhalt:** Nietzsches Leben und Charakter. — Nietzsches Werk. — Nietzsches Stellung zur Kultur, Kunst und Wissenschaft. — Nietzsches Stellung zum Leben des Einzelnen und den sozialen Gemeinschaftsformen. — Nietzsches Stellung zu Moral, Religion und Christentum. — Nietzsches Grundideen: Der Wille zur Macht, der Übermensch, die ewige Wiederkunft aller Dinge.

Im „Literarischen Echo“ 1911 S. 553 ff. schreibt der bekannte Nietzscheforscher Karl Strecker:

„Er ist Theologe, also von Grund aus Gegner des Antichristen Nietzsche. Aber ein Jünger des Philosophen könnte nicht angespannter und umsichtiger in seine Gedankenwelt eindringen, ein Freund Nietzsches nicht schonender von seinem Zusammenbruch schreiben als er . . . Was er sagt, ist tiefgründig und durchdacht. Nach einer objektiven und geklärten Darstellung von Nietzsches Lebensgang untersucht Grützmacher sein Schaffen und die Bedeutung seiner Werke. Alles verständig und von sehr eingehendem Studium zeugend“.

---

## Modern-Positive Vorträge

von Prof. D. R. H. Grützmacher

1906. 217 S. M. 3.50, geb. 4.70

**Inhalt:** Modern u. positiv in d. Theologie d. Gegenw. Die Theologie der Offenbarung u. d. Theol. d. Geheimnisses. Evolution o. Offenbarung? Die Religionsgeschichte eine Zeugin f. d. Wahrheit d. Christentums. Was läßt sich aus den Erörterungen der letzten Jahre über d. Wesen d. Christentums lernen? Jesu Auferstehung u. d. Mensch d. Gegenwart. Luthers vorbildliche Stellung zu Wort u. Geist. Das evangel. Verständnis der Sakramente Materialismus u. relig. Erziehung. Der Tod u. das Leben nach d. Tode.

**Evangel.-Luther. Wochenblätter:**

Es ist ein Genuß, diese Vorträge durchzulesen. Die Gewandtheit, mit welcher die Kernpunkte der behandelten Fragen herausgestellt werden, die klare, flüssige Darstellung, mit welcher der Verfasser seine Gedanken entwickelt, nehmen schon von vornherein den Leser gefangen. Aber wichtiger ist doch der Inhalt, und dieser fesselt erst recht.

**Gegen den religiösen Rückschritt!**  
**Der Dreieinige Gott!**  
**Jesusverehrung oder Christusglaube?**

Vier Vorlesungen  
von Prof. D. R. H. Grützmacher  
1910. 95 S. M. 2.—

---

**Monistische und christliche Ethik im Kampf**  
von Prof. D. R. H. Grützmacher

1913. 70 S. M. 1.60

Inhalt: Die materialen Ziele d. monist. Ethik (Stellung z. Nietzsche, Anschauungen von Horneffer, Ostwald, Maurenbrecher, Unold, Häckel, Kleinsorgen, Jodl); Die formale Bestimmung der Sittlichkeit in d. monist. Ethik; Monistische Einreden gegen die christl. Sittlichkeit.

Konservative Monatsschrift:

Diese in glänzender Sprache geschriebene Streitschrift gegen den Monismus verdient allseitige Beachtung.

---

**Grützmacher, R. H., Studien zur systematischen Theologie.**

1. Die Quelle und das Prinzip der theologischen Ethik im christlichen Charakter. 1905. 98 S. 1.60
2. Hauptprobleme der gegenwärtigen Dogmatik. Die Forderung einer modernen positiven Theologie. 1905. 111 S. 1.80
3. Eigenart u. Probleme d. positiven Theologie. 1909. 132 S. 2.60
- , Die Haltbarkeit des Kanonbegriffes. 1908. 22 S. —.60
- , Luthers Ewiges Evangelium in seiner religionsgeschichtlichen Eigenart. 1917. —.35
- , Das Salz der Erde. Ein Wort an die junge Männerwelt. 2. Aufl. 1917. 13 S. —.20
- , Johannes bleibt! 10 Predigten. 1912. IV, 105 S. 2.40
- , Wort und Geist. Eine historische Untersuchung zum Gnadenmittel des Worts. 1902. VIII, 312 S. 5.50

**Frank, Geschichte u. Kritik d. neueren Theologie insbes. d. systemat. seit Schleiermacher. Bearb. u. bis z. Gegenwart fortgeführt von R. H. Grützmacher. 4. Aufl. 1908. X, 532 S. 8.50, geb. 10.30**

Von Herrn **Prof. D. R. H. Grützmacher**, Erlangen erschienen  
in der **Neuen Kirchlichen Zeitschrift**:

Die Stellung E. v. Hartmanns u. seines Kreises zu Religion und Christentum	1907 (Jahrg. 18) Heft 7	1.20
Schlatters Christliches Dogma	1911 ( " 22) " 11	1.20
Beiträge zur Geschichte der Ordination in der protestantischen Kirche	1912 ( " 23) " 5	1.20
Die skeptische Stellung zur Geschichte in der systematischen Theologie der Gegenwart	1912 ( " 23) " 9	1.20
Der religiöse Charakter des Dogma	1913 ( " 24) " 7	1.20
Die Prinzipien von Grisars Lutherforschung	1913 ( " 24) " 11	1.20
Die Beurteilung der neutestamentlichen Ethik in der Gegenwart	1914 ( " 25) " 1	1.20
Die Durchführbarkeit der christlichen Ethik in der Gegenwart	1914 ( " 25) " 9	1.20
Frank In planu memorialu	1914 ( " 25) " 12	1.20
Wesen und Grenzen des christlichen Irrationalismus	1914 ( " 25) " 11	1.20
Alt- und Neu protestantismus. Die geistes- und theologiegeschichtl. Entwicklung d. Problems	1915 ( " 26) " 10, 11, 12	je 1.20
Die alt- und neu protestantische Auffassung von der Kirche	1916 ( " 27) " 7, 8, 9, 10	je 1.20
Die Haupttypen der ausserchristlichen Ethik	1917 ( " 28) " 3	1.20
Die biblische Ethik in ihrer typischen Eigenart	1917 ( " 28) " 5	1.20
Der ethische Typus der Erlanger Theologie	1917 ( " 28) " 6	1.50
Die katholische, altprotestantische und die Sektenethik in ihrer typischen Eigenart	1917 ( " 28) " 10	1.20

in der **Theologie der Gegenwart**:

Jahrg.	1907	Heft 1	Systemat. Theol. v. R. H. Grützmacher (36 S.)	— .75	apart
"	1908	" 1	" " " (41 S.)	— .80	"
"	1909	" 1	" " " (42 S.)	— .80	"
"	1910	" 1	" " " (45 S.)	— .80	"
"	1911	" 1	" " " u. Praktische Theologie von K. Dunkmann. (89 S.)	1.40	"
"	1912	" 1	" " " u. Praktische Theologie von K. Dunkmann. (85 S.)	1.40	"
"	1913	" 1	" " " u. Praktische Theologie von A. Uckeley. (118 S.)	1.80	"
"	1914	" 1	" " " (53 S.)	— .90	apart
"	1915	" 1	" " " (46 S.)	— .80	"
"	1916	" 1	" " " (40 S.)	— .80	"
"	1917	" 1	" " " (48 S.)	— .80	"
"	1918	" 1	" " " (48 S.)	— .80	"

## **Ihmels, Geh. Rat Prof. D. L., Leipzig** **Aus der Kirche, ihrem Lehren und Leben**

1914. 208 Seiten. M. 4.—

**Inhalt:** I. Grundlegung. 1. Wie bewahren wir das Erbe der Reformation u. machen es für die Gegenwart fruchtbar? II. Die Religionen u. das Evangelium v. Jesus Christus. 2. Das Christentum u. die Religionsgeschichte. 3. Das Evangelium von Jesus Christus u. die Sünde. III. Von der Schrift zum Dogma. 4. Bibel u. Bekenntnis. 5. Aufg. u. Bedeutung d. Dogmatik. IV. Die Kirche als Werkstatt d. heil. Geistes. 6. Das Wirken d. heil. Geistes in der Kirche. 7. Mehr priesterlicher Laiendienst in der Kirche!

## **Centralfragen der Dogmatik in der Gegenwart**

Sechs Vorlesungen,

gehalten auf einem vom Königl. Sächs. Kultusminist. veranstalteten theol. Kursus zur Weiterbildung von Volksschullehrern zu Leipzig

**Dritte Auflage**

1918. VIII, 194 Seiten. M. 4.20

**Inhalt:** Glaube u. Dogma. Das Christentum, sein Wesen u. seine Absolutheit. Das Wesen der Offenbarung. Die Person Jesu. Das Werk Jesu in s. bleibenden Bedeutung für die Gemeinde. Die Gewißheit des Glaubens. Anhang.

## **Hilbert, Prof. D. Gerhard, Rostock** **Moderne Willensziele**

**Der Wille zum Nichts:** Arthur Schopenhauer — **Der Wille zur Macht:** Friedrich Nietzsche — **Der Wille zur Form:** Ernst Horneffer  
**Der Wille zum Glauben:** Hamlet

1911. 80 Seiten. M. 1.25

## **Ersatz für das Christentum**

1913. VI, 84 S. M. 1.25

**Inhalt:** Christentum oder Kunst? — Christentum oder Wissenschaft? — Christentum oder Moral? — Christentum oder Religiosität?

# Kommentar zum Alten Testament

Unter Mitwirkung von

Prof. D. A. Alt-Basel, Prof. D. Dr. Fr. Böhl-Groningen, Prof.  
D. Fr. Buhl-Kopenhagen, Prof. D. Dr. W. Caspari-Breslau,  
Prof. D. J. Herrmann-Rostock, Prof. Lic. Dr. G. Hölscher-  
Halle, Geh.-Rat Prof. D. R. Kittel-Leipzig, Geh.-Rat Prof. D.  
E. König-Bonn, Prof. D. O. Procksch-Greifswald, Geh.-Rat  
Prof. D. W. Rothstein-Münster i. W., Prof. D. W. Stärk-Jena,  
Prof. D. P. Volz-Tübingen, Prof. D. Fr. Wilke-Wien

herausgegeben von

**D. Ernst Sellin**

o. Professor der Theologie in Kiel.

- I. **Genesis** übersetzt und erklärt von Prof. D.  
**O. Procksch** - Greifswald. 1913. XI, 530 S.  
10.50, eleg. Hfz. 12.70
- III. **Deuteronomium** eingeleitet, übersetzt u. erklärt von  
Geh. Rat Prof. D. Dr. **E. König** - Bonn. 1917.  
VIII, 248 S. 7.50
- XIII. **Die Psalmen** übersetzt und erklärt von Geh.-Rat  
Prof. D. R. Kittel-Leipzig. 1. u. 2. Auflage. 1914.  
580 S. 12—

**Bei Subskription** auf das gesamte alttestamentliche  
Kommentarwerk tritt eine Ermäßigung  
von 10% ein.

---

**Schaeder, Prof. D. E., Kiel**

**Theozentrische Theologie**

Eine Untersuchung zur dogmatischen Prinzipienlehre

- I. **geschichtl. Teil.** 2. umgearb. Aufl. 1916. VII, 211 S.  
M. 4.—, geb. M. 5.—

Inhalt: Einführung. Schleiermacher. Die Erlanger Theo-  
logie (Hofmann u. Frank): Seeberg u. Grützmacher. Der Bibli-  
zismus (Cremer u. Kähler). Ihmels. Ritschl. Herrmann. Jul.  
Kaftan, Häring, Th. Kaftan. Die religionswissenschaftliche Theo-  
logie. Dilthey. Heim. Schluß.

- II. **systematischer Teil.** 1914. VIII, 234 S. M. 6.80, geb. M. 8.10



# Kommentar zum Neuen Testament.

Unter Mitwirkung von

Ph. Bachmann, † P. Ewald, K. Horn, E. Riggenbach, † G. Wohlenberg

herausgegeben von

**Th. Zahn.**

- I. **Matthäus** von Th. Zahn. 3. rev. Aufl. 1910. X, 724 S. 14.50
- II. **Markus** von G. Wohlenberg. 1. u. 2. Aufl. 1910. X, 402 S. 8.—
- III. **Lukas** von Th. Zahn. 1. u. 2. Aufl. 1913. VII, 773 S. 16.—
- IV. **Johannes** v. Th. Zahn. 3. u. 4. Aufl. 14.50, eleg. Hfz. 20.50
- VI. **Römerbrief** von Th. Zahn. 1. u. 2. Aufl. 1910. III, 622 S. 12.50
- VII. **1. Korintherbrief** v. Ph. Bachmann. 3. Aufl. Im Druck.
- VIII. **2. Korintherbrief** von Ph. Bachmann. 3. Aufl. 1918. VIII, 435 S. 11.20
- IX. **Der Galaterbrief** von Th. Zahn. 2. Aufl. 1908. II, 299 S. 5.70
- X. **Epheser-, Kolosser- u. Philemonbrief** von P. Ewald. 2. Aufl. 1910. III, 443 S. 8.50
- XI. **Philipperbrief** von P. Ewald. 3. Aufl. v. G. Wohlenberg. 1917. VII, 237 S. 5.50
- XII. **1. u. 2. Thessalonicherbrief** von G. Wohlenberg. 2. Aufl. 1908. II, 221 S. 4.50
- XIII. **Pastoralbriefe** (der 1. Timotheus-, der Titus- und der 2. Timotheusbrief) von G. Wohlenberg. Mit einem Anhang: Uenehnte Paulusbriefe. 2. Aufl. 1911. VIII, 375 S. 6.80
- XIV. **Hebräerbrief** von E. Riggenbach. 1913. 511 S. 6.80
- XV. **1. u. 2. Petrusbrief und Judasbrief** von G. Wohlenberg. 389 S. 9.50

**Bei Subskription** auf das gesamte neutestamentl. Kommentarwerk tritt eine Ermäßigung von 10% ein.

**Zahn, Th., Einl. in d. Neue Testament.** 3. Aufl. 2 Bde. I. 1906. VI, 495 S.; II. 1907. IV, 668 S. 23.—

**Zahn, Th., Grundriß der Geschichte des neutestamentl. Kanons.** 2. verm. u. vielf. verb. Aufl. 1904. IV, 92 S. 2.10, geb. 2.80



Druck von Reinhold Berger, Lucka S.-A.



BV Frank, Franz Hermann Reinhold, 1827-1894.  
4022 Vademecum für angehende Theologen.  
F7 2. Aufl. bearb. und gekürzt von R.H.  
1918 Grützmacher. Leipzig, W. Scholl, 1918.  
xi, 254p. 21cm.  
Cover title.

1. Seminararians. 2. Christian life.  
I. Grützmacher, Richard Heinrich, 1876-1959,  
ed. II. Title.

228304

CCSC/mmb

